3 1761 07840840 8

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/friedrichnaumann00naum

Carl Wolfrum.

56

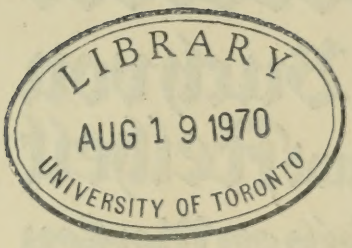
Erstes bis fünfzigstes Tausend

Friedrich Naumann

Das Blaue Buch von Vaterland und Freiheit

Auszüge aus seinen Werken

Karl Robert Langewiesche
Königstein im Taunus & Leipzig



DD
117
N2,

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten / Copyright 1913 by Karl Robert Langewiesche / Ausstattung: Karl Köster. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig / Gravüre Bruckmann, Photogr. „Veritas", München.

Das Bekenntnis zur Nationalität
und zur Menschwerdung der
Masse sind für uns nur zwei
Seiten ein und derselben Sache.

Friedrich Naumann.

Erster Teil

Von den politischen Dingen

Die hier gebotenen, zu einer neuen Einheit verschmolzenen Auszüge entstammen zum großen Teile den am Schluß angezeigten, im Verlag Georg Reimer in Berlin beheimateten größeren und kleineren Werken Friedrich Naumanns. Daneben ist ein nicht viel kleinerer Teil dem 1. bis 19. Jahrg. [1895—1913] der Naumann'schen Zeitschrift „Die Hilfe" und den bisherigen Bänden des Naumann'schen Jahrbuchs „Patria" entnommen sowie Beiträgen Naumanns in andern Zeitschriften und Zeitungen. Einige wenige Abschnitte stammen aus den Andachten der „Gotteshilfe." [Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen.— Gesamtausgabe und wohlfeile Einzelbändchen.] Kleine sprachliche Abweichungen vom Originalwortlaut wurden an einigen Stellen nötig und sind sämtlich von Friedrich Naumann genehmigt. Der herausgebende Verleger hofft durch die vorliegenden Auszüge zur Lektüre der Hauptwerke Naumanns anzuregen. Wer mit dem, was Naumann der Zeit zu geben hat, in dauernder Verbindung bleiben will, wird die genannte wohlfeile Wochenschrift „Die Hilfe" zu abonnieren gut tun. Probenummern durch die Buchhandlungen.

Es ist ein geringes Vergnügen, Bücher zu lesen, in denen das Wesen des Staates erörtert wird. Nicht als ob diese Bücher dumm wären, nein, sie sind zu gescheit! Sie wollen nämlich eine Begriffsbestimmung suchen, die für alle Staaten aller Zeiten und Völker paßt. Das aber gelingt nicht, denn der Staat ist ein Chamäleon, ein Proteus, ein verwandelbares Tier. Er sieht in den verschiedenen geschichtlichen Lagen so verschieden aus, daß man kaum noch weiß, ob er es selber ist. Er vergleicht sich einem Geschäft, das in Galanteriewaren anfing, zu Spezereiwaren überging und schließlich als Spezialgeschäft für Südfrüchte endigte, und das dabei gelegentlich seine Räume, Personal und Inhaber vollständig wechselte. Was ist das Wesen dieses Geschäftes? Schlechterdings nichts anderes als die Kontinuität des Hauptbuches und der Umstand, daß jede folgende Gestaltung sich langsam und auf natürlichem Wege aus der vorhergehenden herausgeschält hat. Alles kann sich ändern, alles, und das „Wesen" bleibt doch dasselbe! Es bleibt, wenn man so sagen darf, das unsichtbare Ich, das stets seine alten Erfahrungen und Kräfte benutzt, um anders zu werden. Dieses Staats-Ich mit Logik und Dialektik verfolgen zu wollen, ist eine Jagd nach einem Eber, der die Kraft hat, gelegentlich ein Hirsch zu sein.

Vielleicht aber hilft uns doch das Wort etwas weiter, das wir eben vergleichsweise brauchten, das Wort „Geschäft"?

Wir wollen versuchen, den Erwerbstrieb als das Wesen des Staates zu betrachten. Das ist sicher keine allseitige Betrachtung, aber sie ermöglicht einigermaßen, die Wandlungen in Subjekt, Objekt, Umfang und Qualität der Staatstätigkeit zu charakterisieren. Und zwar verzichten wir darauf, die Staatsgebilde ferner Vorzeit und anderer Zonen unter diesem Gesichtswinkel anzusehen, obwohl auch dieses nicht ganz unmöglich sein würde, und setzen dort ein, wo der „moderne Staat" in Deutschland sich bildet, beim Territorialstaat des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Der Vorgang ist dieser: Unter der Hülle des absterbenden alten Staates des heiligen römischen Reiches deutscher Nation entstehen von unten her zahlreiche neue Staaten, die Landesherrschaften. Der Trieb zur Staatenbildung ist sehr lebendig, die jungen Staaten sind aber noch nicht fest, teilen sich, verbinden sich, gehen wechselnde Kombinationen ein, bis die sehr gemischte Gesellschaft von Souveränitäten entsteht, die auf Napoleons Besen wartet. Süddeutschland war der eigentliche Herd dieser Art von Staatenbildung, die größeren Vorbilder aber lagen draußen: Frankreich, Preußen und in gewissem Sinne Österreich. Diese Art von Staaten ist es, die in scharfer Weise als Erwerbsgeschäfte bezeichnet werden können, denn sie sind fürstliche Privatunternehmen zur Mehrung der Einkünfte. Die Grundlage dieser Art von Staat ist die alte Organisation der Arbeit, daß nämlich die Arbeit in den meisten Fällen ein abgabepflichtiger Herrschaftsdienst ist. Insbesondere die bäuerliche Arbeit trug diesen Charakter. Sie war rechts und links mit Abgabepflichten behangen. Diese ungeordneten Abgaben in bestimmte Kanäle zu leiten, sie zu zentralisieren und zu vermehren, war der Zweck der Territorialherrschaft. Deshalb wollte man Untertanen haben, um Einnahmen zu haben. Man macht sich heute kaum mehr eine Vorstellung, wie Untertanen verhandelt wurden. Die Fürsten-

zusammenkünfte waren Börsen von Steuermöglichkeiten. Nicht das fragte man, ob die Untertanen zusammenpaßten, ob sie in Konfession, Sitte, Produktionsweise sich glichen, nicht ob sie Deutsch, Polnisch, Italienisch, Französisch sprachen, nicht, ob sie in der Ebene wohnten oder in den Bergen, sondern nur: was sie leisten konnten, das will sagen: welchen Mehrwert der Fürst vom Ertrage ihrer Arbeit abheben konnte. Diese Art Staatsverwaltung ist das oberste kapitalistische Großgeschäft im alten Deutschland.

Der Rohstoff, das Objekt der Tätigkeit, war also der Untertan. Das Mittel zur Bearbeitung des Stoffes waren Beamtenschaft und Heer. Die ganz kleinen Unternehmer des Monarchengeschäftes konnten sich meist von diesen Arbeitsmitteln nur das erste leisten und mußten sich sonst auf den Schutz kaiserlicher Majestät und die moralische Macht des Reichsgerichtes verlassen. Das waren sozusagen die maschinenlosen Betriebe. Von ihnen brauchen wir nicht zu sprechen; denn sie sind im Laufe der Zeit und zuletzt 1803 fast alle verschluckt worden. Die weitere Entwicklung setzt nicht bei diesen hilflosen Zwergbetrieben ein, sondern bei den Staaten mit Soldaten, bei den Staaten, welche imstande waren, Erbfolgekriege zu führen, denn der Erbfolgekrieg ist der charakteristische Krieg dieser Epoche. Er ist der reine Erwerbskrieg an sich. Das Subjekt des Krieges ist nicht die Summe der Untertanen, denn für diese machte es gar nichts aus, ob ihr gnädiger Herr noch im Lothringischen oder sonstwo einige Ämter mehr besaß, das Subjekt des Krieges ist der Fürst, oder, noch präziser gesagt, die fürstliche Kammer. Diese Kammer kaufte sich mit dem Ertrag des bisherigen Bestandes von Untertanen eine militärische Maschine zur Herbeischaffung neuer Untertanen, das heißt: sie kapitalisierte den Gewinn im eigenen Geschäft. Soldaten und Untertanen haben in diesem ersten Stadium des modernen Staates nichts miteinander zu tun.

Der Fürst nimmt absichtlich nicht seine Landeskinder zu Soldaten, da ja die Landeskinder die Herde sind, von deren Wolle er leben will. Nur wenn er in den fremden Gebieten nicht genug Soldaten auftreiben konnte, mußte er die Söhne seiner eigenen Bauern in die Uniform stecken. Das aber ist für die ganze Geschichte des Staates ein sehr wichtiger Vorgang, denn aus der Identität von Untertan und Soldat entsteht der Staatsbürger.

Im allgemeinen liegt dieser Vorgang im 18. Jahrhundert und vollendet sich im 19. Jahrhundert. Die Veränderung ist folgende: Während vorher der Soldatendienst eine bezahlte Lohnarbeit war, man kann sagen die erste Lohnarbeit großen Stils, so verwandelte er sich in eine Abgabenpflicht oder vielmehr Leistungspflicht der Untertanen. Damit wurde das Heer relativ billiger, konnte deshalb entsprechend vergrößert werden, aber die Belastung des Untertanen stieg, seine Weltabgeschlossenheit verminderte sich, und vor allem der Fürst wurde nun von der Tapferkeit und Hingabe derer abhängig, deren Ausbeutung sein bisheriges Geschäft war und nach Lage der Dinge bleiben mußte. Aus dieser neuen Kombination von Untertan und Soldat erwachsen oder durch sie vermehren sich folgende Tendenzen:

Der Fürst sucht den Druck seiner Untertanen zu vermindern und wird ein wohlwollender Monarch. Da er aber nach wie vor viel Geld braucht, so muß er das Geld kaufmännisch zu erwerben suchen. Damit entsteht die für das Volk sorgende merkantilistische Monarchie, die durch Grenzzölle, Ausfuhrverbote, Gewerbesubventionen, Kolonisationen, Entwässerungen, Lohnregulierungen, Berufszwang, Staatsfabriken und ähnliches den Gesamtertrag der Gebietswirtschaft zu heben sucht. In diesem Stadium wird der Geschäftscharakter des Monarchismus am deutlichsten, aber gleichzeitig verschiebt sich das Unternehmerverhältnis, denn von nun an

sagt der Fürst nicht mehr: ich arbeite für mich! sondern: ich arbeite für euch, ich bin der erste Diener meines Staates! Zugegeben, daß dieses Wort „ich arbeite für euch" zunächst Phrase war, so kommt es doch öfters vor, daß Phrasen bei längerem Gebrauch zu Wahrheiten werden, einfach weil sie geglaubt werden. In diesem Fall wird die Phrase zuerst vom Fürsten geglaubt, bei dem sich ein landesväterliches Pflichtgefühl entwickelt, das je nach Temperament und Seelenumfang der Fürsten sehr verschieden war, das aber doch das alte, selbstsichere Unternehmertum innerlich untergrub. Erst nachdem die Fürsten dieses „für euch" zu glauben angefangen hatten, ging es langsam auch dem Untertanen auf „für uns!" Das aber war ein viel tieferer Vorgang als der Fürst ihn gewollt und erwartet hatte. Er wollte den „dankbaren" Untertanen, der aus Dankbarkeit ein guter Steuerzahler und Soldat ist, gerade wie heute die wohlwollenden Großindustriellen den dankbaren Arbeiter wollen. Der Untertan aber nahm mehr als diesen kleinen Finger, er nahm die ganze Hand: wenn die Staatsarbeit für mich geleistet werden muß, dann bin ich ja das Subjekt des ganzen Geschäftes, der Auftraggeber, und der erste Diener des Staates ist dann mein Beauftragter! Kurz, es wurde strittig, wer Subjekt des Unternehmens sei, und die Streite in England und Frankreich erleichterten es den deutschen Untertanen, den schwierigen Umdenkungsprozeß zu vollziehen.

Die alten Monarchen des 17., 18. und auch noch des 19. Jahrhunderts waren sozusagen Großgrundbesitzer erster Klasse. Sie waren vergrößerte Gutsherren, die sich eine Militärmacht zugelegt und damit das Besteuerungsrecht über ein Landgebiet erzwungen hatten. Ihre Gegner waren nicht in der Tiefe des Volkes zu finden, denn dort wußte man es nicht anders, als daß man von irgendeiner Herrschaft besteuert

und beschützt wurde, und es konnte sich in jedem einzelnen Falle nur darum handeln, welche von den vielen Herrschaften es gerade war. Die Gegner der Monarchen waren die Nächstgrößten, die beinahe stark genug waren, selber Monarchen zu sein. Diese zweifelten nicht daran, daß es Monarchen geben müsse (das kam nur in Reichsstädten und Hansestädten vor), sondern nur daran, ob der zufällige Inhaber der Monarchie beseitigt werden könne oder nicht. Das Prinzip als solches stand fest, denn dieses Prinzip war überall vertreten. Überall wurde persönlich regiert, auf dem Bauernhof, im Handwerk, auf dem Rittergut. Die Rechte des väterlichen Regiments waren im einzelnen vielfach umstritten, im ganzen aber felsenfest. Herrschaft muß sein! Das hieß damals: ein Herrscher muß sein. Daß das Herrschen eine Gemeinschaftsarbeit sein könne, sozusagen genossenschaftlich, kollegialisch betrieben werden könne, konnte einer Zeit nicht in den Sinn kommen, die so wenig genossenschaftliche Erfahrungen überhaupt besaß. Nur in den Städten gab es freies gemeinschaftliches Handeln, was aber bedeuteten noch vor hundert Jahren in Deutschland die Städte? Das Agrarland Deutschland war monarchisch bis auf die Knochen, mochten seine Monarchen schlecht oder gut sein, weil es voll war von hunderttausend kleinen und kleinsten Monarchen, die selber Herren sein wollten, und sei es auch nur über eine Frau und zwei Knechte.

Einstmals bestand das monarchische Problem Deutschlands in der Menge der Monarchen, heute besteht es darin, daß wir im Grunde nur einen Monarchen haben. Die Fürsten der Einzelstaaten werden geachtet, sind aber kein Gegenstand politischen Streites mehr. Im allgemeinen schätzt man sie als Gegengewichte gegen Berlin, und selbst sehr unmonarchisch

gesinnte Kreise würden nicht ohne weiteres ein volles Verschwinden der Nachkommen der einstmals lebhaft bekämpften „Tyrannen" wünschen, weil die kleineren Monarchen irgendwie mit zu Seiner Majestät allergetreuester Opposition gehören. Sie haben Teil an den Resten des alten Monarchismus, aber nicht an den Anfängen des neuen. Der neue Monarchismus sitzt bei uns allein im Kaisertum.

Wenn wir uns denken könnten, wir hätten einen Kaiser, der nicht vorher König von Preußen wäre, so würde dieser Kaiser eine völlig neuzeitliche Erscheinung sein, ein Herrscher ohne langen Geschichtshintergrund, der Überwinder der Altertümlichkeiten, ein Präsident des Deutschtums ohne Ahnen. Einen solchen suchte die linke Hälfte des Frankfurter Parlaments in der Paulskirche, indem sie dem Gedanken des Erbkaisers den des Wahlkaisers gegenüberstellte. Auch Ludwig Uhland wollte den Wahlkaiser, der gesalbt sei mit dem Tropfen demokratischen Öles. Wie fein haben jene Männer empfunden, daß wir im Grunde ein freies, traditionsloses Volkshaupt brauchen! Aber freilich, aus solchen Empfindungen allein wird nie Geschichte gewoben. Der gedachte Kaiser entstand nicht, weil zur Überwindung der damals noch vorhandenen vielen alten Monarchen Kanonen gehörten, die ein gedachter oder gewählter Kaiser nicht hat. Der „Erbkaiser" trat auf die Bühne, und zwar nicht damals, als die Frankfurter wollten, sondern später, als er selbst oder vielmehr sein Kanzler es wollte. Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz entstand der preußisch-deutsche Imperialismus.

Im Getöse und Blut von Königgrätz vollzog sich zweierlei: der Sieg des Königs von Preußen über den bürgerlichen Liberalismus, und der Sieg des kommenden Kaisers über die vorhandenen Monarchen. Darin, daß diese beiden Vorgänge zusammenfielen, liegt unser politisches Schicksal, liegt auch das Schicksal der hohenzollernschen Kaiser. Sie haben zwei

Gesichter, ein preußisches und ein deutsches, ein altmonarchisches und ein neumonarchisches. Deshalb ist ihre Lage eine viel verwickeltere als etwa die des englischen Königs oder des amerikanischen Präsidenten. Überall steht bei uns um den Kaiser herum eine Vergangenheit, die alles andere ist, nur nicht modern imperialistisch. So oft er sich unterzeichnet I. R. (imperator, rex), zeichnet er als Bewohner zweier Welten.

Es muß in der neuen Zeit etwas sein, was zur Großmonarchie hindrängt.

An sich erscheint die neue Zeit als eine starke Demokratisierung oder Vergesellschaftung des Lebens. Der Begriff des Monarchen im gewöhnlichen Leben wird unsicherer. Was ist in den städtischen Familien die Vatergewalt über heranwachsende Kinder? Was ist Mannesgewalt über die Frau? Wo ist noch ein Herrenverhältnis zum gewerblichen und häuslichen Gesinde? Jetzt ist fast jedes Dienstmädchen Fräulein und jeder Knecht ein kleiner Herr. An Stelle der Herrschaftsrechte treten kündbare Verträge, und niemand kann mit vollgeblasenen Segeln durch die Welt fahren: seht, seht, hier komme ich! Alle stehen unter der Kontrolle der Öffentlichkeit, gehorchen derselben Obrigkeit, lesen dieselben Zeitungen, verschwinden in einer Menge, in der es kein Monarchentum mehr gibt. Die neue Zeit bringt allgemeine Schulpflicht, allgemeine Wehrpflicht, Einordnung in hundert Verbände, Kassen, Vereine. Jeder Mensch sagt zu seinem Vordermann: weshalb sollte ich dich höher achten als mich? Die Masse steht auf und zieht einen Volksteil nach dem andern in sich hinein, bis es nichts mehr gibt als eine einzige Flut von Menschen oder Bürgern ohne Namen. Die Nation hat noch einen Namen, der Beruf lebt, aber der Einzelmensch ist Molekül im Eisenguß geworden, Zelle im Organismus. In dieser Demokratisierung der Menschen liegt die besondere Größe und Leistung gerade unserer

Zeit: Massenverkehr, Massenhandel, große Industrie und große Heere. Der Mensch wird zu großen Formen zusammengeknetet wie niemals früher. Dabei zerbrechen die kleinen Monarchen, die Monarchen der Werkstatt und der Ortsgemeinde, dabei zerbrechen auch etliche Großherzöge und werden still, aber — — das ist das Merkwürdige, daß die Mechanisierung und Demokratisierung der Gesellschaft aus sich heraus neue Könige erzeugt.

Auf allen Gebieten des modernen Lebens heben sich einzelne Köpfe heraus, die weit mehr bedeuten, als es früher bei engeren Verhältnissen überhaupt möglich war. Je gleichförmiger die Durchschnittsbedingungen des Daseins werden, desto ungeahnter wird die Kraft dessen, der die Durchschnittsbedingungen zu regeln hat. Über Hunderttausenden von Bergleuten und Metallarbeitern, über einem Heer von Unterbeamten und Oberbeamten, über einem Apparat, in dem die Millionen auf- und absteigen, walten einige direktoriale Köpfe. Man braucht nur an Kohle zu denken, so weiß man etliche Namen, an Schiffahrt, so nennt man etliche Männer. Man denkt an das Bankwesen, es hat seine Könige, an die Elektrizität, sie besitzt ihre Herren. Mit jedem neuen Syndikat entsteht ein neuer Herzog, mit jedem Großhandelsartikel entstehen neue Gewaltige. Die Grundform des neuen Wirtschaftslebens ist die Zusammendrängung der Oberleitung in wenige Hände. Wohl selten hat ein Zeitalter den Vorgang der Entstehung von Herrschaften so handgreiflich erlebt als das unserige. Es ist demokratisch und monarchisch zugleich. Die Technik drängt zur Einheit und die Einheit zur Einheitsleitung.

Auch im Leben der arbeitenden Masse waltet dasselbe Gesetz. Solange die Arbeiterverbände klein und hilflos sind, gilt in ihnen ein Genosse fast so viel wie ein anderer, sobald sie aber breit und verantwortungsvoll werden, sind es einige Männer, die ganz von selbst über alle anderen herauswachsen und für sich allein mehr wirkliche Macht besitzen als zehn-

tausend Vereinzelte. Ein Führer einer großen Gewerkschaft ist auf seinem sozialen Gebiete ein Herr über Krieg und Frieden. Er kann nicht willkürlich schalten und walten, aber das haben auch die Fürsten niemals wirklich gekonnt, er ist wie sie von denen abhängig, deren Angelegenheiten er verwaltet, aber in seinem Kopfe reifen die letzten Entschlüsse und entstehen die Pläne des nächsten Jahres. Auch große demokratische Parteien schaffen sich von selbst ihre Oberhäupter, ihre Diktatoren, die zwar keine geschriebenen Königsrechte besitzen, aber deren Wille durch Hunderttausende weiterrollt. Und je länger die moderne Entwicklung andauert, je größer die Verbände sowohl der Industrien wie der Banken, des Handels und der Arbeiterschaft werden, desto klarer wird auch der monarchische Zug heraustreten, der in dem allen mit enthalten ist.

Die Zauberworte der Modernität sind Großbetrieb, Organisation, Disziplin. Daß in dieser allgemeinen Richtung sehr große Gefahren für das Menschentum liegen, ist zweifellos richtig; an dieser Stelle beschäftigt uns aber nur die Tatsache des allgemeinen Zuges zum Großbetriebe, weil er die Grundlage für die Erneuerung des Einflusses der obersten Monarchen geworden ist. Eine Zeit, die auf allen Gebieten Herrschaftspersonen über die Masse heraufsteigen sieht, Organisatoren großen Stils, hat eben dadurch eine gewisse Offenheit für einen Mann an der Spitze des Staates, ob er nun Präsident heißt oder Kaiser, ob er gewählt wird oder geboren, ob er Ahnen hat oder nicht. Man schaut zu ihm auf wie zu den anderen Größen der industriellen Massenentwicklung, und da er von vornherein schon eine hohe Macht fertig mitbringt, so stellt sich die Öffentlichkeit selber in seinen Dienst. Von ihm reden die Zeitungen, sein Bild hängt an jeder dritten Wand, seine Worte werden telegraphiert, und auch das wird für beachtlich gehalten, was er über Nebendinge äußert. Dieselbe moderne Tendenz, die einige große Dichter und Schrift-

steller zu Weltberühmtheiten macht und die den Ruhm eines Musikers von Odessa bis San Franzisko verbreitet, hilft mit Vorliebe denen, die noch mehr zu gestalten haben als nur Theaterspiele und Konzerte. Sobald sie es nur einigermaßen verstehen, sich photographieren zu lassen, werden sie sofort von aller Welt photographiert. Einst gab es eine gewisse kleinbürgerliche Gesinnung, die aus einer Art ehrlichen Bürgertrotzes von Hof und Hofgeschmeiß nichts wissen wollte. Diese Gesinnung wurde leider je länger desto mehr von einer anderen Art des Denkens verschlungen: die Menschheit will Repräsentanten haben, Signalpersonen, Präsidenten, mögen diese nun Bebel heißen oder Tolstoi, Ballin oder Kirdorf, Mendelssohn oder Kanitz, Röntgen oder Zeppelin, Roosevelt oder Wilhelm II.

Wie aber arbeitet eigentlich der Monarch? Wir stellen diese Frage nicht in der Weise des neugierigen Zeitungsreporters, der wissen will, wann der Kaiser früh aufsteht, wann er ausreitet, wie oft er sich umkleidet, wie viele Unterschriften er leistet und wie viele Hasen er auf der Hofjagd schießt. Alles das ist uns nebensächlich. Die Frage, die uns beschäftigt, ist die, ob es nicht überhaupt und an sich eine große Illusion ist, daß ein einzelner Mensch so große Aufgaben übernimmt, wie im modernen Begriffe der Monarchie liegen. Auch ein sehr begabter Monarch kann doch schließlich nur eine begrenzte Zahl von Dingen wirklich wissen, um aber regieren zu können, muß man wissen.

Zweifellos ist gerade beim gegenwärtigen deutschen Kaiser die Fähigkeit, sich schnell in allerlei Dinge hineinzufinden, sehr ausgebildet, aber selbst wenn sie größer wäre als bei irgendeinem anderen sterblichen Menschen, so kann er nur einige Prozent von dem wirklich wissen, was in sein Arbeitsgebiet gehört. Er muß für sich denken und arbeiten lassen und bleibt als Einzelmensch sozusagen nur die innerste Stelle

des Apparats, der von außen her Monarch genannt wird. Alles wird ihm verarbeitet und nur in seinen letzten Stadien vorgetragen, und es gehört Kunst dazu, die Speise der Wirklichkeiten für ihn zuzubereiten. Wir wollen damit nicht sagen, daß ihm Falsches vorgetragen wird, aber es liegt in der Natur der Sache, daß er für breite Darlegungen weder Zeit noch Nerven übrig hat. Er bekommt Zeichnungen in äußerster Verkürzung, letzte Reduzierungen komplizierter Dinge. Was wird er beispielsweise von den Einzelheiten des Zolltarifs gewußt haben? Was kann er von den Einzelheiten des bürgerlichen Gesetzbuches wissen? Wie weit kennt er die Akten der auswärtigen Politik? Was weiß er morgen noch von den Personen, die er heute empfangen mußte? Alles fliegt in fabelhaftem Wirbel an einem einzigen Kopfe vorbei: Weltpolitik, Familiensorgen, Schiffskonstruktionen, babylonische Altertümer, päpstliche Wünsche, Divisionsmanöver, Einweihung eines Standbildes, Gerichtsverhandlungen gegen hohen Adel, Militärgerichte, Wechsel im Gesandtschaftspersonal, neue Uniformen, Sozialpolitik, Geldfragen der Hausverwaltung, Literatur, Todesfälle, Reichsfinanzen, Mädchenschulreform, landwirtschaftliche Ausstellung, Reibung im Ministerium, Brief aus Petersburg, bulgarische Wünsche, Hochzeit, Einladung, Eisenbahn — wer kann es wissen, wer mag es beschreiben, was alles an den Gehirnwindungen eines Monarchen auf und ab klettert? In diesem Bewußtsein nun werden die schwersten Entscheidungen reif. Er steht zu allen diesen Dingen nicht wie ein Zeitungsleser, der nur träumend von ihnen erfährt, nicht wie ein Journalist, der nur neugierig und unverantwortlich über sie schreibt, sondern als der Mann, der im Fluge etwas Entscheidendes sprechen soll: das und das will ich! Dort, wo der Wille am freiesten ist, hat er am wenigsten Zeit, sich auszugestalten.

Der moderne Staat ist ein höchst verwickeltes Instrument, noch viel verwickelter als eine große Bank oder ein industrielles Syndikat. Da nun schon die großen geschäftlichen Unternehmungen der Neuzeit eine sehr augenfällige Neigung haben, bei aller scheinbaren Wahrung der gesellschaftlichen Verfassungen in Wirklichkeit von wenigen Einzelköpfen regiert zu werden, so ist der Vorgang, den wir Imperialismus nennen, das Entstehen monarchischer Zentralstellen, an sich wohl unvermeidlich und liegt im Gange der Großbetriebsentwicklung. Je sozialistischer wir werden, desto imperialistischer werden wir sein müssen, ob wir es wollen oder nicht, weil jede neue Staatstätigkeit den Apparat noch mehr belastet und seine kollegialische Regierbarkeit vermindert. Man verstaatliche beispielsweise die Bergwerke, falls es möglich ist! Wer wird dadurch stärker? Nicht das Parlament, sondern die Spitze der verwaltenden Mächte, der oberste Diener des Staates, er heiße Kaiser oder Präsident. Wer das nicht will, der muß eine kleinbürgerliche Wirtschaft festhalten wollen. Aber wer kann das? Alle Berufsverbände ohne Ausnahme fordern neue Staatstätigkeiten und damit neue Beamte Seiner Majestät. Diesen Gang der Geschichte erleben wir. Gleichzeitig aber bereitet sich innerhalb des monarchischen Systems etwas anderes vor, was man die Entpersönlichung des Monarchen nennen könnte, ein Vorgang, der eine einfache Folge davon ist, daß der Monarch beim besten Willen nicht mehr alles wissen kann, was für ihn und in seinem Namen und Auftrag geschieht, selbst nicht mehr in allgemeinsten Umrissen. Der Monarch wird ein Begriff. Es wird Recht gesprochen „im Namen des Königs". Es wird regiert im Auftrag des Königs. Solange er eine starke arbeitsame Persönlichkeit ist, bedeutet diese Kontrolle nicht allzuviel, ist er weniger stark, körperlich matt oder weniger bereit, sich stets als Mikrophon des Gesamtgetriebes anzusehen, dann beginnt hinter der Zeit der Konzentration aller

Staatstätigkeiten eine Zeit der Dezentralisation der monarchischen Leistungen. Auch diese wird sich nicht nach einem fertigen ausgedachten Schema vollziehen, sondern in der Praxis von Fall zu Fall, von Schritt zu Schritt. Der neue komplizierte Staat sucht sich seine Instrumentierung. Welche Rolle dabei die Volksvertretungen spielen werden, wird davon abhängen, welche Kraft sie für die wirkliche Staatsarbeit mitbringen. Mit bloßen Deklamationen über Republikanismus und konstitutionelles System allein ist wenig geschehen: wer arbeitet, erwirbt sich Rechte, und wer Erfolg hat, dem gehört die nächste Periode.

Solange der Kaiser sich als fähig erweist, die Riesenaufgabe des modernen Imperialismus persönlich zu erfüllen, wird keine Gewalt ihn nötigen können, von seinem souveränen Ernennungsrecht etwas aufzugeben. Deshalb erschienen bis vor wenigen Jahren alle derartigen Forderungen ganz abenteuerlich, weil die Mehrheit der Nation noch an die Möglichkeit der persönlichen Ausfüllung der obersten Stelle glaubte. Dieser Irrtum ist heute schon vielfach als solcher eingesehen worden. Die Stelle ist da, die Aufgabe ist gewaltig, die Anforderung ist übermenschlich, aber es geht — über die Kraft. Das ist das Ergebnis der letzten Zeit, daß dieses allgemein und offen anerkannt wird. Jetzt also sind die Tage gekommen, in denen über die Entpersönlichung der Krone verhandelt werden muß, nicht als ob das ein Akt von heute auf morgen sei, aber so wie man schwere geschichtliche Aufgaben mit einem Stoßseufzer, aber doch mit Entschlossenheit aufnimmt.

Es soll im Namen des Königs und Kaisers regiert werden, aber nicht von ihm. Es soll im Auftrage des Kaisers regiert werden, aber vom Vertrauensmann der Parlamentsmehrheit. Das bedeutet für den Kaiser eine große Entsagung, und wir werden uns nicht wundern, wenn er sich wehrt. Noch hat er starke Kräfte in seiner Hand, es fragt sich nur, ob seine Hand

noch ruhig und fest genug ist. Er kann den Prozeß der Entpersönlichung hinausschieben bis zur nächsten Generation, wenn er der Mann des Erfolges ist. Aber die ersten Jahrzehnte seines Regiments sprechen trotz alles ihres persönlichen Glanzes und Schimmers nicht dafür, daß er das können wird. Einst sprach er: ich führe euch glücklichen Tagen entgegen! Wenn dieses sein Ich noch heute wie eine helle Trompete klingen würde, was könnte gegen ihn getan werden? Aber die Trompete klingt matt. Das Drama fängt an zur Tragödie zu werden, so wenigstens scheint es.

Einst schrieb er ins goldene Buch der Stadt München, des Königs Wille sei das oberste Gesetz. Ja, dann aber muß der Wille des Königs von Eisen sein und seine Nerven von Platindraht, seine Augen hell wie Kristalle und seine Gedanken fest wie ein Rädergetriebe von bestem Stahl. Ein solcher Wille findet auch in der heutigen Welt sein Gebiet, aber ein Hin- und Herzucken von Willensansätzen, ein Versuchen und Verlassen, ein Kommen und Gehen, das ist nicht das oberste Gesetz, bei uns nicht und nirgends in der Welt. Noch heute kann es Cäsaren geben, aber es gehört dazu eben Cäsar.

Für die Anrechnung vergangener Verdienste hat die neuere Zeit sehr wenig Sinn. Wir alle haben mehr oder weniger folgende Empfindung: der Mann, der den Oberbefehl von einer Armee führen soll, wie sie niemals früher vorhanden war, muß entweder der erste Feldherr sein, den es gibt, oder er muß sich restlos und rückhaltlos zurückziehen, um dem ersten Feldherrn Platz zu machen, weil es ein geradezu unerhörter Gedanke ist, daß die ungeheuren Militäranstrengungen eines modernen Volkes deshalb mit einer Niederlage endigen, weil durch Erbschaft die Führung in unsichere oder gar unfähige Hände gekommen ist. Unser Zeitalter ist grundsätzlich geneigt, die absolute Einheit des Oberbefehls zuzugestehen, weil unsere

technischen Lebenserfahrungen uns in diesem Sinne monarchistisch beeinflussen, aber es hat ein höchst gesteigertes Gefühl dafür, was alles von der Auswahl der richtigen Oberpersonen abhängt. Wir sind nicht Monarchisten aus Theorie, sondern aus Praxis, aber deshalb messen wir auch den Monarchen mit den strengsten praktischen Maßstäben etwa so, wie wir den Chef eines Elektrizitätswerkes oder den Oberbürgermeister einer Großstadt beurteilen. Wir verlangen nichts Unmenschliches von ihm, keine vierdimensionalen Kräfte, aber wir verlangen, daß er entweder selbst eine Nummer eins ist, oder es versteht, sich durch eine solche vertreten zu lassen. Ein Monarch, der nicht auf diesen Ton gestimmt ist, erscheint uns sofort als Serenissimus und bedeutet gar nichts.

Auch in anderer Hinsicht ist ein sehr merkbarer Unterschied zwischen der alten und der neuen Auffassung. Der Monarch des alten Systems tritt in den Saal und alles verbeugt sich, er kommandiert und alle schweigen. Der alte Monarch ist von lauter Demut umgeben, und wenn man auch wüßte, daß er ein Mensch ist, so gibt man sich doch Mühe, diesen einfachen Tatbestand zu vergessen. Die modernen Monarchen des Gewerbes und des Handels aber sind völlig andere Naturen. Fast alle sind im Privatverkehr biegsam, gelenkig, höflich, stets darauf bedacht, ihren großen Einfluß nicht gesellschaftlich hervorzukehren. Fast jedesmal, wenn man einen erfolgreichen modernen Menschen kennen lernt, ist man erstaunt, wie sehr er zu diesem eigentlich neuzeitlichen Herrschertypus gehört. Es gibt stahlharte Willensmenschen mit feinen milden Händen. Ihnen liegt nichts an Titeln, Orden, Uniformen, an Pomp und Majestät fürs Auge der Frauen und Kinder. Wo sie können, sind sie Privatleute. Diese modernen Herzöge erziehen uns alle zur Kritik des alten Majestätswesens. O, welch ein altfränkisches Brimborium! Man denke an die Zusammenkunft von Cecil Rhodes mit Wilhelm II.!

Die alte Majestät tut so, als ob sie von selbst alles wisse und könne. Jede Regierungshandlung ist ein erhabener Gedanke seiner Majestät. Die neue Art des Herrschens tut so, als ob sie sich überall Rat holen müsse, weiß aber meist von vornherein, was sie will. Jenes Verfahren ist autoritär, dieses ist kollegialisch. Alle moderne Macht geht in den Formen der gemeinsamen Beschlüsse einher. Man denke an den Syndikatsleiter, an den ersten Bankdirektor, an den Gewerkschaftsführer! Keiner von ihnen stellt sich hin: der Staat bin ich! Und die größten der Militärmonarchen waren auch in der Form kollegialisch, vor allen anderen Napoleon I. Vor ihnen durfte alles gesagt werden: weil sie alles wissen wollten. Nichts ist gefährlicher für die erste Stelle, als wenn sie zur Feierlichkeit verdammt ist. Dazu neigt das alte System. Das Volk von heute aber versteht keine Feierlichkeit in der Arbeit, weil es von der Arbeit sehr viel versteht, und es wird sehr nachdenklich, wenn es den Mann, der die gewagtesten Arbeiten zu leiten hat, in Positionen sieht, als ob ein König aus dem Morgenlande gespielt werden sollte.

Arbeit ist die Philosophie der Neuzeit. Vielleicht arbeiten wir zu viel und träumen zu wenig, aber sicher ist, daß unsere Ehrfurcht den großen gestaltenden Arbeitern gilt, den Menschen, die sich selbst in Zucht haben, um Meister der Dinge werden zu können. Auch diejenigen, die selber nicht an Überarbeitung leiden, wollen ihr Werturteil über menschliche Größe und Majestät von nichts anderem abhängig machen als von dem Eindrucke der Arbeit, des Könnens, der hohen Leistung. Darüber dachten frühere Zeiten anders. Sie wollten fromme Fürsten oder kunstsinnige Fürsten. Wir wollen uns unsere Frömmigkeit und Kunst gern allein besorgen, wenn wir nur sicher sind, daß der Fürst etwas von der Staatsmaschine versteht, so viel wie der Kapitän des Ozeandampfers von seinem Schiff oder der Chauffeur von seinem Automobil.

Unser Monarch hat für uns nur einen Zweck, wenn er Kapitän oder Chauffeur ist auf der gefährlichsten Fahrt, die es gibt, auf der Fahrt ins Meer der Weltgeschichte. Wir wollen ihn nicht mit unnützen Fragen stören, wenn wir seinem eisernen Gesicht ansehen, daß er nichts, gar nichts im Kopfe hat, als sein gewaltiges und gefährliches Instrument, das aber wollen wir ihm ansehen können; denn von seinen Nerven oder denen seiner Stellvertreter hängt die Zukunft der Millionen von Menschen ab, die unsere Waffen tragen, die auf unseren Panzerschiffen schwimmen, die für unsere Nation Steuern zahlen und die in harter Tagesarbeit den Nationalreichtum stückweise gewinnen. Hinweg mit aller falschen Romantik! Sie verschleiert nur die eine Tatsache, die viel größer ist als Gold und Purpur, die Tatsache, daß ein Mensch von Fleisch und Blut uns führen muß, wenn wir um Tod und Leben kämpfen. Wer ist dieser Mann und was kann er?

Kein König lebt davon, daß er sich selber für nötig hält, sondern er muß von den anderen Leuten für nötig gehalten werden. Das aber wird immer auch von gewissen Nützlichkeitserwägungen abhängen. Die bloße Tradition allein ist kein fester Unterbau, und auch sie ist ja oft nur ein Nachklang früherer Nützlichkeitserwägungen. Mag in Zeitaltern mit viel Religion und Mystik die monarchische Tradition in hohem Grade von feierlichen und unergründlichen Seelenstimmungen umwoben gewesen sein, so ist wenigstens heute der Charakter der meisten Menschen nicht mehr so romantisch, daß sie ohne praktische Überlegung reine Herzensmonarchisten sind.

Eine rein monarchische Politik wird im allgemeinen nur in einem Volke dauerhaft und stark sein können, in dem auch sonst das monarchische Prinzip eine bedeutende Rolle spielt,

und ebenso wird eine rein republikanische Politik nur dort allen Anfeindungen gegenüber sich erhalten können, wo ein Volk sich in seinen privaten Angelegenheiten republikanisiert hat und diesen Zustand treu bewahrt. Es ist ganz unmöglich, auf ein patriarchalisches Volk eine rein demokratische Verfassung aufzusetzen und umgekehrt. Deshalb hat es gar keinen Wert, eine ganz allgemeine Theorie zu entwickeln und über die Verteilung der Kräfte im Staat aus freier Luft zu philosophieren. Theoretisch kann man ja sehr leicht Republikaner sein.

Vom Absolutismus zum englischen System! Das ist das Ziel der deutschen Entwicklung. Dahin weisen die allgemeinen Zeiterscheinungen in allen Ländern, denn überall fast finden wir wie in England ein gleichzeitiges Aufsteigen sowohl imperialistischer wie demokratischer Kräfte. Zwischen diesen beiden beginnt das alte Ringen von neuem, und erst aus diesem Ringen heraus wird sich die Zukunftsform der Herrschaft über den Staat ergeben. Wir können nicht mehr monarchisch im alten Sinne sein, können aber auch die Monarchie nicht abschütteln wie ein altes Gewand. Sie ist da, ist eine Wirklichkeit und wird uns allen noch sehr viel zu schaffen machen.

Der Konstitutionalismus ist kein Prinzip, sondern ein Kompromiß, ein notwendiger, unvermeidlicher Kompromiß, aber auch nichts mehr als das. Die Monarchie ist ein Prinzip, die Demokratie ebenfalls, der Konstitutionalismus ist eine aus beiden bestehende Wirklichkeit. Es gibt keine theoretische Grundlage für die Verteilung der Souveränität zwischen Monarchie, Aristokratie und Demokratie, sondern immer ergibt sich die jeweilige Verteilung aus der beiderseitigen Stärke. Nichts hindert die beiden Mächte, wenn sie ihre Kräfte gemessen haben, periodenweis zusammenzugehen, aber von beiden Seiten wird man das Zusammengehen nicht anders auffassen können, als etwa einen Staatsvertrag zwischen zwei Staaten, die ihre natürliche Gegnerschaft um gewisser gemeinsamer Zwecke willen einschränken. Veränderte Kraftverteilung, veränderte Geschichtslage verändern auch das beiderseitige Verhältnis. Alles in der Politik ist Kampf ums Dasein, auch das Verhalten von Monarchie und Demokratie zueinander. Wer sich prinzipiell zum Konstitutionalismus bekennt, gibt das Recht des demokratischen Stimmzettels grundsätzlich auf. Ebenso aber gibt er das Recht der monarchisch militärischen Führung grundsätzlich auf. Wir erkennen beide Rechte als an sich vorhanden an und suchen keine Vereinigungstheorie, sondern nur einen Weg praktischen Zusammenwirkens beider Faktoren für die Entwickelung der Nation. Es ist ein Wahn,

als ließen sich alle in den Dingen vorhandenen Gegensätze durch schöne Zwischentheorien beseitigen. Richtiger ist, die Gegensätze als solche anerkennen und von da aus Zukunftswege zu suchen. Ewige Normalverfassungen gibt es nicht.

In jedem Vereine gibt es neben der geschriebenen Verfassung einen wirklichen Verfassungszustand, der oft sehr anders aussieht. Beispielsweise besagt das Statut, daß alle Macht bei der Generalversammlung liegt, die Wirklichkeit aber zeigt, daß die Generalversammlung nur eine Komödie ist. Oder es steht im Statut, daß der Sekretär vom Vorsitzenden seine Anweisungen empfängt, in Wirklichkeit aber verläuft die Sache gerade umgekehrt. Man kann getrost sagen, daß nie eine Verfassung ganz genau gehalten wird, weil sie schon in dem Augenblick, wo sie eingeführt wurde, ein Kompromiß war oder ein Gewaltakt, oder im besseren Falle eine Abmachung, bei der sich die verschiedenen Beteiligten etwas Verschiedenes dachten. Schon Lassalle hat vor mehr als fünfzig Jahren darauf hingewiesen, daß beispielsweise das Königtum nicht deshalb existiert, weil es in der Verfassung steht, sondern, daß die Verfassung nur ein Friedensschluß ist, der so lange dauert, als er den vorhandenen Machtverhältnissen entspricht. Es gibt Herrscher, die viel stärker sind als sie es nach der Verfassung sein dürfen. Wer wird sie hindern? Nur wieder eine Gegenmacht, die ihnen gewachsen ist. Diese Gegenmacht wird dann die Verfassung als wirksames Kampfmittel benutzen, aber das bloße Papier für sich allein ist tot.

Der König von Preußen liest zwar, soviel man hört, nur wenige Bücher, aber das Buch des alten Macchiavelli „über den Fürsten" wird ihm doch wohl nicht unbekannt sein. Dort steht als Grundformel der Macht, daß der Fürst mit der Menge der Bevölkerung gehen müsse, wenn er

nicht will, daß ihm die Oberschichten den Staat ruinieren. Scheinbar steht ihm die Oberschicht viel näher, denn sie speist von seinem Tische und reitet auf seinen Jagden, aber sie ist unersättlich in ihren Ansprüchen und verdirbt damit schließlich Heer und Finanzen. Um gegen sie etwas in der Hand zu haben, braucht der Fürst die Masse.

„Die Masse muß es bringen" ist auch ein Wort für Könige und Kaiser. Die deutsche Masse bringt es, sie bringt Heer, Flotte, Geld und Macht. Ohne Massenwachstum hilft keine persönliche Genialität. Moderne Riesenmachtmittel sind nur möglich, wenn ein ganzes Volk frühlingsartigen Saft in seinen Gliedern hat. Nicht die Fürsten machen das Volk, aber mit dem Volke wachsen große Herrscher.

Es zeigt sich, daß im Grunde Kaisertum, industrielle Aristokratie, Demokratie drei Erscheinungsformen ein und derselben Sache sind. Sie sind drei Folgen des Aufwachsens des neuen, volkreichen, gewerblichen Deutschland auf dem alten agrarischen Boden. Es ist unmöglich, sich Deutschland als mächtiges Kaiserreich zu denken ohne Industrie, Industrie ist unmöglich ohne Proletariat. Die Neuzeit kommt imperialistisch-proletarisch. So sehr die aufsteigenden Mächte der Neuzeit unter sich durch lebhaft empfundene Interessengegensätze und auch durch daraus folgende Antipathien getrennt sind, so oft sie auch bisher politisch sich gegenüberstanden, sie sind doch, weltgeschichtlich angesehen, ein gemeinsames Gewächs. Es ist unmöglich, im gegenwärtigen Zeitpunkt eins dieser Elemente ohne das andere zu denken. Wenn eins von ihnen krankt, so kranken die zwei anderen mit.

Demokratie ist politische Herrschaft des Mehrheitsprinzips, Kaisertum ist nationale Herrschaft des Einen. Zwischen diesen zwei politischen Prinzipien gibt es keine endgültige formale

Aussöhnung. Aber im Lauf der Geschichte gibt es Perioden, wo die Macht der Verhältnisse, die Logik der wirklichen Dinge ein Zusammenwirken der zwei Faktoren nötig macht. Eine absolute Monarchie ist in der Gegenwart ebenso unmöglich wie eine absolute Demokratie. Beide Teile protestieren formell gegen jede Abschwächung des in ihnen liegenden natürlichen Gegensatzes, aber sie verstehen sich dazu, einen gemeinsamen Weg gemeinsam zu gehen. Hat nicht die bisher herrschende agrarische Aristokratie im Grunde ebenso gehandelt? Die Monarchie entstand im Kampf mit ihr, machte aber dann mit ihr gemeinsam Geschichte. Jetzt bricht die Sicherheit dieses alten Bodens. Die Wirtschaftsführung kommt in die Hand der industriellen Aristokratie. Diese aber hat keine eigene Massenwirkung. Der Kaiser führt die Nation als Diktator der neuen Industrie. Indem das Kaisertum aber dieses tut, braucht es die Masse, die Demokratie. Das ist der Entwickelungsgang, den unsere deutsche Geschichte gehen wird. Eins nur läßt sich nicht vorhersagen: mit welchen Zwischenstufen, über welche Hindernisse dieser Weg gegangen werden wird. Jetzt ist zwischen Kaisertum und Demokratie noch volle Spannung auf beiden Seiten.

Wenn einmal, der Not der Tatsachen folgend, das Kaisertum langsam sich auf die linke Seite gestellt hat, wird sich das wahre Herz der Rechten zeigen. Die Königstreue der Ostelbier ist dann, wenn sie nichts mehr zu hoffen haben, Spreu im Winde. Sie werden dann die Rolle des alten französischen Adels spielen und zusammen mit den beträchtlichen Resten des Klerikalismus und den Polen, deren es dann durch ihre Hilfe 30 im Reichstag geben wird, die Partei der „Reichsfeinde" ausmachen. Mühsam und schwer wird man sie aus der oberen Beamtenschaft hinausschieben, lange werden sie noch in der Generalität vorherrschen,

tappend und unsicher wird eine neue Klasse von oberen Beamten heranwachsen, der entscheidende Schritt zu Deutschlands Zukunft und Größe wird aber getan sein. Auf konservativer Seite wird man brüllen, als ginge die Welt unter, aber auf der Seite des schaffenden Volkes wird neuer, früher nie vorhandener Patriotismus zu vaterländischen Leistungen treiben, zu denen eine alte sinkende Klasse unfähig geworden war. Der deutsche Geist wird dann, wenn er frei geworden ist, die Welt erobern.

Der Monarch denkt als Monarch, der Proletarier als Proletarier, jeder von beiden denkt aus seiner Lage heraus, und man müßte einen traurigen Kleister von Worten kochen, wenn man beide Teile zu derselben staatsrechtlichen Lehre bringen wollte. Das ist ja aber auch nicht nötig, da verschiedene politische Faktoren mit verschiedenen klar ausgesprochenen naturnotwendigen Tendenzen desto freier und offener das Gemeinsame finden können, nachdem sie ihre Unterschiede beiderseits unzweifelhaft dargetan haben. Viel unklarer als eine Demokratie, die ihr Prinzip wahrt, aber praktisch mit dem Kaiser geht, ist ein Konservatismus, der theoretisch die absolute Macht anerkennt, und praktisch gegen sie agitiert, sobald sie ihm irgendwie drückend wird. Niemals kann in einem großen Volke eine einheitliche staatsrechtliche Theorie eine allgemeine Zustimmung gewinnen. Alle Politik ist ein Handeln und Kämpfen von Kräften.

Wer Tag für Tag direkte Entscheidungen in Weltmachtsfragen abzugeben hat, für den kommt die politische Erziehung der einzelnen Teile einer Masse, die er oft als Hinderung empfindet, nur gelegentlich in Betracht. Im allgemeinen wird er geneigt sein, auch die innere Politik nur unter dem Gesichtspunkt des Schachspiels der Kräfte anzusehen. Eine För-

derung ihrer politischen Tendenzen kann also die Demokratie vom Imperator nur insofern erwarten, als Konzessionen demokratischer Art für Hilfsleistungen auf nationalem Machtgebiet geleistet werden. Eins aber wird dabei von demokratischer Seite oft übersehen. Man glaubt, daß es ein direktes Interesse des Imperators sei, freiere Gestaltung der Landtagswahlen, Kommunalwahlen, Vereine usw. zu hindern. Das ist nicht der Fall. Der Imperator, der Weltpolitik macht, ist tatsächlich in der Lage, in diesen Dingen äußerst entgegenkommend zu sein, um so mehr, je mehr er seiner eigenen persönlichen Wucht sicher ist. Er ist keineswegs ein geborener Gegner demokratischer Fortschritte, nur allerdings auch kein geborener Freund derselben. Solche Fortschritte zu erreichen, ist und bleibt Aufgabe einer klugen, praktischen Politik der Masse. Der Imperator hat sein Auge anderswohin gerichtet: auf die Ausdehnung der Macht.

Nie wird sich eine große Nation von Leuten führen lassen können, deren Zuverlässigkeit in der Machtfrage nicht absolut ist. Ein Volk, das anders handeln würde, müßte sich selbst aufgeben. Erst dann, wenn die freiheitlichen und sozialen Volksteile nationalen Machttrieb in sich pflegen, werden sie erfolgreich gegen die festeste und älteste Aristokratie kämpfen können.

Die äußere Politik ist in ihrem Gesamtverlauf noch wichtiger und folgenschwerer als die innere. Natürlich hängen beide aufs engste zusammen: man kann keine kraftvolle äußere Politik machen ohne ein gesundes kraftvolles, patriotisches Volk, man kann keine größere soziale Reform ins Leben rufen ohne eine Wirtschaftspolitik, hinter der das Schwert geschliffen ist. Beide Arten von Politik sind

ja im Grunde nur Tätigkeiten desselben Gesamtkörpers, zwei Arten von Aktualität desselben Blutes. Aber die äußere Politik hat doch im einzelnen Moment die größere Verantwortung, denn alle inneren Reformen, alle Freiheit, Gerechtigkeit, Wohlstand und Bildung sinken und brechen von dem Moment an, wo die Macht nach außen fällt. Das empfindet die weitaus größte Mehrzahl unseres Volkes, bis tief hinein in die Sozialdemokratie, daß wir um alles in der Welt keine große militärische Niederlage haben dürfen.

Nichts, nichts hilft in der Weltgeschichte Bildung, Kultur, Sitte, wenn sie nicht von der Macht geschützt und getragen werden! Wer leben will, muß kämpfen. Das gilt vom einzelnen, von der Klasse, vom Volk. Weil wir ein Volk von 60 Millionen Menschen sind und in nicht ferner Zeit ein solches von 70 Millionen sein werden, deshalb müssen, deshalb können wir um die deutsche Existenz auf der Erdkugel kämpfen.

Es ist wieder ein allgemeiner deutscher Liberalismus nötig, eine Volkspartei, in der Demokratie und Nationalsinn beieinander wohnen, eine breite schaffende Mehrheitspartei mit freien neuen Gedanken. Das ist nötig. Das ist es, was wir unter dem Wort „die deutsche Linke" erstreben und nach Möglichkeit vorbereiten. Dahin zielt die Entwicklung, das arbeitet in tausend Köpfen, das bohrt in jungen Gehirnen, das kommt einmal, aber — wann kommt es?

Es gibt sehr gescheite Leute, die vor lauter Weisheit ganz müde sind. Diese wollen natürlich von der deutschen Linken noch nichts wissen, weil man ihnen bis heute nicht vorerzählen kann, was alles dazu gehört, und welches das Programm sein wird. Sie haben feste Begriffe in ihrem Kopf von dem, was ein Sozialdemokrat ist, und von dem, was ein Linksliberaler oder ein Nationalliberaler ist. Vor lauter solchen Bäumen sehen sie den Wald nicht, merken nicht, daß überall in der Linken neue Kräfte am Werk sind.

Andere aber wollen schon morgen Früchte sehen. Wenn es zur Zeit noch Schwierigkeiten gibt, verlieren sie gleich den Mut und sprechen: es wird ja doch nichts! Sie wünschen im Grunde die Linke, haben aber für sie keine Geduld. Damit erschweren sie sich und anderen die Mühe. Es ist ein großes langes Werk, die neue deutsche Volksmehrheit heraufzuführen. Aber das Allerschwerste ist doch nun schon getan: man wartet

bereits, ob sie kommen will. Zweifelnd, hoffend, schimpfend, grollend wird von allen Seiten der neue Aufmarsch im voraus begrüßt: es kommt! es kommt nicht! es kommt doch!

Was die deutsche Linke zusammentreibt, ist dabei weniger die größer werdende Einsicht von ihrer hohen geschichtlichen Notwendigkeit. Diese wirkt nur bei einer gewissen Anzahl von Menschen. Mehr als die Idee selber wirkt die praktische Erfahrung, daß jede andere innerpolitische Idee unausführbar ist. Sowohl Sozialdemokraten wie Nationalliberale werden durch die Logik der sonstigen Unmöglichkeiten trotz starker Abneigung endlich zum einzig Möglichen getrieben.

Es sieht aus, als handle es sich bei allem Reden über die kommende deutsche Linke nur um einen neuen Schachzug auf dem alten Schachbrett der Parteien. Das aber ist nur die Außenseite der Sache. Rechts steht Rom und Ostelbien, links steht Königsberg und Weimar. Der Geist, der vor hundert Jahren die kämpfende Jugend belebt hat, steht wieder vor der Tür, der Geist der freien Kraft, die vorwärts will. Ihm gilt es, die Tore zu öffnen.

Was ist die gemeinsame Geschichtsaufgabe des deutschen Liberalismus? Sie läßt sich negativ aussprechen als Niederwerfung der konservativ-klerikalen Herrschaft und positiv als Herbeiführung eines Staats-, Handels- und Gewerberechtes, wie es der heutigen Industrialisierung Deutschlands entspricht. Wir wollen nicht mehr von den sinkenden Ständen regiert werden, weil sie uns abwärts ziehen. Wie sich das in Verfassung, Verwaltung, Handelspolitik und Sozialpolitik ausspricht, steht in den Programmen der liberalen Parteien geschrieben und wird sich finden, sobald die Macht derselben wächst; jetzt muß erst die Grundlage zu solcher Macht gelegt werden. Ehe nämlich Macht da sein kann, muß der Wille zur Macht entstehen, der Wille zur Führung, zur Verantwor-

tung, zur Einordnung. Diesen Willen zur Macht zu erzeugen, ist das Problem der Linken.

Der Wille zur Macht muß in die drei Millionen liberaler Wähler hineinfahren. Das ist keine kleine Sache; denn die meisten von ihnen haben nur den kleinen Willen zur persönlichen Tüchtigkeit und Wohlfahrt, sind aber ohne festen Trieb gegenüber dem Gemeinwesen. Je besser es ihnen als Einzelmenschen geht, desto unpolitischer ist ihre Seele. Dieser Masse von gutwilligen, aber schwachen Elementen muß beigebracht werden, daß sie etwas im Staate bedeuten kann, wenn sie will. Du kannst, wenn du willst! Die Voraussetzungen sind da; es müssen nur die inneren Schlußfolgerungen gezogen werden. Es muß rückhaltlos dieser Menge von Gutwilligen klargemacht werden, daß sie politische Knechte sein und bleiben müssen, solange sie selber sich nicht anstrengen, um Herren zu werden. Sentimentale Klagen ändern gar nichts: entweder ihr begreift, worin politischer Wille besteht, oder ihr seid nichts als Klienten und Heloten der Junker und Priester! Wenn ihr unterworfen bleiben wollt, so lernet leiden ohne zu klagen, so küsset die Hände, die euch schlagen, so bauet Ehrenpforten denen, die euch mißachten! Ein paar Abgeordnete können euch eure politische Arbeit nicht abnehmen; ihr müßt hinein in den Dienst der Beseelung der drei Millionen!

Ob das die Liberalen begreifen werden? Oft scheint es so, als seien sie so unpolitisch geboren, daß alle Mühe vergeblich ist. Sie haben keinen eigenen Stolz gegen rechts und einen falschen Stolz gegen links und verderben sich damit ihre ganze Zukunft und die des Vaterlandes.

Wenn heute der deutsche Liberalismus arm erscheint an geistiger Lebendigkeit, so fehlt es eben am Tiefsten und Innersten: der Glaube an die Pflicht, für Volk, Menschheit und Fortschritt sich ganz und gar einzusetzen, ist nicht verbreitet

genug. Es besteht Blutarmut des geistigen Lebens. Das kann durch bloßes Agitieren nie ersetzt werden. Es fehlt der Drang, der von selber die Jugend ergreift und die Alten noch in Feuer geraten läßt. Das ist im Grunde eine Glaubensfrage: Wo aller Idealismus zerstört ist, wächst kein Staat und keine Gemeinde! Auch die Sozialdemokratie fängt an zu merken: mit Materialismus erneuert man keine Gesellschaft. Dazu gehören Willenskräfte, Glaubensregungen, Ahnungen von dem, was da war und was da kommt.

Liberalismus baut sich darauf auf, daß Einzelmenschen nicht nur selber selbständig werden wollen, sondern daß sie auch ihren Nächsten wünschen, daß sie selbständig werden sollen.

Und zwar gilt das nicht nur von den politischen Beziehungen: und damit berühre ich eine der wundesten Stellen in der moralischen und psychologischen Haltung vieler Liberalen, die da sagen: die Gleichheit der Bürger gilt theoretisch in der Politik, schon gesellschaftlich gilt sie nicht, im wirtschaftlichen Betriebe gilt sie gar nicht; die allgemeinen menschlichen Verhältnisse bleiben unliberal, nur in der Politik wollen wir liberal sein! Sobald man die Sache so macht, bleibt man auch in der Politik nicht liberal, denn dann fehlt eben jener Gesinnungsuntergrund, auf dem der Liberalismus der Verfassung zum Liberalismus des Volkes wird.

Eine Linke, die sich selbst zerreißt, ist von vornherein machtlos. Deshalb müssen die Temperamentsunterschiede, die es zwischen der liberalen Oberschicht und Unterschicht stets gibt und geben muß, als vorhandene Notwendigkeiten hingenommen und beiderseits ertragen werden. Der ungelernte

Arbeiter wird, wenn er einmal geweckt ist, im Durchschnitt radikaler sein als der gelernte Arbeiter, dieser wieder radikaler als der Beamte, dieser unter Umständen radikaler als der Unternehmer und Bauer. Wem die Tonart alles ist, der verzichtet auf den Erfolg.

Aber auch abgesehen von diesen Unterschieden in Energie und Tempo bleiben sachliche Schwierigkeiten genug, deren größte die Differenz zwischen Arbeitskäufern und Arbeitsverkäufern ist. Für sie gibt es keine absolute Lösung, aber die Durchführung des reinen liberalen Prinzips ist die beste Erleichterung dieser dauerndsten Schwierigkeiten, die es gibt. Wenn beiderseits die Achtung der Persönlichkeit und die unbedingte Freiheit der Koalition festgehalten wird, dann sind es kaufmännische und rechtliche Fragen, die in Wirtschaft und Politik strittig bleiben, und bei denen kein Teil es dem anderen verübeln wird, wenn er seine Interessen korrekt und zäh vertritt. Ausgeschlossen muß sein jede Art von Herrschaftsarbeit und jede Art von Bevormundung.

Ich halte eine große geeinigte Linke für möglich. Alle Beteiligten müssen sich nur erst darüber klar werden, wievieles von den alten Streiten inzwischen durch die Entwicklung erledigt ist, was man davon schon alles wieder weggetragen hat. Es bleiben freilich noch genug Schwierigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern, Schwierigkeiten der beiderseitigen Taktik, es bleibt immer schwierig, Leute aus verschiedenen Gesellschaftsschichten eine einigermaßen gleiche politische Sprache lernen zu lassen. Schwierig ist es auch, bei den Arbeitern den Nationalsinn zu wecken, ohne den eine Vaterlandsleitung undenkbar ist, schwierig ebenfalls, auf dem Gebiet der Staatsfinanzen ein durchführbares und einheitliches Programm der ganzen Linken zu finden. Aber gegenüber allen diesen Schwierigkeiten wiederhole ich:

es herrscht die Rechte genau so lange, bis die Linke sich politisch so weit diszipliniert und organisiert, daß sie eine politische Einheit wird. Wenn die Linke das nicht kann, dann regiert die andere Seite ruhig weiter. Alle inneren Kämpfe innerhalb der Linken ändern am Gesamtbild Deutschlands gar nichts. Deutschland ist aber sicherlich noch nicht am Ende seiner weltgeschichtlichen Entwicklung angelangt. Es ist noch nicht reif, das bessere Spanien zu werden. Noch hat es Großes für die Menschheit zu leisten. Das ist der Glaube, den wir haben und ohne den wir nicht arbeiten können: daß in unserem deutschen Volk noch eine ungeheure Zukunftsbegabung liegt, für deren Entfaltung unter konservativ-klerikaler Herrschaft kein Raum ist.

Was wird sich aus der deutschen Arbeiterschaft herausholen lassen, wenn sie einmal auch in Preußen das Gefühl los wird, nur Staatsbürger dritter Klasse zu sein! Was läßt sich herausholen, wenn man die Kinder alle in den ersten Schuljahren auf dieselbe Bank und in dieselbe gesunde Luft hineinsetzt! Was läßt sich aus diesem wundervollen Volke gestalten, wenn man es nicht nur behandelt wie eine aufsichtsbedürftige Herde, sondern es ansieht wie ein Volk werdender Menschen! Wir alle miteinander sind vom Schicksal oder von Gott auf dasselbe Brett im Ozean der Zeiten geworfen, um da eine Weltgeschichte miteinander zu machen, bei der wir uns vertrauen müssen auf Tod und Leben, vertrauen gegenseitig ohne Angst voreinander! Wenn es möglich ist, unser Volk mit einer solchen geschichtlichen Lebensstimmung zu füllen, dann kommt wirklicher Liberalismus, dann gibt es nicht nur wieder Mandate für die Fraktionen (das ist vielen Leuten zu wenig, um dafür zu arbeiten!), sondern es kommt das bessere Deutschland, für das die Reichsgründung nicht nur eine Episode war, nicht nur ein kleines Zwischenspiel, sondern der Anfang der letzten Entfaltung alles deutschen Geistes

und Könnens. Wir wollen nicht das bessere Spanien werden, wir wollen es nicht, sondern wollen mit dem Engländer und Amerikaner den hohen Wettkampf kämpfen, welche von unseren Nationen die größten Kulturwerte in die Zukunftsgeschichte der Menschheit hineinwerfen kann. Das aber werden wir niemals erlangen, solange wir konservativ-klerikal bleiben. Wir sagen nicht, daß wir unter dem Zentrum leiblich verhungern. Gewiß, wir können zugeben, daß auch unter der konservativ-klerikalen Führung die Menschen etwas besser genährt werden und etwas länger leben als in früheren Zeitläuften. Das bestreiten wir gar nicht. Aber auch hier gilt und gerade hier, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern lebt auch, politisch gesprochen, von den großen Gedanken und Hoffnungen, die er für sein Volk haben darf. Die konservativ-klerikale Herrschaft ist ein Versicherungssystem gegen seelische und wirtschaftliche Gefahren, aber gerade dadurch ist sie selber die größte Gefahr für die Seele der Nation. Zölle und Bevormundung machen allmählich matt und mürbe. Es weht kein rechter deutscher Wind mehr, es fehlt Fortschritt, Liberalismus. Wir sagen nicht, daß unsere politischen Gegner schlechte Menschen sind, aber kurzsichtig, ängstlich, hoffnungslos! Unter ihren Händen wird das Deutschtum arm und klein. Um des Vaterlandes willen bekämpfen wir sie und warten auf den Tag der deutschen Freiheit.

Die Welt fängt in jedem Jahre wieder von vorn an, und frische Jugend wächst zu uns heran. Was können die Parteien auf der Rechten heute der Jugend bieten? Sie sind so unsagbar dürr geworden, rechnerisch knapp, ohne Opfer und ohne Ideen, Gegner der Erbschaftssteuer, Bekämpfer der Arbeiterbewegung, voll Angst vor der Masse. Was sie zeitweise an nationalem Magnetismus gehabt haben, ist der

Erbschaft und der Rente zu Füßen gelegt. Dort findet keine Jugend ihre Ideale. Auch bei uns wird die Jugend nicht sofort alles so finden, wie sie es haben will, denn der Liberalismus ist eben schlecht organisiert und noch kein politischer Körper, aber bei uns verlohnt es sich zu schaffen und zu arbeiten, denn hier entsteht das romfreie und junkerfreie Deutschland, um dessen willen vor vierzig Jahren mit Blut und Kraft das Reich gegründet ward.

Sollte es möglich sein, daß wir uns aus reiner Interessenpolitik zu einer höheren Form politischen Lebens heraufarbeiten, so würde damit gleich gegeben sein, daß die Bedeutung der Gebildeten für die Politik wieder steigt. Unter einer höheren Form des politischen Lebens verstehen wir aber den Zustand, der in England nach dem Sturz des Zollsystems eingetreten ist. Auch in England hat es bis zum Jahre 1846 eine Zeit gegeben, wo die Politik des Inselreiches nicht wesentlich anders war, als die heutige deutsche Politik. Von da an aber, wo der Staat nicht mehr als Maschinerie zur Herstellung von Privatvorteilen benutzt werden konnte, das heißt, seit dem grundsätzlichen Sturz der protektionistischen Auffassung, ist die englische Politik in viel höherem Grade Nationalpolitik geworden, als wir es von der heutigen deutschen Politik sagen können. Man treibt Politik, um Macht, Einfluß und Wohlfahrt des Volkes im ganzen zu heben, und nimmt an, daß diese Hebung den einzelnen Volksschichten von selbst einen größeren Vorteil abwirft, als wenn sie emsig darauf bedacht sind, sich Sondervorteile mit Hilfe der Gesetzgebung zu sichern. Das, was wir in England vor uns sehen, ist die Epoche, die hinter der Zeit der rein materiellen Interessenvertretungen kommt. War es nun aber in England schon eine schwierige Angelegenheit, sich zu dieser Epoche der Politik emporzuarbeiten, so wird es für Deutschland noch schwieriger sein, weil der

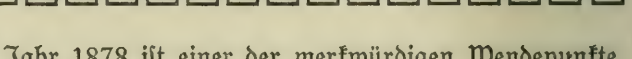
konfessionelle Gegensatz und das Vorhandensein der Zentrumspartei die Bildung eines großzügigen Parteisystems äußerst schwer macht. Es kann also sein, daß wir noch ziemlich lange Zeit warten müssen, bis wir wieder eine Politik bekommen, in der auch die Kulturideale der Bildung etwas zu bedeuten haben.

Wenn eine herrschende liberale Meinung vorhanden ist, überwindet sie alle formellen Hindernisse. Auch der preußische Landtag war trotz seines Dreiklassenwahlrechts einmal liberal. Eine herrschende liberale Meinung dringt, wenn sie einmal entstanden ist, durch die festesten Türen hindurch, erobert ganz von selbst die Redaktionen der Zeitungen und die Lehrstühle der Professoren, erscheint ungerufen in den Stuben der Geheimräte und meldet sich schließlich selbst in den ältesten Schlössern. Vor dieser Meinung verlieren, wenn sie genug Lebenskraft gewonnen hat, die politischen Lehrsätze der Gegner ihre Selbstverständlichkeit. Liberalismus muß wieder politischer Volksglaube werden. Wer darauf noch hofft, der ist liberal.

Wie kann eine herrschende liberale Meinung erzielt werden? Auf keinem anderen Wege als auf dem alten Wege, daß es liberale Männer gibt, die ihre Meinung aussprechen und sich auf Grund ihrer Meinungen organisieren. Die Aussprache unserer Überzeugungen ist die einzige Waffe, die wir haben. Eine Meinung, die im stillen Schrein des Herzens verborgen bleibt, hat politisch keinen Wert.

Nicht jede Aussprache von Meinungen hat politischen Erfolg. Meinungen, die nicht auf der Linie der natürlichen Entwicklung liegen, können durch keine rednerische Kunst zu allgemeinen Meinungen gemacht werden. Es fragt sich also, ob unsere liberalen Meinungen dem natürlichen Entwicklungsgange des deutschen Volkes entsprechen. Das ist es, was unsere Gegner verneinen. Sie sagen, daß der Liberalismus ein überwundenes Zwischenspiel der deutschen Geschichte ge-

wesen sei. Damit aber haben sie unrecht, denn in ganz Europa und in Amerika erhält sich der Liberalismus dort, wo er einmal Volksgesinnung geworden ist, und steigt in die Höhe, wo er bisher bedrückt wurde. *Nicht der Liberalismus ist das Zwischenspiel, sondern die konservativ-klerikale Herrschaft über ein industrielles Kulturvolk.*



Das Jahr 1878 ist einer der merkwürdigen Wendepunkte, an denen Stimmung, Gefühl, Hoffnung und Ideal eines ganzen Zeitalters zu Grabe getragen werden, und andere Wünsche, andere Gedanken, neue Personen und neue Schichten steigen auf und bringen veränderte Formen des Denkens. Das war freilich denen, die es damals erlebten, nicht so deutlich, wie es uns heute, die wir rückschauend jene Zeit betrachten, vor Augen steht. — Vom Jahre 1848 bis 1878 war eine Epoche mit innerlicher Einheitlichkeit, die Epoche des Liberalismus. Von da an beginnt eine andere Epoche, *die Zeit der konservativ-klerikalen Vorherrschaft in Deutschland.* Sie beginnt unter anderem mit jenem Wort, das der alte Kaiser Wilhelm nach den Attentaten sprach: Die Religion muß dem Volke erhalten werden!

Das war der politisch entscheidende Vorgang im Geistesleben der deutschen Nation, daß in der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der allgemeine Glaube daran, daß der Liberalismus der natürliche Ausdruck der vorwärtsschreitenden deutschen Kultur sei, ins Wanken kam. Während ein Menschenalter vorher alles, was der Zukunft entgegenging, gleichsam von selbst zu irgendeinem Teil des Liberalismus sich rechnete, zeigten sich von da an starke wirtschaftspolitische und nationalpolitische Strömungen, die den Liberalismus für eine überwundene

„Theorie" erklärten. Im Anfang haben die Liberalen nur wenig an die innere Kraft der damals neu auftretenden konservativen und klerikalen Strömungen geglaubt, aber sie haben sich leider im Verlaufe der letzten dreißig Jahre davon überzeugen müssen, daß es sich um eine fast vollkommene Änderung der Temperatur des geistigen Lebens in Deutschland gehandelt hat. Die Führung der öffentlichen Meinung entglitt den Händen der Liberalen. Erst von da aus sind die Fortschritte und Siege verständlich, die auf allen Gebieten des Staats- und Wirtschaftslebens von unseren Gegnern erreicht worden sind. Es ist an dieser Stelle nicht nötig, Abrechnung darüber zu halten, wo die größere Schuld bei diesen Vorgängen liegt. Wahrscheinlich würde keine Person und keine Partei imstande gewesen sein, das Schicksal aufzuhalten, das über den Liberalismus hereinbrach. Er hatte tatsächlich sehr Großes geleistet und einen bedeutenden Teil seiner alten Ziele und Ideale verwirklicht. Ist es ein Wunder, wenn er nun während eines Menschenalters einer gewissen Ermattung anheimfiel?

Es gibt also in Deutschland einen konservativ-klerikalen Staat, der als Staat durchaus bestehen kann und auf längere Zeit durch die Landtage gesicherte Mehrheitsverhältnisse hat, der nur eins nicht erfüllt: die Hoffnungen derer, die das Deutsche Reich gegründet haben, nämlich die Hoffnung auf die unauslöschliche Kraft der deutschen Energie inmitten der Weltwirtschaft und die Hoffnung auf Entfaltung aller ungehobenen Begabungen und Fähigkeiten der deutschen Kultur und der deutschen Seele. Alles, was jener ältere Liberalismus jugendlich kühn für die Zukunft geschaffen hat, ist in feste konservative und klerikale Hände gebracht worden und wird da nach alten Rezepten verwaltet; nicht in ungeschickte, sondern in sehr geschickte und kluge Hände, aber in Hände von ängstlichen Lehr-

meistern. Von ihnen wird nur der Nationalgeist erzogen, bewahrt, behütet und bevormundet, daß er nur ja seiner inneren Schaffenskraft und seiner Naturindividualität nicht gar zu viel nachgibt. Hier setzt der tiefste Gegensatz ein, jener innerliche Gegensatz zwischen links und rechts.

Unser Wirtschaftsleben und unser Geistesleben sind nicht mehr so schwache Kinder, daß sie beständig eingepackt werden müssen. Nächst den Engländern und Amerikanern können wir von allen am meisten die Freiheit und den Mut vertragen. Mit ihnen können wir uns in die erste Reihe stellen. Nur gehört dazu, daß wir von unserem Nationalbewußtsein den bösen Staub der Ängstlichkeiten abschütteln, der sich vor jedem fremden Schiff, vor fremder Ware, fremder Meinung, fremder Verfassung fürchtet, als seien draußen nur hunderttausend Teufel, bei uns aber lauter liebe Engel. Der Kern der jetzt herrschenden konservativ-klerikalen Verbrüderung ist die Angst vor dem großen Verkehr der Erzeugnisse und der Geistesströmungen. Die materielle und geistige Schutzzöllnerei als Lebensprinzip verdirbt dem Volke den Sinn des großen Erlebnisses der vorigen Generation, denn sicherlich ist nicht dazu das Deutsche Reich gegründet worden, damit konfessionelle Schulen und hohe Getreidepreise erhalten werden. Durch die Einschiebung dieser Gesichtspunkte ist vorläufig noch der Masse verdunkelt, was auch für sie der Geschichtsumschwung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wert war. Die Reichsgründung erscheint als Sieg des Junkers und Priesters, weil diese jetzt die Zügel des Reichspferdes in der Hand haben. Aber das ist nicht das Ende der Entwicklung. Nicht dazu überstand unser Volk so große Leiden und Kämpfe und rang sich durch bis zur Höhe einer weltgeschichtlichen Nation, daß nun zwei sinkende Stände sich als seine ewigen Herren und Zuchtmeister gebärden dürfen. Diese

Herrschaften müssen abgeworfen werden, damit das Deutschtum das werden kann, wozu es berufen ist: ein Volk, das mit den besten Kulturnationen zusammen den Geist der Menschheit bestimmt, damit wir das werden, was uns die großen Denker prophezeit haben, die vor hundert Jahren am Anfange unserer neueren Geschichte standen.

Nie war es falscher, kleinliche Menschen zu erziehen, als jetzt! Wir brauchen Kräfte, die sich selbst etwas zutrauen, die lieber auf eigene Rechnung und Gefahr verloren gehen als sich bevormunden lassen wollen. Nur mit solchen Kräften werden wir die Konkurrenz mit alten Kulturvölkern bestehen. Es ist wichtiger, neue Kräfte zu entfesseln als alten Schlendrian sorgsam zu schonen. Wo wirkliches Talent ist, sollen sich ihm die Wege leichter öffnen als bisher! Was ist es denn, was die Amerikaner in die Höhe bringt? Sie haben „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten", wir aber lassen es uns gefallen, daß unsere Möglichkeiten verkürzt werden, daß Talente verloren gehen, selbständige Personen aus den Betrieben hinausgetan werden! Es ist ein Risiko, daß das alte, brave, deutsche Volk modern werden will, aber ein Risiko, das nur dann gefährlich wird, wenn man zu langsam vorgeht.

Der Aufschwung der deutschen Lebensfähigkeit, den wir von den sechziger Jahren an erlebt haben, ist doch nicht etwa ein konservatives Gewächs, das können doch nicht die Männer auf der konservativen Seite sich auf ihr Konto buchen, denn alle Voraussetzungen der gewaltigen neuen Entwicklung haben sie ja nicht gewollt! Alles Neue ist ihnen von der linken Seite abgedrängt und manchmal auch — geben wir das ruhig zu — auf eine etwas ungebildete Weise abgetrotzt worden. Aber die das taten, waren immer in unendlich größe-

rem geschichtlichen Rechte als diejenigen, die mit einer vornehmen Kritik sich vor der unabsehbaren Entwicklung gefürchtet haben. Wir haben erlebt, wie durch die Loslösung aus alten Banden ein wachsendes Volk entstand, das sich in jedem Jahr erst halbe und später fast ganze Millionen von Menschen zusetzte, ohne daß wir ärmer wurden. Erlebt haben wir, wie der Tod von dreißig pro Mille auf zwanzig pro Mille zurücktrat, und wie ein Gewerbewesen entstanden ist mit einer Fülle von Arbeit, mit einem Umsatz, mit einem Durchschnittswohlstand, den man vorher auf diesem armen deutschen Boden nie für möglich gehalten hätte.

Wir arbeiten für den Tag, der hinter den Tagen von 1866 und 1870 der wichtigste für unser neues deutsches Volkstum sein wird, für den Tag, wo die vereinigten Großgrundbesitzer und Kapläne nicht mehr die Leitung der deutschen Geschichte in ihren festen, aber alternden Händen haben werden, wo das Kaisertum imstande sein wird, mit dem Liberalismus zu gehen, wo die Größe deutscher Volkskraft von den Arbeitern verstanden wird, wo unsere Politik unserer bereits jetzt vorhandenen wirtschaftlichen Lage entsprechen wird. Wann dieser Tag kommt, kann niemand genau vorhersagen, aber daß er kommt, ist einfach in der deutschen Volksstatistik geschrieben.

Es ringen sinkende und steigende Mächte im Volk mitmiteinander. Die sinkenden Mächte sind der alte großgrundbesitzende Landadel und die alte katholische Bevormundungsgewalt. Sie sammeln noch einmal alle ihre Weisheit und Klugheit, ihr Organisationstalent und ihre materiellen Kräfte. Mit großem Geschick wissen sie alle möglichen Volkskreise an sich zu ketten. Ihre Losung ist Abschließung vor der Neuzeit, vor dem Zeitalter des Verkehrs und der geistigen Fortschritte. Der dauernde Sieg dieser alten Mächte ist das geschichtliche Ende der Hoffnungen auf deutsche freie Größe.

Gegen sie zu kämpfen, ist innere Befriedigung, denn wer dient nicht gern der besseren Zukunft? Ob heut, ob morgen der Sieg kommt, dort haben wir zu stehen, wo eben unsere Volksgeschichte Bedarf an Männern hat. Das ist im nationalen Sinne moralische Pflicht.

Der ostdeutsche Adel ist eine Erobererkaste, die sich eine slawische Fläche germanisiert hat, damit sie ihr diene. Im Eroberer aber steckte politischer Lebenssaft, sowohl im Angelsachsen, der übers Wasser ging, wie im Deutschritter, der Ostpreußen unterwarf. Diese politische Rasse ist es, die heute der grimmigste, entschlossenste Feind der deutschen Demokratie ist, nicht weil es ihr Spaß macht, sondern weil sie muß. In der Demokratie erhebt sich der Industrialismus zur politischen Massenerscheinung, im Sozialismus kommen Maschine und Volksrechte; die neue Zeit will über die alte Agrarwelt triumphieren. Noch aber ist die konservative Welt fest genug, um den Millionen von Belagerern ihre Wälle nicht preiszugeben.

Das Schachspiel des preußischen Grundadels ist gut aufgestellt, es hat in der Mitte den König, der der größte Grundbesitzer ist und der es gewöhnt ist, seine Springer, Läufer und Türme um sich zu sehen. Auch die Bauern werden mit unleugbarem Geschick vorgeschoben. Alles, was nicht konservativ ist, fühlt sich als kaum geduldet. Der Liberalismus zahlt die meisten Steuern, aber zu sagen hat er wenig. Die Sozialdemokratie stellt die meisten Soldaten von allen Parteien, aber mitzureden hat sie noch weniger. Die „geborene Herrschaft" hat so viele politische Kastelle und Mauern gebaut, daß eine lange, schwere Belagerung nötig sein wird, um sie Schritt

für Schritt zurückzudrängen. Hier hilft nichts als eine neue politische Leidenschaft, die zu neuen Rechten führt.

Der alte Adel lagert um den König herum wie die gezähmten Löwen um ihren Bändiger. Dieser geht an ihnen vorbei und streichelt sie und sagt: Leo, du bist mein Freund! Leo weiß ganz genau, daß er gar nichts anderes mehr sein kann, denn die Zeiten, wo er sein eigenes Gefilde beherrschte, sind vergangen. Er braucht den König, denn er selber ist waffenlos. Seine Burg hat nur noch dekorativen Wert. Er kann keinen Bauern mehr zwingen, ihm den Zehnten zu geben, er darf nicht einmal den Pferdejungen mehr auspeitschen lassen, wenn er ihm wegläuft. Zu Hause in Schlesien oder an der Lahn hängen im Burgsaale noch alte Hellebarden, Armbrüste, Schilde und vorn auf der Terrasse stehen zwei kleine nette Kanonen, aber das alles ist doch nur wie eine Sage voll Rost und Schimmer. Er heißt Herzog oder Fürst oder Graf, aber kommandieren darf er doch nur, wenn der König ihn zum Obersten macht. Und die gutsherrliche Polizei hat er im Auftrag des Staates, den der König vertritt. Er ist in seinen Wäldern an das Wald- und Jagdgesetz gebunden, überall begegnet auch ihm das öffentliche Recht, und die Einnahmen seines Rentamtes hängen von den Zöllen ab, die vom Staate beschlossen werden. Ja selbst seine Steuerfreiheit und sein Fideikommißrecht ruht auf schwachen Grundlagen, wenn einmal der König über diese Dinge anders denken sollte. Deshalb ist er der Freund des Königs, nicht immer der Herzensfreund, aber der politische Freund auf Tod und Leben, solange der König ihn schützt. Abends am Feuer im Marmorkamin gegenüber dem dunkel gewordenen Ölbilde des Ahnen, der vielleicht noch selber Burgen berannte, mag er wohl gelegentlich seine eigenen Gedanken über die Könige haben. Aber was hilft es? Geschichte ist Geschehenes, Geschichte ist Schicksal!

Den Konservativen ist es durch ihre ganze Vorgeschichte leicht, die Erinnerung der Kämpfe zu wecken, in denen ihre Ahnen siegten. Von ihrer Minderwertigkeit bei Jena sprechen sie seltener. Auch die Väter der Proletarier haben ihr Blut bei Leipzig, Königgrätz und vor Paris vergossen, aber die Proletarier sind weniger stolz auf das Blut ihrer Väter. Sie überlassen es den Söhnen der Führer, sich als die alleinigen Wahrer des Höchsten darzustellen, was es im politischen Leben gibt, der geeinten Tapferkeit eines für Haus, Acker, Heimat, Kinder kämpfenden Volkes.

Der preußisch-deutsche Staat ist militärisch emporgewachsen als ein Landheerstaat auf Grundlage bäuerlicher Rekruten und adliger Offiziere. Was das alte Heersystem in der Vergangenheit geleistet hat, ist in die Bücher der Geschichte eingeschrieben und bleibt den Beteiligten zur Ehre im Gedächtnis der Nation. Es versteht sich aber nicht etwa von selbst, daß das alte System für alle Zeiten richtig ist. Gerade ein starres Festhalten am Hergebrachten kann zu einem neuen Jena führen.

Verzichten wir hier auf jede Erörterung darüber, ob durch Fortschritte der Friedensbewegung in Zukunft der militärische Charakter des Staates überhaupt gemildert werden kann, und stellen wir uns auf den Standpunkt der Gegenwart, wo alle Staaten rüsten! Diese Rüstungen haben nur dann einen Zweck, wenn sie einen Krieg verhindern oder, falls der Krieg unvermeidlich sein sollte, zum Siege führen. Heeresausgaben, die keine Kriegsbereitschaft garantieren, sind hinausgeworfenes Volksvermögen. Es muß also das ganze Heeresinstrument immer unter Mobilmachungsgesichtspunkten betrachtet werden. Da ergibt sich aber, daß der Krieg von morgen etwas völlig anderes sein wird als der Krieg von gestern.

Die Unterschiede sind folgende: der Krieg der Zukunft ist ein volkswirtschaftliches Organisationsproblem allerschwerster Art und eine technische Leistung wie noch nie eine erfordert wurde. Die alten militärischen Eigenschaften treten zurück vor den Einrichtungsaufgaben. Nicht als ob Tapferkeit und Ausdauer der Einzelpersonen nicht für alle Zeiten die Grundlage der Heereskraft blieben, aber um Tapferkeit und Ausdauer nicht nutzlos zu verschwenden, muß organisatorische Genialität vorhanden sein. Das ergibt sich schon aus den gewaltigen Heeresziffern. Diese Mengen von Menschen zu transportieren, zu plazieren und zu ernähren, ist der tägliche Gedanke der betreffenden militärischen Oberleitungen. Daß das Problem an sich von ihnen richtig erfaßt wird, steht nicht in Zweifel, wohl aber, ob mit einer Militäroberleitung, deren Hintergrund das Rittergut ist, dieses Problem hinreichend gut gelöst werden kann. Mit bloßer militärischer Tüchtigkeit ist es ja hier nicht getan: daß diese in unserem Offizierkorps auf erster Höhe steht, wird von Feind und Freund als Tatsache angenommen. Die Sorgen beginnen erst jenseits dieser Frage. Wir wissen, daß unser Volk in seiner Industrie erfolgreiche Organisatoren besitzt, Gehirne, die daran gewöhnt sind, große Quantitäten von Materien und Personen zu dirigieren, Männer, die für ganze Erwerbsgebiete neue Lebensgesetze schaffen, ohne sich auf irgendwelche mystische Autorität berufen zu können. Wir mögen als Sozialpolitiker diesen Industriegeneralen oft scharf entgegentreten müssen, aber wenn wir an einen Krieg denken, dann wollen wir doch von ihnen geleitet sein, weil wir wissen, daß sie etwas können. Natürlich sollen sie nicht in das Handwerk der Kriegstechniker eingreifen, aber die Kriegsverwaltungsaufgaben müssen ihre Domäne werden. Und was die Kriegstechnik anlangt, so wird es auch bei dieser von Jahr zu Jahr fraglicher, ob sie von adligen Offizierkorps besser geleistet wird als von Sprößlingen bürger-

licher Technik. So hoch man die Charaktervorzüge der alten Herrenkaste einschätzen muß, und wir werden trotz allen politischen Gegensatzes diese Vorzüge nie verkennen dürfen, so vollzieht sich doch offenbar eine Umbildung der Angriffs- und Verteidigungsmethoden, bei der neben die alte Charakterfrage der ehernen Manneszucht die moderne Frage tritt, wie man den Menschen im Kampf durch Mechanik ersetzen kann. Daß dieses nie vollständig gelingen wird, ist selbstverständlich, denn es gibt keine Maschine, die nicht der Menschenseele bedarf, aber daß in dieser Richtung noch gewaltige Änderungen bevorstehen, ist zweifellos. Derselbe Vorgang, den wir in fast allen Industrien kennen, wiederholt sich hier: die Rückverlegung der Arbeit in Bergwerke, Maschinenhallen und Transportmittel. Wer heute eine mechanische Weberei besucht, findet dort relativ wenig Menschen, da der ganze Raum schon voll ist von bereits getaner Arbeit eines nicht sichtbaren Hintergrundes. So muß auch im Kriege die Front so knapp wie möglich mit Menschenleibern besetzt sein. Diese Menschen aber müssen Mechanik im Blute haben bis hin zum Tode. Im Seekrieg ist dieser Zustand schon sehr weitgehend erreicht. Die Schiffe werden gebaut und bezahlt und im Vergleich zu ihrer Kriegsstärke mit nicht allzu vielen Menschen besetzt. Diese Menschen aber müssen arbeiten wie beseelte Maschinen. Auch die bevorstehende Luftschiffahrtsverteidigung wird viel Fabrikation und Hilfsapparate, aber wenig Kriegspersonen erfordern. Der Krieg entpersönlicht sich und wird zu einem Wettlauf der Finanzen und der Mechanik. Daß darin militärische Mitglieder des Adels das Allerhervorragendste leisten können, zeigt das bewundernswerte Beispiel des Grafen Zeppelin, es bleibt aber der dumpfe Druck übrig, als hätten wir besonders im Landheer noch reichlich viel an vorindustrieller Tradition nicht nur im guten Sinne der Treue und Manneszucht, sondern auch im Sinne des Ausweichens

vor der Technisierung. Es lebt noch immer recht viel vom Paradesoldaten, bei dem die Knie wichtiger sind als die Finger und der Kopf. Die Industrialisierung des Heeres kommt, aber schrittweise. Sie beginnt bei der Artillerie und endigt voraussichtlich einmal bei der Kavallerie. Militärautomobile, Militärfahrräder, Eisenbahnbataillon sind vorhandene Ansätze. Die allgemeine Wehrpflicht bekommt einen anderen Sinn, nämlich den, daß ein ganzes Volk zahlt und arbeitet, damit seine Waffen absolut erster Klasse sind. Das Volk, das die beste Technik in den militärischen Dienst stellen kann, wird bei den Kriegsverhältnissen der Neuzeit voraussichtlich den Sieg gewinnen.

Was der Kern des Konservatismus heute ist, läßt sich viel leichter praktisch sagen als theoretisch, es ist praktisch der Selbsterhaltungstrieb des preußischen Großgrundbesitzertums. Die alte Herrenschicht von etwa 24000 Köpfen ist in Verteidigungszustand geraten und benutzt nun alle möglichen Mittel, um sich in einem demokratisch werdenden Zeitalter über Wasser zu halten. In dem Bestreben, sich Hilfskräfte heranzuziehen, wird sie bauernfreundlich und handwerkerfreundlich, ja zuzeiten sogar arbeiterfreundlich. Aus demselben Grunde macht sie Bündnisse mit dem industriellen Kapitalismus und mit dem Zentrum. Sie versteht die Kunst des Angliederns von Mitinteressenten besser als irgendeine sonstige politische Gruppe. Es ist ja doch überhaupt ein merkwürdiger Anblick, wenn der gnädige Herr die Tagelöhner seiner Standesgenossen bitten muß, ihn zu wählen, oder wenn er vor den Resten des von seinen Vorfahren ruinierten Bauernstandes die Zusammengehörigkeit von Adel und Bauerntum beteuern muß, oder wenn er den Schuhmachern und Schneidern des nächsten kleinstädtischen Nestes seine tiefe Überzeugung von der Heilsamkeit

der Zwangsinnung auseinandersetzt. Es könnte vom rein ästhetischen Standpunkt aus tragisch genannt werden, daß die neue Zeit vom alten selbstherrlichen Adel solches fordert! Wir verstehen es, wenn Konservative das allgemeine Wahlrecht nicht gut vertragen. Es verdirbt ihnen den eigenen Charakter, denn vor einer Wahlversammlung kann man doch nicht schlechtweg den Grundsatz vertreten: Autorität, nicht Majorität! Das konservative Bewußtsein muß um dieses Wahlzwanges willen an gewissen Unklarheiten leiden. Nur in ständischen Körperschaften, wie im preußischen Herrenhaus oder in der sächsischen ersten Kammer, kann es sich geben, wie es ist. Deshalb ist der heutige Konservative eine Kompromißnatur, ein Herrenmensch mit demokratischen Handschuhen. Er wandelt in der Zeit der Freizügigkeit, der Wahlrechte und des Getreideweltverkehrs mit der Würde des Vertreters eines alten großen Hauses, welches durch die Verhältnisse gezwungen ist, auch kleinere Kunden bei guter Laune zu erhalten.

Wenn die Ostelbier für sich allein stark genug wären, um Minister und öffentliche Meinung zu regulieren, so würden sie gar nicht daran denken, sich mit den Emporkömmlingen von Kohle, Eisen und Garn zu verschwistern, aber sie sind eben nicht stark und reich genug und bedürfen der seitlichen Deckung.... Der Kohlenbaron hilft dem Junker, seine Landarbeiter unter der Gesindeordnung halten, um dafür seine Bergarbeiter in eine Abhängigkeit zu bringen, die sich von der alten Schollenpflichtigkeit in der Praxis nur wenig unterscheidet. Wenn ihnen beiden dabei gelegentlich das Zentrum hilft, so wird das mit Dank angenommen, aber der Kern des Konservatismus ist der Bund von Eisen, Kohle und Garn mit Getreide.

Man weiß, daß teure Brotpreise das Verbrechen aus seinen Tiefen locken. Der erste, der in Deutschland den Blick auf dieses dunkle Gebiet lenkte, war der Statistiker Georg v. Mayr, der im Jahre 1867 die bayerischen Verhältnisse auf den Zusammenhang von Brotpreis und Diebstahl untersuchte. Sein Urteil formulierte sich in dem Satz, „daß in den Jahren 1835 bis 1861 so ziemlich jeder Sechser, um den das Getreide im Preis gestiegen ist auf je 100000 Einwohner einen Diebstahl mehr hervorgerufen hat, während andererseits das Fallen des Getreidepreises um einen Sechser je einen Diebstahl bei der gleichen Zahl von Einwohnern verhütet hat". Und was damals der süddeutsche Statistiker mit unabweisbaren Zahlenreihen feststellte, wird durch die seit 1882 existierende deutsche Kriminalstatistik bestätigt. Jede größere Schwankung des Getreidepreises drückt sich in Diebstahlsziffern aus, nur so, daß der Diebstahl teilweise im folgenden Jahre zur Aburteilung kommt.

Geht hin, ihr Brotverteurer und baut neue Gefängnisse, stellt Gefangenwärter an und Gefängnisgeistliche, vermehrt Richter und Polizisten! Gleichzeitig aber dürft ihr auch an Krankenhäuser, Ärzte, Pflegeschwestern und Gottesäcker denken, denn höhere Brotzinsen locken die Schwindsucht. Was helfen unsere neuen peinlich sauberen Lungenheilstätten, solange wir die Ernährung der Proletarier erschweren? Der Bazillus weicht dem besseren Brote. In den gut ernährten Volksteilen kommt Tuberkulose als gelegentliches Unglück vor, aber in den Industriekreisen mit Unterernährung hört die Volksseuche der Neuzeit nicht auf. Schlechte Wohnungen, geringe Löhne und teures Brot werfen die Menschen vorzeitig ins Bett und ins Grab, mit dem billigeren Brote aber werden die Lungen freier und stärker. Ich weiß nicht, wer von meinen Lesern Gelegenheit hatte, an vielen Krankenbetten in ärmeren Stuben zu

weilen. Ärzte und Geistliche kennen die Eindrücke: ein Leben quält sich langsam zu Ende. Muß das so sein? Ist das Gottes Wille? Sollen im Jahr 90000 Deutsche oder mehr so zeitig und mühsam enden? An diese Lagerstätten gehören die, denen es ein leichtes scheint, hohe Zölle auf Brot zu legen.

Aber sagt, ihr Kenner menschlichen Lebens, ob die Masse der Ärmeren nicht stets das Opfer großer Berechnungen der Reicheren war? Die Menge Pfennige, die die Menge täglich erwirbt und täglich zum Krämer trägt, macht große Herren lüstern, so daß sie sprechen: wozu in aller Welt brauchen diese vielen Leute so billige Wohnung, so billige Kohle, so billiges Petroleum, so wohlfeiles Salz, so preiswerte Fische, so günstigen Zucker und so gut kaufbares Brot? Wenn Gott reiche Naturgaben ausstreut und seine Wasser für alles Volk regnen läßt, dann setzen sich die schlauesten unter den alten menschlichen Füchsen zusammen und ratschlagen, wie man den Segen Gottes aus der Masse in die Aristokratien emporpumpen könne.

Was der Bauer im Osten und im Westen lernen muß, ist die geschichtliche Tatsache, daß die Großgrundbesitzer als politisch führende Klasse niedergehen. Jetzt erwartet er das Gegenteil. Er klammert sich mit beiden Armen an die Söhne seiner alten Fronherren und will von ihnen Hilfe. Von diesem instinktiven Triebe, der ihn bei den alten Herren Schutz suchen läßt, können wir ihn durch kein anderes Mittel befreien, als daß wir helfen, daß der Niedergang der alten Herrenklasse so schleunig und so gründlich wie möglich sei. Das ist Mitarbeit an der politischen Bauernbefreiung, und erst nach dem Fall der Grundherren entsteht das Bauernland Ostelbien,

getragen von einer Nation, die an die Stellen, wo jetzt preußische Großgrundbesitzer mit polnischen Arbeitern Exportgetreide bauen, deutsche Bauernfamilien setzt, die ein Wall gegen das Slawentum und eine Grundlage gewerblicher Kultur werden. Heute aber muß das Wort innere Kolonisation ein Klang der Zukunftshoffnung sein, denn heute herrscht noch das Geschlecht, das den Osten zu Gutsland machte. Dieses Geschlecht politisch zu stürzen, ist die erste Vorbedingung aller großen landwirtschaftlichen Reformen, es ist zugleich die Vorbedingung der politischen Größe und Wohlfahrt unseres ganzen Vaterlandes.

Daß praktisch jetzt nicht an Abschaffung der Getreidezölle zu denken ist, weiß jeder Kenner der Mehrheitsverhältnisse, daß aber der Bauer verloren geht, wenn keine Kornzölle mehr sind, glauben im Ernst wenige — dagegen spricht zu mächtig die Tatsache, daß in England seit dem Fall aller Getreidezölle keine Bauerngüter mehr untergegangen sind. Aber allerdings etliche Rittergüter könnten in andere Hände kommen. Mögen es 2000 oder 3000 sein oder wieviel man will! Hängt an der ungetrübten Erbfolge dieser Güter die ganze Zukunft des deutschen Volkes? Tut sie das wirklich? Wer glaubt, daß wir bei einer gewissen Auslese unter den alten Geschlechtern zu existieren aufhören werden? Wir glauben es nicht.

Die Landwirtschaftsfrage ist mindestens ebensosehr eine Frage der Erziehung zur geschäftlichen Leistungsfähigkeit wie eine Frage der Preise an sich. Wer Land hat, Vieh züchten kann und inmitten eines wachsenden Volkes sitzt, das täglich essen will, der kann in keiner verzweifelten Lage sein.

Man kann die Lage der Landwirte ungefähr so kennzeichnen; alle landwirtschaftlichen Artikel, die Welthandels-

ware geworden sind, sinken im Geldwert, und alle Artikel, die der nahe Markt braucht, steigen. Es steigen Fleisch, Milch, Butter, Obst, Gemüse; es halten sich auf leidlicher Höhe Futtergewächse, es sinkt zeitweise Brotkorn. Das Gesamtergebnis ist aber glücklicherweise kein Niedergang, sondern ein Aufstieg. Kein Mensch, der deutsche Dörfer früher gekannt hat und sie heute kennt, kann behaupten, daß sie das Bild des Rückganges darbieten. Es soll nicht geleugnet werden, daß in einzelnen Ecken, wohin die neue Zeit nicht kommt, das Landvolk noch ebenso dürftig ist wie früher, dürftiger als früher wird es kaum irgendwo sein. In der weitaus überwiegenden Zahl von Ortschaften reden allein schon die Gebäude der ländlichen Gehöfte vom Nutzen der gegenwärtigen Arbeit. Nicht als ob sie schon ideal wären, aber sie werden solider, größer, besser gepflegt!

Je mehr man die Menschen zusammenhäuft, desto fleischbegieriger werden sie. Die Intensität des Lebens und Arbeitens drängt zur intensiven Ernährungsweise. Dieser von aller beabsichtigten Regelung unabhängige Zug der Neuzeit zum Tierfleisch ist die größte Tatsache im Leben unserer Landwirtschaft, und es ist geradezu Irreleitung der öffentlichen Meinung, wenn man heute noch so redet, als sei die alte Unterordnung des Fleisches unter das Brot vorhanden.

Deutschland ist auf dem besten Wege, das erste Viehland Europas zu werden.

Höret zu, ihr Stadtbewohner, denn ich will zu euch von den Mühen und Arbeiten der Landleute reden! Fast ihr alle stammt vom Lande. Irgendwann sind eure Väter oder Mütter von draußen hereingekommen. Auch wenn ihr aus der kleinen Stadt stammt, so waret ihr vielleicht in noch früheren Zeiten

einmal auf dem Dorfe. Noch vor hundert Jahren waren ja vier Fünftel der Bevölkerung ländlich. Es verbinden euch darum mit dem Lande die verwandtschaftlichsten Beziehungen. Wenn vom Dorfe geredet wird, so wachen älteste Erinnerungen in euch auf. Fast eure ganze Sprache hat ländlichen Ursprung in allen ihren Wendungen und Benennungen. Und sobald ihr könnt, geht ihr ganz aufs Land, besieht den Acker und die Gärten und das Vieh. Und dabei wird euch wohl, denn es weht Heimatluft.

Deshalb ist es völlig verdreht, wenn jemand Nur-Städter sein will mit Verachtung des ländlichen Untergrundes. Das ist falsch durch und durch, denn ohne Acker und Vieh kann kein Mensch leben. Ihr alle wollt Brot und Fleisch und Milch und Kartoffeln. Wer schafft es? Wer arbeitet dafür? So oft ihr euch zu Tisch setzt, verzehrt ihr Bauernfleiß. Ob der betreffende Bauer im Inland oder Ausland wohnt, es ist ein Ackersmann und ein Viehzüchter nötig, damit ihr leben könnt. So einfach diese Tatsache ist, so oft wird sie von den Städtern übersehen. Man sagt, daß man von der Industrie lebt, vom Verkehr, von der Bildung. Das ist alles schön und gut, aber Brot muß der Mensch haben, ehe er Fabriken aufrichten und Schulen herstellen kann.

Mit anderen Worten also, meine verehrten Städter, es gibt keine Stadtkultur ohne ländlichen Untergrund. Auch gibt es nicht einmal eine gute Stadtkultur, wenn draußen auf den Dörfern Armut, Unsauberkeit oder Krankheit waltet, denn vom Dorfe kommt die Milch eurer Kinder und der tägliche Aufbau eures eigenen Körpers. Ihr müßt wünschen, daß die Dörfer gesund, tüchtig und leistungsfähig sind. Deshalb hat auch der alte Liberalismus vor 60 oder 80 Jahren so viel Gewicht auf Bauernbefreiung gelegt. Die alten Liberalen wußten, daß der liberalste Mensch in der Welt ein selbständiger Bauer sein kann. Später hat es freilich oft

Städter gegeben, die dafür kein Verständnis gehabt haben. Ihr könnt es nicht leugnen, daß bisweilen eure großstädtischen Zeitungen sich um die Landsorgen zu wenig gekümmert haben. Es war da gelegentlich ein Ton der Mißgunst gegen alles ländliche Wesen, den ihr niemals dulden dürft. Aus bloßem Gegensatz gegen die falsche und störende Politik des Bundes der Landwirte ließ man eine Abneigung gegen das Land überhaupt laut werden. Das darf nicht sein! Mag der Bund der Landwirte auch noch so schlecht handeln, wie er es ja oft tatsächlich tut, so sollt ihr nicht vergessen, daß es eine deutsche Landwirtschaft vor diesem Bunde gegeben hat und nach ihm geben wird, und daß die Landwirtschaft für Volk und Vaterland unentbehrlich ist.

Sicherlich ist es wahr, daß die Landjunker alles getan haben, um das Stadtleben zu verbittern. Von ihnen stammen die Ungleichheiten des bürgerlichen Rechtes, denn sie wollen Herrenkaste über euren Köpfen bleiben. Sie haben zur Verschärfung der sozialen Kämpfe Unsägliches beigetragen. Wenn Deutschland heute noch nicht frei und groß in der Welt dasteht, so liegt die Hauptschuld beim Landjunker. Gegen ihn nehmt alle Kraft zusammen! Er muß erst einmal aufs Haupt geschlagen werden, damit es besser werden kann. Aber schont dabei den Bauern und den Landarbeiter, denn diese sind eure geborenen Freunde, selbst wenn sie es heute noch nicht wissen! Ihr werdet sie brauchen und sie euch! Hört es, ihr Städter!

Die Landleute steigen nur mit der Stadt, nicht gegen sie! Ihr Verdienst steigt, wenn drin in der Stadt verdient wird. Das ist A und O aller Landwirtschaftspolitik. Die Menge der Arbeiterkinder machen die Milchwirtschaft bezahlt. Die städtische Fleischesserei macht die Schweinezucht möglich. Wenn in der Stadt der Geschäftsgang darniederliegt, so ist der Markt des Landmanns tot. Es ist ein Geschäfts-

gang, von dem beide Teile leben, ein großes, gemeinsames Atmen geht durch den ganzen Volkskörper. Diese Gemeinsamkeit wird vom Liberalismus vertreten.

Es muß klargestellt werden, daß das Deutsche Reich von vornherein eine wirtschaftlich fortschrittliche Gründung ist, antikonservativ in seiner ersten Jugend. Damit hat es einen Charakter erhalten, den es zeitweise sich trüben lassen kann, den es aber nicht dauernd verlieren darf. Wenn der alte römische Historiker Sallust darin recht hat, daß Staaten und ähnliche Dinge durch dieselben Ursachen erhalten werden, durch welche sie entstanden sind, so darf das Deutsche Reich nicht zur Versorgungsanstalt für notleidende Großgrundbesitzer herabgedrückt werden, wenn es seinen ihm eigenen Geist und geschichtlichen Charakter bewahren will.

Die Frage der Macht wird von vielen bürgerlich Liberalen nicht ernst genommen. Man sieht, daß man auch existieren kann ohne gerade ausschlaggebend zu sein. Die Welle des modernen Weltverkehrs schüttete dem Bürgertum so viel Arbeit und Gewinn zu, daß es Politik für Nebensache hielt und sie denen überließ, die davon von Haus aus mehr verstehen, den Junkern. Warum soll, wer uns die Offiziere stellt, uns nicht auch sonst regieren? Natürlich erbost sich diese Art Liberalismus im einzelnen über Brüsewitze und Ixenplitze, deklamiert gelegentlich von Bürgerkronen und Märzgefallenen, aber sie hat gar nicht die ernstliche Absicht, die innerpolitische Herrschaft den alten Inhabern abzunehmen. Man kann diese Sorte Liberalismus als Gelegenheitsliberalismus bezeichnen. Gesättigte Bürger wollen sich mit böser Politik

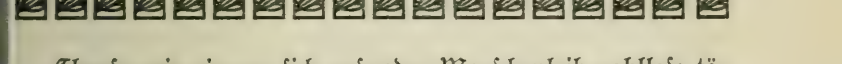
ihre schönen Abende nicht stören lassen. Man sehe doch: wieviel liberale Köpfe beteiligen sich eigentlich aktiv am öffentlichen Leben?

Dieselben Männer, die politisch so wenig fertig bringen, verrichten wirtschaftliche Wunderdinge. Eines hängt wohl mit dem anderen zusammen. Solange eine Schicht in technischer und kaufmännischer Hinsicht alle Hände voll zu tun hat, besitzt sie nicht die nötige Zeit und Kraft für regelrechte politische Betätigung. Man kann von manchem erfolgreichen Unternehmer hören: mich bloß halb und gelegentlich mit Politik zu befassen, hat keinen Zweck; wenn ich es einmal tue, dann tue ich es ordentlich; dazu aber habe ich keine Zeit! In dieser Hinsicht steht die Arbeiterschaft anders da als das Unternehmertum. Diejenigen Arbeiter, welche nicht in den Gewerkschafts- und Konsumvereinsverbänden direkt wirtschaftlich tätig sind, haben für Politik mehr Zeit frei als ihre Chefs. Die letzteren tragen, gerade dann, wenn es tüchtige aufstrebende Leute sind, ihre Berechnungen immer mit sich im Kopfe herum. So wenigstens ist es oder war es in der ersten Werdezeit des deutschen Industrialismus. Es ist da vom deutschen Industriellen und Kaufmann gewaltig gearbeitet worden. Ganz Deutschland ist jetzt eine einzige große Urkunde dieser Arbeit. Geht nach Hamburg, geht nach Bremen, fahrt nach Dortmund, Bochum, Essen, Düsseldorf, seht euch das Saargebiet an und die Fabriken am Mittelrhein, seht, wie in ganz Süddeutschland die Technik steigt und die Fabrikationen sich mehren, laßt Sachsen an eurem Auge vorüberziehen und laßt euch erzählen, was aus Oberschlesien geworden ist, werft einen Blick in alle Mittelstädte, wie sie sich recken und strecken, und schließt dann damit, daß ihr die Arbeit von Berlin in ihrer übermächtigen Fülle vor euch hinbreitet! Dieses neue Deutschland ist ein Erzeugnis menschlichen Denkens und Wollens. Es wuchs nicht

von selber, sondern überall mußte gedacht, gewagt und gerechnet werden. Sicherlich haben das die Unternehmer und Kaufleute nicht allein getan. Ohne ihre Angestellten und Arbeiter sind sie nichts, aber wer erzog dieses Heer von Angestellten, wer mußte trotz aller Schwierigkeiten des Klassenkampfes mit der Arbeiterschaft sich einzurichten wissen, wer organisierte das Ganze? Das waren dieselben Leute, über deren politische Mattigkeit und Energielosigkeit wir so oft geklagt haben. Sie haben bis jetzt die Industrie geschaffen und keine Zeit gehabt, zur Industrie den Industriestaat zu fügen.

Es ergab sich auf diese Weise ein wunderliches Staatsgebilde, das nicht auf die Dauer so bestehen kann, es ergab sich nämlich das Industrievolk im politischen Kleide des Agrarstaates. Unser politischer Zustand ist etwa so, wie wenn in alte Landwirtschaftsgebäude eine täglich sich ausdehnende Fabrik hineingebaut wird. Da steht die modernste Maschine unter einem alten Dachbalken und eiserne Träger werden durch Lehmwände hindurchgezogen. Wir haben einen Staat, der vom Gelde der Industrie ernährt, aber von den Söhnen der Rittergüter und von den Kaplänen regiert wird. Diejenigen, die sich im besonderen Sinne die Staatserhaltenden nennen, sind es nicht, die die Staatskassen füllen. Man sehe sich die preußischen Verhältnisse an! Über die Hälfte der preußischen Einkommensteuer wird von fünf Regierungsbezirken aufgebracht, nämlich von Berlin, Potsdam, Düsseldorf, Köln und Wiesbaden. Im Landtage jedoch haben diese fünf Regierungsbezirke nur ein Sechstel der vorhandenen Plätze. Es zeigt sich aber dieses Verhältnis keineswegs nur bei der Einkommensteuer, sondern im ganzen Staatshaushalt. Der bei weitem größte Posten aller Staatseinnahmen sind die Eisenbahnerträge. Wer aber bringt den Nettoertrag der Staatseisenbahnen von 600 Millionen Mark? Wer

zahlt die Stempelsteuern? Welche Bevölkerungsteile zahlen die Verbrauchssteuern, von denen etwa 120 Millionen Mark der preußischen Staatskasse zufließen?



Ebenso wie ein an sich gesunder Menschenleib zahllose törichte Prozeduren verträgt, viel falsche Ernährung aushält und vielen Medizinen gegenüber eine erhabene Gleichgültigkeit an den Tag legt, so ist auch eine Volkswirtschaft wie die deutsche nicht so matt und zimperlich, daß sie an jeder agrarischen Dummheit stirbt. Sonst müßte sie längst eingegangen sein. Sie verträgt ziemlich viel und wird noch manche Gelegenheit haben, dieses zu beweisen. Diese erfreuliche Gesundheit ist oder war gleichzeitig die Ursache der prinzipiellen Mattigkeit in der Bekämpfung von Schädigungen. Endlich aber kommt doch einmal ein Zeitpunkt, wo auch der gesundeste Körper sich gegen Mißhandlung wehrt, einfach weil er sonst nicht mehr gesund bleibt. Daß dieser Zeitpunkt kommt, dafür sorgt schon die weitere agrarische Gesetzgebung. Durch allzuviele Zölle und Finanzgesetze zusammen wird eine Erwerbsbeschwerung geschaffen, die auf die industriellen Unternehmer ebenso wirkt wie die Zollverteuerungen auf die Finanzministerien. Langsam, aber sicher sammelt sich der Unmut und führt zur Politisierung der Industrie- und Handelskreise, das heißt zur ernsthaften eindringlichen Beschäftigung mit den wirtschaftlichen Wirkungen des Staates. Es ist das ein folgenschwerer Umschwung, wenn die Unternehmer zu Politikern werden oder doch wenigstens politische Führer aus sich heraus in den Kampf der Öffentlichkeit entsenden. Diese neuen Politiker werden nicht gleich mit einem Male die ganze Politik in ihren Gedankenkreis hineinziehen, sondern zunächst alles andere ruhig belassen und nur wirtschaftspolitische Fragen be-

handeln wollen. Das entspricht der Art einer vielbeschäftigten kaufmännischen Klasse. Sie theoretisieren nicht über die Grundsätze des Güteraustausches an sich, sondern verlangen nur Ruhe und Freiheit für ihren Austausch, sie denken nicht an Staatsbürgerrechte im allgemeinen, sondern an ihre Rechte im Staat, sie haben kein fertiges Programm, sondern nur Tagesforderungen. Aber je mehr sie sich mit diesen Tagesforderungen beschäftigen, desto mehr werden sie zu Kritikern des ganzen Agrarstaates werden. Die Idee des Industriestaates ist nichts, was man in alten Büchern lesen kann, selbst nicht in den Geschichtsbüchern Englands. Zwar in vieler Hinsicht entspricht das, was uns bevorsteht, dem Umschwunge der englischen Politik in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts. Die Ähnlichkeit liegt darin, daß eine alte Agrararistokratie aus Selbsterhaltungstrieb den Staat als Hemmungsmittel gegen Industrie und Handel benutzte und von den neuen Kräften entthront werden mußte, um der neuen Volkswirtschaft freie Bahn zu schaffen. Der Unterschied aber liegt darin, daß damals in England die neue Industrie noch durchaus individualistisch war und aus lauter Privatunternehmern bestand, die für sich nichts anderes verlangten als Freiheit des Wettbewerbes. Es gab noch keine Unternehmerverbände, Syndikate oder sonstwelche starke Organisationen der aufsteigenden Erwerbsschicht. Diese aber verändern die Sachlage sehr beträchtlich, denn bei uns rückt jetzt nicht der Einzelunternehmer vor, sondern der Verband, es rückt ein organisiertes Interesse vor, das sich nicht mit den Grundsätzen von Adam Smith deckt, so sehr es mit ihm in dem Drange nach möglichster Ausnutzung aller wirtschaftlichen Kräfte einig ist. Die Volkswirtschaftslehre des kommenden Industriestaates wird sicherlich keine einfache Abschreibung der Theorien sein, die bei uns in der ersten Blütezeit des deutschen Liberalismus von England herübergenommen wur-

den. Das Wirtschaftssubjekt wird, um es grob zu sagen, nicht der Einzelmensch sein, sondern der Verband, und die Konkurrenz wird sich nicht als Wettkampf der Vereinzelten abspielen, sondern als Ringen festgeschlossener Erwerbskorporationen. Da es aber für diese veränderte Sachlage bis heute noch keine fertigen Formeln gibt, so fehlt dem Industriestaat sein lehrhaftes Programm. Er ist nicht einfach Liberalismus, er ist noch weniger gewollter Sozialismus, aber sein Drängen verbindet liberale und sozialistische Elemente: Wirtschaftsfortschritt und Produktionssteigerung durch Assoziation, durch Organisation der Arbeit! Die Seele der ausschlaggebenden großen Industrien ist syndikalistisch geworden. Bei den Halbfabrikatsindustrien ist das am handgreiflichsten, aber auch die Fertigindustrien stehen unter demselben Zuge der Zeit. Man hat keinen Sinn mehr für „den Einzigen und sein Eigentum". Man verhandelt an allen Ecken über „Regelung der Produktion", das heißt über Herstellung von Zwangsverbänden.

Bis jetzt trägt die Verbandsgesinnung innerhalb der Industrie einen oft noch unpolitischen Charakter. Das ist nicht naturnotwendig, denn sowohl die Arbeitergewerkschaften wie der Bund der Landwirte zeigen, wie leicht und vollständig sich Erwerbsverband und Politik verbinden können. Der unpolitische Charakter der bisherigen Industrieverbände hängt mit der ganzen bisherigen Gleichgültigkeit gegen politische Probleme zusammen. Sobald diese schwindet, wird ganz von selber jeder Unternehmerverband ein politischer Körper werden etwa in demselben Sinne wie es heute Arbeiter- oder Bauernverbände sind. Die Unternehmer werden dann eine eigene politische Klasse. Solange das Unternehmertum individualistisch war, fand es den Weg nicht, sich vom Magnetismus der alten Aristokratie freizumachen. Jetzt erst, wo die Organisation des Unternehmertums begonnen hat, entsteht ein Klassen-

geist der industriellen Aristokratie, der sich dem Klassengeist der Agrararistokratie gegenüberstellt. Es heißt nicht mehr: wir wollen mit euch herrschen! sondern: wir wollen an eurer Stelle herrschen! Der Wille zur Macht steht vor der Tür. Und erst aus dem Willen heraus vollendet sich das Programm.

Bezeichnen wir also als Industriestaat einen künftigen Zustand, bei welchem die industrielle Oberschicht kraft ihrer Organisation und ihres Willens zur Macht sowohl den Regierungsapparat als auch die parlamentarische Führung in die Hand nimmt, so bleibt dabei die Hauptfrage, wie sich dazu die industriellen Mittel- und Unterschichten verhalten. Wer sich aber den Industriestaat nach Art des bisherigen Vorgehens der bayrischen Metallindustriellen oder der rheinisch-westfälischen Zechenbesitzer vorstellt, der kann ihn überhaupt nicht ausdenken, denn auf wen soll sich denn diese brutale Industrieherrschaft stützen? Die Arbeiter werden ihr gegenüber alles tun, was politischer Grimm ersinnen kann, die Gebildeten werden für diese Art Herrschaft keinen Finger rühren, und auch der Mittelstand hat bei aller seiner Abneigung gegen die Sozialdemokratie keine Spur von Vorliebe für Kirdorf und Genossen. Die Industrieherrschaft muß liberal sein oder sie wird überhaupt nicht sein. Das ist die erste Wahrheit, die vom neuen Willen zur Macht begriffen werden muß. Der protzenhafte Unternehmer, der sich im modernsten Gewerbe aufführt wie der älteste Krautjunker, gehört in die Rumpelkammer, und zwar werden ihn seine eigenen Klassengenossen dahin verweisen müssen, wenn sie vorwärtskommen wollen. Eine der dringendsten Aufgaben der Führer zum Industriestaat ist die Erziehung ihrer eigenen Leute zur Achtung vor den Menschenrechten. Erst in dem Maße, als diese Erziehung gelingt, können Erfolge in Aussicht gestellt werden.

Vor einem Irrtum wird sich dabei die neue Herrschaft hüten müssen. Sie wird geneigt sein, das Geld sehr hoch und die geistigen Strömungen gering einzuschätzen. Mit Geld allein aber wird keine Politik gemacht. Mit Geld kann man vieles tun: Zeitungen kaufen, Literatur auswerfen, Redner bezahlen, Vereine unterstützen, aber wir haben schon genügend erlebt, wie leicht sich große Summen vergeblich verpulvern lassen, wenn keine uneigennützige Begeisterung mithilft. Mit einer Papierüberschwemmung erzwingt man keine Siege des Willens. Der Industriestaat muß reellen Idealismus besitzen und darf sich nicht bloß mit einer Phrasenbrühe begnügen wollen. Das war das Große und Sieghafte am englischen Liberalismus, daß er voll war von Menschheitsideen und seelischen Hoffnungen. Es wurde ihm geglaubt, weil er selber glaubte. Ob das in Deutschland sich einstellen wird, bleibt abzuwarten. An sich liegt es in der deutschen Natur, die Dinge tief und ernsthaft zu nehmen, und es ist wohl möglich, daß der Wille zur Macht sein geistiges Kleid findet, in dem er ehrlich und frei vor alles Volk treten kann. Aber vorhanden ist die neue liberale Lebensstimmung bei uns noch nicht. Sie muß erst werden. Die philosophischen Elemente dazu sind reichlich vorhanden im alten und neuen Kantianismus und in allen sozialphilosophischen Arbeiten unserer Theologen und Philosophen, aber der Übergang aus den Büchern in die Gemüter ist noch nicht vollzogen. Eine Weltanschauung des Willens und der Menschenachtung liegt bereit, aber vorläufig ist sie Geheimlehre der Ethiker. Noch fehlt das, was Carlyle und Kingsley in England fertiggebracht haben: die Füllung der öffentlichen Luft mit großen und freien Ideen. Kommt das nicht, so ist das Zentrum mit seiner Mystik und der Konservatismus mit seiner Romantik stärker als ein bloß materialistischer Liberalismus.

Die Politik des Industriestaates wird Interessenpolitik

einer Klasse sein, aber zugleich von selbst allgemeine Politik, weil mit dieser einen Klasse der Aufstieg der übrigen verbunden ist. Wenn das letztere nicht der Fall wäre, und soweit es nicht der Fall ist, hat es für idealistische Elemente keinen Sinn, dieser Gestaltung ein mithelfendes Interesse entgegenzubringen. Das ist der Unterschied zwischen sinkenden und steigenden Aristokratien: die sinkende Aristokratie zieht mit sich das ganze Volk abwärts, weil sie eine Politik der Angst treiben muß. Aus lauter Angst vor dem Auslande müssen wir uns auf Befehl dieser alten Aristokratie einkapseln, müssen tun, als vertrügen wir keine freie Geistesluft, und müssen unsere Volksmassen behandeln, als seien es Horden von Staatsfeinden. Eine sinkende Aristokratie gleicht einer alten Dame, bei der es nobel, aber höchst unpraktisch zugeht. Je älter sie wird, desto wackliger wird ihr Hausrat und desto ängstlicher fürchtet sie sich vor offenen Fenstern und neuen Grundsätzen. Auch wird sie im Alter so fromm, daß der Kaplan jeden Tag zu ihr kommen muß. Dieser redet von ihrer Seele und läßt sich gelegentlich etwas für seine frommen Anstalten in die Tasche stecken. Man kann eine derartige alte Dame vielleicht gern haben, aber ein Element des Fortschritts ist sie sicherlich nicht. Der Fortschritt wird von anderen Leuten gemacht, welche selber vorwärts wollen und eben dadurch die übrigen mit vorwärtsschieben. Die industrielle Aristokratie denkt zuerst an ihre eigenen Geschäfte, aber da sie große Geschäfte machen will, so kann sie nicht an sich allein denken, denn man kann nicht Handel treiben wollen ohne Produzenten und Käufer, man kann keine großen Umsätze erzielen, wenn man nicht für allgemeine Kaufkräftigkeit sorgt, man kann als Händler nicht reich werden wollen auf Grund allgemeiner Verarmung. Sicherlich will die neue Oberschicht kapitalistisch sein und nicht sozialistisch, aber es liegt in der Ironie der Welteinrichtung, daß ein großgewordener Kapitalismus von

selbst sozialistische Züge aufweist, indem er Betriebe herstellt, die nur zum Schein noch Privatbetriebe sind. Je vollendeter das Prinzip des Verbandsunternehmens sich auslebt, desto schneller wird der Klassenegoismus durch gemeinsame Verwaltung in feste Grenzen gebracht. Der einzelne Unternehmer kann ein „Ausbeuter" sein wollen, das Syndikat wird natürlich auch gewinnen wollen, aber es kann nicht kurzsichtigen Raubbau treiben, wenn es sich nicht selbst ruinieren will. Die Volkswirtschaft gewinnt somit an Solidität und Stetigkeit, wird berechenbarer in ihrem Verlauf und sucht auch gegenüber der Arbeiterschaft Streitigkeiten, Stockungen und Krisen noch Möglichkeit auszuschalten. Das Wahrzeichen des Industriestaates wird der Tarifvertrag sein, welcher wohl nicht die letzte Lösung der sozialen Frage ist, aber eine höchst entwicklungsfähige Form der beiderseitigen Verständigung.

Die eigentümliche Stärke des unser Volk spaltenden konfessionellen Geistes muß erkannt werden, wenn man seine Gefahren bekämpfen will. Das ist ein Hauptgrund für die Schwäche des Liberalismus, daß er sich die Sache viel zu leicht gemacht hat. Er dachte, die Priester durch Deklamationen über Volksverdummung und religionslose Bildung zu überwinden, und das Ergebnis ist, daß heute ebensowohl im Reichstage eine konfessionell gesinnte Majorität herstellbar ist, wie sie im Landtag vorhanden ist. Nur noch Sozialdemokratie und Volkspartei wehren sich gegen das Prinzip der konfessionellen Teilung des geistigen Lebens. Nur sie haben noch das frühere Ideal der deutschen Einheitskultur. Die Mehrzahl der Parlamentarier will Konfessionen und benutzt geradezu den Konfessionsgeist, um ihre Partei zusammenzuhalten gegenüber Parteibildungen, die sich auf wirtschaftlichen Grund-

lagen aufbauen. Dieser Zustand der Konfessionalisierung unseres politischen Vertretersystems gibt Anlaß zu ernstlicher Überlegung, ob das deutsche Volk in Wirklichkeit konfessionalistisch ist oder nicht. Wie kommt es, daß heute die Konfessionen wieder so stark geworden sind?

Man gehe durch das Land und suche die konfessionell gesinnten Staatsbürger! Es gibt sie in allen Klassen, aber daß sie die Majorität seien, wird kaum jemand behaupten. Schon allein die große Zahl der Mischehen spricht dagegen. Alle Hervorhebung des Konfessionsstandpunktes ist nicht imstande, die Mischehen zurückzudämmen, ein sicheres Zeichen, daß die Konfession bei uns anders empfunden wird als im Orient. Und wird etwa von der Majorität des Volkes die Mischehe als unpassend angesehen?

Die Abneigung weitester Kreise gegen konfessionelle Zänkereien ist auch aus vielen anderen Kennzeichen sicher zu erkennen, beispielsweise aus dem Inhalt der gewöhnlichen Zeitungen, die sich gewiß nicht scheuen würden, konfessionalistisch zu sein, wenn sich das besser bezahlt machen würde als die Farblosigkeit. Gerade diese charakterlosen Thermometer des öffentlichen Bewußtseins beweisen, daß es falsch ist, von einem allgemeinen Volksbedürfnis nach Konfessionalität zu reden. Und doch ist die Tatsache vorhanden, daß der früher lebhaft geglaubte Gedanke an eine über den Konfessionen stehende deutsche Kultur sich heute äußerst schwach zeigt. Man liebt die Konfessionen nicht besonders, aber man hat sich mit ihnen abgefunden und hält es für Zeitverschwendung, über ihre Notwendigkeit zu reden. Und diese Resignation ist es, die den Vertretern des Konfessionalismus hilft, denn aus dem resignierten Zugeständnis, daß wir uns mit den Konfessionen abfinden müssen, machen sie ihrerseits einen Rechtsgrund, das Prinzip des Konfessionalismus auf die Spitze zu treiben.

Überall hört man: Katholizismus und Proteſtantismus ſind zweierlei Weltanſchauungen, nicht nur zweierlei Kirchenlehren, zweierlei Moral, zweierlei Lebenspraxis, Gegenſätze, bei denen es nur ein hartes, volkszerreißendes Entweder-Oder gibt! Und überall lieſt man, es ſei unmöglich, die Kinder gleichzeitig in zwei Welten einzuführen. Entweder man mache aus ihnen Proteſtanten oder Katholiken. Die Idee aber, aus ihnen deutſche Menſchen zu bilden, die über dieſes Entweder-Oder ſich hinwegſetzen können, ſei eine Einbildung, die heute ſchon in den Bereich veralteter Illuſionen des verſtorbenen Rationalismus gehöre. Es iſt wahr, das, was ſich heute dem Vertreter des altliberalen Kulturgedankens entgegenwirft, iſt von ungeheurer Schwere. Wo ſoll die Wiederbelebung der Weltanſchauung herkommen? Unſere großen Philoſophen? Wer lieſt ſie noch? Die Idee der Humanität und der religionsloſen Moral? Wer glaubt ſie noch auf den Höhen der Wiſſenſchaft? Wird es nicht nötig ſein, daß auch wir das Verlorene als verloren betrachten und preisgeben? Es hilft ja doch nichts?!

Nein! Noch glauben wir nicht, daß der Konfeſſionalismus das letzte Wort in dieſer Sache iſt. Auch dieſe geiſtige Welle hat ihre Zeit, und es geſchieht im vorausſchauenden Blick auf ihren Niedergang, wenn wir feſt bleiben im Proteſt gegen die weitere geſetzliche Fixierung des Konfeſſionalismus.

Die Modernität ſtrebt einem andern Ziele zu als einer Klaſſifizierung der Menſchen nach Bekenntniſſen.

Demgegenüber hat die Macht der Konfeſſionskirche keine andern Mittel als die äußerſte Anſpannung ihrer Autorität, durch welche mitten im Weltverkehr jeder Katholik oder Proteſtant als Glied der alten Bekenntnisgemeinſchaft und Gehorſamsgemeinſchaft erhalten werden ſoll.

Das Zentrum sitzt in seiner Werkstatt und sagt: unser Stolz soll sein, alle Klassen, alle Stände zu umfassen, und bei jeder Frage diejenigen Abschleifungen vorzunehmen, durch welche die Sache von einer gemischten Mehrheit angenommen werden kann. Meist freilich geschieht dies mit einer gewissen Wendung nach der konservativen Seite hin.

Auf solche Art wurde das Zentrum die Partei, die sich selbst für notwendig hält für die nationale Existenz. Denn so pflegen sie zu sagen: Wohin würden die anderen bei ihrem rohen Gegensatz der Klasseninteressen geraten, wenn wir nicht als Partei des Friedens und des Ausgleichs in der Mitte ständen! Diese Überzeugung von seiner taktischen Notwendigkeit wird für das Zentrum der Übergang, um sich in diesem deutschen Staate häuslich einzurichten. Die alten oppositionellen Gefühle der Reichsfeinde der Bismarckischen Zeit, der unentwegten Männer aus dem Kulturkampfe, sind längst übergegangen in Gefühle einer gewissen vorsichtigen Zufriedenheit mit dem gegenwärtig erreichten Zustande. Und größer wird die Zufriedenheit, wenn das Zentrum Berichte aus Frankreich, aus Italien und aus anderen katholischen Ländern entgegennimmt. Dann schaut es sich in der deutschen Heimat um, und es entstehen bei der jüngeren Generation Gefühle der stolzen katholischen Führerschaft diesem unserem Volke gegenüber. Die größere der beiden konservativen Parteien hat dann Empfindungen, wie sie zum Beispiel Professor Spahn ausspricht: „Schon jetzt ist das Deutsche Reich in seinem noch so unvollkommenen Entwicklungsstadium, worin wir es sehen, die einzige urwüchsige, wahrhafte, organische Staatsschöpfung der neueren Jahrhunderte, eine bewunderungswürdige Hervorbringung des deutschen Staatsgeistes. Wird sein Wachstum zur Reife kommen, so wird das Reich aus innerer Kraft und staatlicher Vollendung die stärkst fundamentierte moderne Großmacht sein."

Das soll heißen: das Deutsche Reich ist auf dem Wege, ein besseres Spanien zu werden. Das soll heißen: alles das, was der Klerikalismus früher in romanischen Ländern versucht hat, wird er unter einer für ihn fabelhaft günstigen Zusammenstellung der Parteien mit Hilfe seiner festgefügten Minderheit auf dem alten Kampffeld Deutschland erlangen: den Staat, welcher staatssozialistisch, Zollstaat und Konfessionsstaat ist. Das ist die moderne Form des katholischen Staatsgedankens. Schwer und langsam gewöhnen wir anderen uns daran, die deutsche Zukunft vom Konfessionalismus ummauert und durch bevormundende Gesetze und Regeln bis zum Übermaß durchzogen uns zu denken. Und wenn irgend etwas dem Liberalismus die geschichtliche Aufgabe stellt, noch einmal wieder in den Vordergrund zu kommen, seine verlorenen Kräfte wieder zu sammeln, sich alle alten Aufgaben neu durchzudenken, dann ist es die jetzt von uns beschriebene Entwicklung.

Von Rom aus wurde 1887 das entscheidende Wort zugunsten der Bismarckischen Septennatsvorlage gesprochen und von Rom her wurde das Zentrum, entgegen seiner früheren „reichs-feindlichen" Haltung, zum deutschen Militarismus und Marinismus bekehrt. Wie kam das? In Rom hat man die Hoffnung auf erneute Weltmacht des Franzosentums prinzipiell aufgegeben und fängt an mit dem politischen Zerfall Österreichs zu rechnen. Natürlich wird beides nicht ausgesprochen, aber die Tatsachen reden. Man denke sich doch einmal in den Gedankengang der Kurie hinein! Sie ist die ewige Macht. Vor ihr sinken und steigen die Staaten. Das beängstigendste Ereignis für das Papsttum ist das ungeahnte Wachsen des europäischen und amerikanischen Angelsachsentums. Eine Zeit lang mochte man glauben, die englische Staatskirche zur Verbindung mit Rom gewinnen zu können, aber die Aussichten dieses Planes sind und bleiben gering. Wo

England sich hinsetzt, sitzt der Papst nicht. Erst durch England wurde der Protestantismus Weltmacht. Napoleons Verlust bei Waterloo war die letzte große Niederlage des Katholizismus in der Weltgeschichte, und die Schlachten von Königgrätz und Sedan verstärkten die Niederlage, sobald nur das neue preußisch-deutsche Reich ein ebenso protestantischer Staat wurde wie England. Der erste Eindruck der deutschen Siege von 1866 und 1870 auf das Papsttum mußte der Wunsch sein, die neue Macht doch noch zu untergraben. Das war die alte Aufgabe Windthorsts. Dazu verband er sich mit allen Partikularisten, Polen und Protestlern. Zeitiger aber als die Zentrumswähler in Deutschland begriff die weiterblickende römische Politik, daß das Deutsche Reich nicht wieder beseitigt werden kann. Kann man es nicht ruinieren, dann muß man es katholisieren. Das ist der Kern der Schwenkung von 1879 an.

Die Katholisierung Deutschlands kann begreiflicherweise nicht durch Katholisierung der deutschen Protestanten geschehen. Dies ist unmöglich. Sie geschieht durch Vergrößerung Deutschlands nach Süden und unter Umständen nach Osten. Ein Deutschland, das bis zur Adria reicht und dessen zweite Hauptstadt Wien heißt, ist ein katholisch stark beeinflußter Staat. In einem solchen Staat ist der Klerikalismus schlechthin der erste innerpolitische Faktor. Ein solcher Staat liegt nun in gewissem Sinne in der Linie der preußisch-deutschen Entwicklung. Niemand verstehe das falsch! Solange Österreich lebensfähig ist, ist seine Erhaltung für uns weit wertvoller als jede deutsche Grenzerweiterung. Wir Deutsche müssen alles tun, um Österreich zu erhalten. Aber wenn einmal der österreichische Kaiser zwischen Wien und Budapest sollte wählen müssen, dann würde es für eine reichsdeutsche Politik eine Notwendigkeit sein, nur dann, den Flottenhafen am Mittelmeer nicht in fremde Hände kommen zu lassen. Das weiß man

in Rom. Dort sieht man die Weltgeschichte kommen, und deshalb arbeitet man trotz aller Schwierigkeiten jetzt mit Berlin.

Der Protestantismus ist von Haus aus individualistischer als der Katholizismus und sieht das Ziel weniger in der Harmonie, als im Fortschritt. Der Fortschritt aber wird nicht durch Bevormundung gemacht, sondern durch Wagnis, Risiko, Konkurrenz, Anspannung aller Kräfte auf Gewinn oder Verlust. Das haben insbesondere die reformierten Teile des Protestantismus scharf herausgearbeitet, die Holländer und Engländer, aber auch bei uns im lutherischen Deutschland ist ein Gefühl dafür vorhanden, daß wir dem Kampfe ums Dasein von Grund aus etwas anders gegenüberstehen als der Katholik. Der Kampf ums Dasein ist uns nichts Ungöttliches oder Unreligiöses an sich, sondern er ist die Form, in der die Weltregierung arbeitet. Wir sollen ihn nicht verneinen oder aus der Welt schaffen wollen, sondern sollen uns mit Kopf und Herz an ihm beteiligen. In dieser vorwärtsdrängenden Gesinnung liegt der große Vorzug der protestantischen Völker. Ihn dürfen wir nicht preisgeben wollen. Und ebenso dürfen wir nicht darauf verzichten, daß in allen Korporationen, Innungen, Berufsvertretungen, Gemeinden und schließlich auch in Staat und Kirche der Einzelmensch seine persönliche Bewegung behält. Das katholische Menschenrecht heißt Schutz, das protestantische Menschenrecht heißt Freiheit. Die Wirklichkeit braucht beides, aber es scheint, daß wir einer Zeit entgegengehen, wo wieder stärker das persönliche und das demokratische Prinzip hervorgehoben werden muß als Gegengewicht gegen ein Übermaß von Bevormundungsvorschriften.

Wir wissen, daß Freiheit nichts ist, was zu allen Zeiten und an allen Orten genau die gleiche Form und Farbe hat. Jede Zeit hat ihre Freiheiten, die sie sucht. Aber in allen Verschiedenheiten gibt es doch etwas Einheitliches, das ganz tief in der Seele liegt, nämlich eine Art innerer Entschlossenheit: Freiheit ist eine ganz persönliche Angelegenheit! Wenn sie das nicht ist, dann gibt es keine freien Staaten und keine freien Kulturen.

Kein Fortschritt der Freiheit ist in der Welt erreicht worden, wenn es nicht Menschen gab, die lieber sterben als Knechte sein wollten. Das ist am offenbarsten bei den Freiheitskämpfen der Nationen, aber auch alle innerpolitischen Kämpfe sind durchtränkt mit Herz und Blut. Die Gasse der Freiheit trägt Spuren verspritzten Lebens. Mit bloßer Abrechnung macht man Menschen nicht von ihren Banden los. Ja, man kann sagen, daß die „Freiheiten", die ohne merkbare und große Opfer gewonnen wurden, weniger fest und sicher sind als die, die durch Tod gekittet sind. Es ist schon öfter darauf hingewiesen worden, daß das Wahlrecht zum deutschen Reichstag fester sein würde, wenn es mit unlöschlichen Opfern erzwungen worden wäre. Daß es der Masse gegeben wurde, ehe sie stark genug war, es sich zu holen, ist seine Schwäche. Natürlich soll man nicht unnötig Kämpfe suchen und soll nicht künstliche Märtyrer herstellen wollen, aber es würde nicht richtig sein, vom Ideal der Freiheit zu reden, ohne es klar auszusprechen, daß es Freiheit nicht gibt ohne freie Menschen. Freie Menschen sind aber solche, die im Entscheidungsfalle selbst den Tod nicht fürchten.

Damit ist der Zusammenhang zwischen Freiheit und Religion gegeben. Die Formen des Freiheitsstrebens sind meist unreligiös und entstammen den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, der Untergrund aller Freiheiten aber ist mit Religion sehr verwandt, denn er ist ein

Seelenzustand, der voll von Glauben und Hingabe ist. Man streiche alle Menschen aus der Welt, die diesen Zustand haben, und die Freiheiten werden nur wie naß geregnete Fahnen von den Dächern herabhängen. Oft war Religionskampf und Freiheitskampf in der Geschichte direkt miteinander verbunden. Fast alle englischen Freiheitskämpfe waren dieser Art. Aber auch da, wo gar keine konfessionellen, wiedertäuferischen, methodistischen oder sonst ähnlichen Interessen mitspielen, wo es sich nur um juristische, politische und wirtschaftliche Freiheiten handelt, ist der Dienst der Freiheit ein Kultus gewesen, der nicht ohne Vertiefung und Opfer ausgeübt werden konnte; denn so sicher es ist, daß Freiheit Nutzen bringt, wo sie glücklich gedeiht, so sicher ist es auch, daß es oft nicht der Privatnutzen der Kämpfer war, für sie zu streiten.

Und wenn wir klagen, daß der Fortschritt der Freiheit im deutschen Volke kein eilender ist, so zwingt uns diese Beobachtung bis in den Untergrund der Seelen hineinzuschauen und zu erwägen, wie viele arme Nützlichkeitsseelen vorhanden sind, die zu jeder Knechtschaft bereit sind, wenn man sie nur in Ruhe läßt. Man will sich nicht kompromittieren, nicht anstoßen, nicht stören, nicht unbequem werden. Das aber schadet alles der Freiheit im ganzen. Das erste darum, was wir tun können, um an der allgemeinen Freiheit mitzuhelfen, ist, daß wir selber frei zu werden suchen, soviel uns immer möglich ist.

Niemals war bisher Deutschland das eigentliche Mutterland des politischen Freiheitsgedankens, und wir fürchten, daß auch in Zukunft immer einige der andern Völker uns in Herausarbeitung des freien Staatsbürgergedankens überlegen sein werden. Das gilt besonders von den Engländern und Amerikanern, aber in mancherlei Hinsicht auch von den Franzosen. Diese Nationen sind viel zeitiger in liberale Staatstemperatur

gekommen als wir, und bei ihnen ist sie viel ursprünglicher und naturwüchsiger als bei uns.

Worin besteht nämlich im Grunde der Liberalismus? In einer Volksgesinnung, die keine Vergewaltigung des Einzelmenschen zuläßt, und die die Gleichheit aller Staatsbürger für eine Selbstverständlichkeit hält. Diese Gesinnung ist nirgends in der Welt von Anfang an verhanden, aber einzelne Völker sind leichter für sie zu gewinnen als andre. Überall dort nämlich, wo es früher Sklaverei gegeben hat, bleibt auf Jahrhunderte hinaus ein Geruch von Knechtsgeist in der Luft. Deshalb sind auch die südlichen Staaten von Nordamerika trotz gleicher Verfassung viel weniger liberal als die nördlichen Staaten. Der nördliche Teil der Vereinigten Staaten hat keine Sklavenwirtschaft erlebt. Auch England ist seit vielen Jahrhunderten frei von Leibeigenschaft, nur Irland besitzt Abhängigkeitserinnerungen. Frankreich besaß bis zur französischen Revolution vielerlei Hörigkeit, schüttelte sie aber damals mit einem Rucke so gründlich ab, daß diese Abschüttlung nie wieder aus dem Volksbewußtsein herauskommt. Bei uns aber ist das alles viel allmählicher vor sich gegangen, im Westen zeitiger, im Osten später. Die alten Hörigkeiten und Leibeigenschaften sind „abgelöst" worden, das heißt sie wurden zunächst als rechtskräftig anerkannt und dann in Zahlungen verwandelt. Es hat keinen Tag gegeben, wo die Ketten von selber zu Boden fielen, kein großes politisches Jubeljahr, wo die Gebundenen frei werden durch eigne Kraft. Auch die Reformen des Freiherrn von Stein, so stark sie in das bisherige Verhältnis eingriffen, waren in keiner Weise eine politische Selbstbefreiung. Deshalb fehlt im Volksbewußtsein der Hintergrund eines inneren Freiheitskrieges. Wir haben die Hörigkeit und Leibeigenschaft abgelöst aber nicht abgeworfen. Was ist es denn überhaupt, was das deutsche Volk einmal durch eigenes Rütteln und Schütteln abgeworfen hat? Es hat immer „abgelöst",

sowohl die geistlichen Herrschaften wie die kleineren Monarchen.

Und damit kommen wir zu einem zweiten Unterschiede zwischen deutschen und angelsächsischen Verhältnissen. In England hat es zwar auch im 16. Jahrhundert eine Reformation der Kirche gegeben, dann aber erst im 17. Jahrhundert einen langen blutigen Kampf um die Glaubensfreiheit des einzelnen. Dieser Kampf setzte sich nach Amerika hinüber fort, denn die ersten Staatengründer jenseits des Ozeans waren Religionsflüchtlinge, Pilgerväter, die um ihrer Überzeugung willen die Heimat verlassen hatten. Diese Männer waren liberal im allerinnersten Kerne ihres Wesens, unabhängig in ihrem persönlichsten Bekenntnis. Daß die angelsächsischen Völker so stark um ihren Glauben gerungen haben, gibt ihnen einen gewissen Charakter der Standhaftigkeit auch in anderen Dingen. Das aber fehlt bei uns. Wir haben eine Reformation der Kirche erlebt, die von den Fürsten gemacht worden ist, und später einen Sieg der Toleranz, der aus der Ermattung des Dreißigjährigen Krieges herauskam. Eine freie religiöse Volksbewegung, die alle Einzelmenschen durchschütteln konnte, haben wir in der deutschen Vergangenheit nicht erlebt. Unser deutscher Pietismus war zwar seinem geistigen Gehalte nach der englischen Bewegung verwandt, verlief aber völlig unpolitisch und ergriff immer nur einzelne Volksschichten. Sowohl unser Protestantismus wie unser Katholizismus ist nie aus der Achtung vor der Autorität herausgekommen. Es haben sich zwar viele Einzelmenschen dieser Autorität entzogen, aber unsere Geschichte verzeichnet keinen einzigen großen Heldenkampf der Überzeugung der Einzelmenschen.

Und auch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts kam bei uns nicht wie ein Gewitter. Sie kam recht gründlich und sehr philosophisch, aber nicht mit dem Proteste gegen die herrschende Gesellschaft, wie es durch Rousseau und Voltaire in

Frankreich geschehen ist. Wir haben die stärksten liberalen Denker gehabt, die es geben kann, Kant und Fichte, aber sie dachten oberhalb der Masse in der Sprache der Gelehrten.

Ist es da ein Wunder, daß unser Volk als Volk in politischen Freiheitsfragen keinen tiefen eingeborenen Instinkt besitzt, kein volles Gefühl für die innere Selbstverständlichkeit des Liberalismus? Wir haben für vieles andre einen ganz vorzüglich ausgebildeten Sinn, für alles, was Ordnung und Organisation heißt. Dieser Sinn ist in allen Volksklassen vorhanden, gerade auch in der Sozialdemokratie. Aber die Kehrseite dieses starken Vorzugs ist die Schwäche an unmittelbaren liberalen Empfindungen. Wir werden deshalb möglicherweise für die sozialen Probleme der Zukunft eine stärkere Begabung mitbringen als irgendein andres Volk, viel stärker als die Engländer und vielleicht auch als die Amerikaner. Sobald es sich um Staatseinrichtungen und Wirtschaftsverbände handelt, fügt sich der Deutsche wie von selbst in schwierigste Organisationsformen. Er versteht etwas von Disziplin, Zucht, Gemeinschaftstätigkeit, sei es nun in Syndikaten, Gewerkschaften oder andern sozialen Körpern, aber er bleibt matt, wenn er das souveräne Recht des einzelnen Ich gegenüber der umgebenden Welt vertreten soll. Das ist der tiefste Grund, weshalb ein wirtschaftlich so fortschrittliches Volk wie das unsrige in politischen Dingen so geduldig ist. Daran kann kein einzelner Mensch etwas ändern, selbst keine Partei, denn auch diese besteht eben aus deutschem Menschenmaterial. Die Sozialdemokratie hat wahrhaftig genugsam versucht, den Geist der revolutionären Nationen nach Deutschland zu verpflanzen, ist aber doch auch zu nichts anderm gekommen als zu einer vorsichtigen echt deutschen Organisation, die ihre Stärke in den deutschen Eigenschaften der Disziplin und Ordnung hat und nicht im Temperament der Franzosen oder in dem persönlichen Unabhängigkeitstrotz des Engländers.

Der Fortschritt der menschlichen Kultur ist eine Folge des Fortschritts der einzelnen Menschen.

Dieser Satz ist notwendig gegenüber allen jenen Irrtümern, als ob man mit Gesetzen allein die Welt reformieren könne. Nicht als ob wir ohne Gesetze auskommen könnten! Keineswegs! Aber es hilft nichts, wenn man über zurückgebliebene Menschen fortschrittliche Gesetze ausspannt, weil sie noch nicht imstande sind, sich an ihnen festzuhalten.

Selbst wenn wir eine Verfassung vom Himmel herabholten, die noch besser ist als die belgische und noch reiner als die Musterverfassung irgendeines nordamerikanischen Einzelstaates, und ihr verschenkt diese Verfassung an eine Bevölkerung, in der es keine Selbstachtung des einzelnen Menschen gibt und wo der einzelne vom anderen nicht geachtet wird, dann hat diese Verfassung trotz ihrer technischen Vollkommenheit durchaus keine liberale und fortschrittliche Gesamtwirkung. Ich will ja nicht besonders von den Magyaren reden, wiewohl schon diese ein Beispiel geben, unter wie interessanten Umständen liberale Gesetze bei mangelnder liberaler Gesinnungserziehung kein liberales Gesamtergebnis hervorrufen. Darin beruht der häufige Fehler auch uns sonst gesinnungsverwandter Vertreter russischer Demokratie, daß sie des Glaubens sind, wenn sie nur erst den Wortlaut einer neuen Verfassung hätten, so liefe das andere nachher von selber. Das ist genau so gut, wie wenn man ein modern eingerichtetes Schiff einer Horde von Marokkanern überlassen und sehen wolle, was diese dann damit anfangen. Die Maschinerie des liberalen Staates setzt ein Volk voraus, in dem es längst Sitte geworden ist, daß der einzelne nicht käuflich ist, daß der einzelne nicht vor Menschenfurcht in den Boden versinkt. Was nützt uns das schönste Wahlrecht, wenn die Menschen beispielsweise ihre geheimen Stimmzettel immer vorher erst herzeigen? Erst einmal den Menschen herbeigeschafft,

der diese Dinge wirklich in die Hand nehmen kann, dann funktioniert alles!

Politik war und ist die Einsetzung des Lebens für gemeinsame Ideale. Das trifft sowohl von der äußeren wie von der inneren Politik zu. Auch in der inneren Politik wird eine alte Macht nicht bloß durch Gedanken hinweggeblasen. Das weiß der Liberalismus aus seiner eigenen Jugend. Er ehrt die „Märzgefallenen", weil er richtig fühlt, daß ohne ihren Tod kein König nachgegeben haben würde.

Darin lag der Irrtum der alten Freiheitskämpfer, daß sie an angeborene ewige Rechte glaubten. Das gibt es nicht. Es gibt nur erworbene und erkämpfte Rechte. Kein Menschenrecht ist ohne Kampf entstanden, und jedes wird wieder auseinanderfallen und in Verlust geraten, sobald kein Kampfeswille mehr hinter ihm steht.

Ein Volk, das stark genug ist, sich eine neue Herrschaftsform zu erzwingen, hat auch ganz von selbst schon die Männer, die es dazu braucht; heute aber fehlt noch die breite allgemeine Flutung liberaler Gedanken.

Aus dem verwirrenden Vielerlei der Tagesfragen und Einzelgesetze erhebt sich ein Kampf um die Macht, um die Führung der Nation. In diesem Kampfe wird der Liberalismus wieder lernen, ein Faktor der Geschichte zu sein. Ob das heute alle beteiligten Einzelpersonen schon ganz erfaßt haben, ist dabei ziemlich gleichgültig. Die Heere formieren sich, und schließlich wird im Geschicke der großen Massen jeder an seinen Platz gedrängt, er mag wollen oder nicht.

Das fühlt auch die Sozialdemokratie. Lange Zeit hat sie den wilden Mann gespielt, den Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft, die isolierte Partei gegenüber allen andern. Inzwischen aber zeigt sich doch, daß sie entweder mit dem Zentrum oder mit den Liberalen gehen muß, denn zum bloßen Zusehen ist sie zu stark und zum Überwinden aller übrigen viel zu schwach. Die Sozialdemokratie hat an Masse über vier Millionen Wähler. Das ist eine Million mehr als der Liberalismus hat. Diese Masse ist besser organisiert als die liberale Menge und darum an sich politisch verwendbarer, aber sie besteht ihrer Natur nach aus abhängigen Leuten und kann deshalb für sich allein die Staatsführung nicht übernehmen, denn ihr fehlen, solange sie isoliert bleibt, die Kräfte, die den Staatsapparat in die Hand nehmen können. Eine Partei, die außer einigen Rentiers nur Arbeiter, Angestellte und Gewerkschaftssekretäre besitzt, kann in Sozialpolitik viel, in Handelspolitik wenig und in aus-

wärtiger Politik fast nichts von sich aus leisten. Es geht eben nicht, die Arbeiter als Welt für sich zu behandeln. Jeder Arbeiter hängt irgendwo mit den Lebensinteressen dieser von ihm bekämpften bürgerlichen Gesellschaft zusammen. Er ist entweder liberal oder konservativ in Fragen der Staatsgestaltung, ist entweder liberal oder klerikal in Fragen der Volkserziehung. Einige von ihnen fallen dem Zentrum zu, die andern aber müssen den Liberalismus fördern, sobald dieser anfängt, sich selbst als Einheit und Macht gegenüber den Konservativen auf die Beine zu stellen. Das wissen selbst die radikalsten Genossen und keineswegs bloß die Revisionisten Süddeutschlands. Noch oft wird zwischen Sozialdemokraten und Liberalen gestritten werden, und im Wahlkampf werden sie Gesichter machen, als ob sie sich auffressen wollten, aber das eine fangen heute Liberale und Sozialdemokraten an zu begreifen, daß sie trotz aller Gegensätze und Agitationskampeleien an denjenigen Tagen zusammengehen müssen, an denen einfach zwischen rechts und links gekämpft wird. Erst muß einmal überhaupt wieder Freiheitsluft wehen. Wer dann später der stärkere Teil ist, wird sich zeigen.

Der Liberalismus muß um seiner eigenen Selbsterhaltung willen für die Industrieverfassung sein, für freie Koalition, für Tarifverträge, für Arbeiterschutz, für alles, was den Wert der einzelnen Person in der Menge der Angestellten und Arbeiter erhöht. Tut er das nicht, dann begräbt er seine eigene urälteste Idee, dann begräbt er sich selber.

Der Sozialismus aber kann praktisch gar nichts anderes mehr tun als das, was ein neuer grundsätzlicher Liberalismus seinerseits tun muß. Er hat in sich von Hause aus zwei Elemente: das sozialistische und das demokratische. Das

sozialistische Element im sozialdemokratischen Gedankengang ist aber nun inzwischen in so hohem Grade von der gesamten Wirtschaftsgemeinschaft der kapitalistischen Gesellschaft übernommen worden, daß die Regelung der Produktion heute kein besonderes Ideal der Sozialdemokratie mehr ist. Das Kohlenkartell, der Stahlwerksverband, die Großbanken besorgen diesen Teil des marxistischen Programms viel schneller und gründlicher, als es je die proletarische Bewegung würde gekonnt haben. Die Sozialdemokratie leistet zur Sozialisierung der Gesellschaft ihren Beitrag, indem sie die Arbeiterklasse organisiert. Dieser Beitrag ist wesentlich, aber er ist doch nur ein Stück der großen Gesamtentwicklung, zu der die ländlichen Genossenschaften, die Handwerkerverbände, Kaufmannsverbände, Beamtenvereine, Technikervereine, Unternehmervereine und Kartelle auch gehören. Das Sozialistische ist nicht mehr Spezialität der Sozialdemokratie. Die Idee der Genossenschaftlichkeit ist viel allgemeiner geworden, und die Idee des Staatssozialismus ist durch die Praxis zurückgedrängt worden. Was bleibt jetzt der großen sozialdemokratischen Bewegung übrig, als allen Nachdruck auf die Demokratisierung der Wirtschaftsordnung zu legen? Sie muß die Großbetriebe, Kartelle, Genossenschaften demokratisieren. Das aber ist die alte liberale Idee vom Kampfe der vielen um ihren Anteil an der Herrschaft, das ist die Idee der Persönlichkeiten, die sich nicht bloß als Maschinenteile des wirtschaftlichen Mechanismus wollen verbrauchen lassen. Auch die Sozialdemokratie hat in Wirklichkeit kein anderes Wirtschaftsprogramm mehr, als der zur Erkenntnis der Tatsachen gekommene Liberalismus.

Beide Teile versuchen, schon um ihres politischen und agitatorischen Gegensatzes willen, die Einheitlichkeit in allen großen Dingen zu verschleiern. Sie behaupten noch immer, daß eine ungeheure Kluft zwischen ihnen sei. Diese Kluft ist vorhanden,

aber sie ist nicht mehr so ungeheuer groß, wie sie im Interesse der gegenseitigen Bekämpfung oft dargestellt wird .... Noch gibt es auf beiden Seiten Vertreter alter Denkformen, es gibt einen Liberalismus stehengebliebener Kleinbürger und einen Sozialismus unpraktischer Utopisten, aber zwischen diesen beiden absterbenden Formen, denen der Boden der Wirklichkeit mehr und mehr entschwindet, arbeitet sich die Gemeinsamkeit aller derer empor, die auf dem Boden der Tatsachen den Fortschritt und die Freiheit erringen wollen, indem sie die von selbst entstehende Gestaltung der Wirtschaft anerkennen, aber mit persönlichkeitsrechten und persönlichkeitsschutz füllen und durchsetzen wollen. Es entsteht die Weltanschauung derer, die für Technik und Freiheit kämpfen, es entsteht die neudeutsche Wirtschaftspolitik.

Daran, daß der bürgerliche Liberalismus ohne Sozialdemokratie noch einmal wieder zur politischen Führung gelangt, kann auch von seinen wärmsten Vertretern nicht mehr im Ernst geglaubt werden. Das liberale Prinzip wird siegen, aber nicht ohne den Liberalismus der Masse. Die Frage ist nicht, ob der bürgerliche Liberalismus die Sozialdemokratie wieder in sich aufsaugen wird. Das kann er nicht mehr. Die Frage ist, ob sich die Sozialdemokratie so entwickeln wird, daß auch sie die altliberale Aufgabe übernimmt und es den ehrlich liberalen Teilen des Bürgertums ermöglicht, sich der von ihr getragenen Gesamtbewegung ohne Opfer ihrer Überzeugungen anzuschließen.

Jeder sozialdemokratische Schritt zur Vernunft erleichtert die Sozialisierung des Bürgertums und jeder bürgerliche Schritt zur politischen Gerechtigkeit hilft zur Nationalisierung der Sozialisten. Im Hintergrund beider Umänderungen aber steht

die harte Notwendigkeit, sich zu vertragen, wenn Deutschland nicht in den Händen der Agrarier staatspolitisch verderben soll.

Es gibt bis jetzt keinen einzigen politischen Nachteil, den die soziale Demokratie ohne bürgerliche Hilfe verhindern, und keinen politischen Fortschritt, den sie ohne solche erreichen könnte... Wenn wirklich alles, was nicht sozialdemokratisch ist, eine einzige reaktionäre Masse werden, sein und bleiben sollte, dann würde die Überschrift über alle Arbeiterhoffnung der Überschrift gleichen müssen, die Dante über seine Hölle setzt: laßt alle Hoffnung fahren! Die eine, ungeteilte, reaktionäre Masse existiert aber nur scheinbar. Es gibt nicht eine, sondern mehrere Oberschichten, und die Gegensätze, die zwischen diesen Aristokratien sind, ermöglichen es der Demokratie, vorwärts zu kommen.

Was dem Sozialdemokraten zugemutet wird, ist Einschränkung seiner Illusionen zum Zweck der nützlichen Verwendung seiner wirklichen Kraft. Da er nun bisher gerade die Illusionen für das kräftigste hielt, was es geben kann, und da in der Tat die Illusion von gewaltiger psychologischer und agitatorischer Wirkung war, so opfert er sie nur mit dem peinlichen Gefühl des Mannes, dem man sein Herz zerbrechen will. Er ahnt, daß es nicht anders geht, aber warum das Notwendige beschleunigen, wenn es schmerzlich ist? Es gehört zu den Ironien, an denen das Leben so reich ist, daß Erfüllung von Wünschen innerlich ärmer machen kann. Wie mag sich vor 30 Jahren der Gedanke in einem sozialdemokratischen Kopf dargestellt haben: vier Millionen Wähler! Jetzt sind die vier Millionen da. Was nun? Jetzt ist es nötig, nüchterner zu werden, eben weil die Träume sich zu erfüllen beginnen.

Die Frage lautet nicht mehr: Was würden wir tun,

wenn wir die Macht hätten? sondern sie lautet: Was tun wir, wo wir einen Teil der Macht haben? Es ist leichter, sich auszudenken: Was würde ich anfangen, wenn ich eine Million Mark erben würde, als zu entscheiden: wie verwende ich zehntausend Mark, die ich habe?

Wie gewinnt die lohnarbeitende Masse Einfluß innerhalb des vorhandenen Staates, den sie zu stürzen zu schwach ist, in dem sie aber täglich an Bedeutung zunimmt? Der bisherige Zustand ist, daß die Masse an Macht zunahm, indem sie den Staat mit dem Untergang bedrohte. Dieser Weg ist nur so lange gangbar, als von beiden Seiten an die Möglichkeit des Umsturzes geglaubt wird. Fällt dieser Glaube in sich zusammen, so ist es nötig, daß die Masse einen Plan aufnimmt, wie sie ohne Erweckung revolutionärer Angst im Staat genug Macht erlangen kann, um die Gesetzgebung und Verwaltung zu ihren Gunsten zu wenden.

Mit anderen Worten: Das alte sozialdemokratische Ideal einer Vernichtung der bürgerlichen Gesellschaft verschiebt sich in das neue, kleinere, aber dafür aussichtsreichere Ideal, innerhalb dieser Gesellschaft ein Machtfaktor von steigender Wirksamkeit zu werden. In Wirklichkeit ist dieses neue Ideal längst an die Stelle des alten getreten, nur fehlt bisher die Anerkennung der vollzogenen Verschiebung.

Von „revolutionärer Sozialdemokratie" zu reden, ist dasselbe wie vom Königreich Hannover zu sprechen oder von der Unüberwindlichkeit der Spanier. Die Partei wird groß und damit vorsichtig. Mit einem Körper von vier Millionen macht man keine Experimente auf Tod und Leben.

Es kann harmlos und ungefährlich scheinen, daß das Wort

„revolutionär" nicht fallen gelassen wird, aber sein falscher Weitergebrauch hat doch eine doppelte schädliche Folge. Einmal ermöglicht er noch immer jene öde Gespensterfurcht, von der wir vorhin redeten, und dann verbirgt er vor den Augen der Genossen selbst, wie groß die Veränderung ist, die sich wirklich vollzogen hat. Das Problem: wie gewinnen wir ohne Revolution Einfluß im Staate? wird nicht in aller seiner Schärfe gestellt. Man begnügt sich damit, die Ziele anzugeben, die man erstrebt und fröhlich zu agitieren, läßt aber die eigentliche politische Kernfrage, die Frage der Machtgewinnung, im Dunkel.

Ganz falsch ist es, zu sagen, daß Wolken nichts sind. Sie sind nur nicht das, was sie in ihrer stolzen Pracht zu sein scheinen. Der Regen, der von ihnen kommt, beweist, was und wieviel sie sind. Sie sind keine ganz neue Welt, sondern nur eine Befruchtung der alten, aufgestiegen aus den alten Bergen und Tälern, die dann wieder nach ihnen dürsten. Ohne sie wird das Land zur Wüste, vertrocknet, schattenlos und tot.

Mit nüchternen Worten: wir können ohne politische Generalideen nicht leben, obwohl wir den nur relativen Charakter dieser Ideen erkannt haben. Jede Zeit hat ihre eigenen Generalideen, da aber jede Zeit gleichzeitig Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich trägt, so hat sie auch gleichzeitig Ideen, die erst noch Illusionen, die eben Wahrheit geworden und die schon wieder verblaßt sind. Ein gewisses Stadium in der erst werdenden Idee heißt Utopie.

Was ist Utopie? Wenn hohe Wolken sich hoch über der Erde türmen und wenn die Sonnenstrahlen diese Wolken mit seligem Lichte bewerfen.

Als einst Israel durch die Wüste zog, da ging, wie die Bibel erzählt, tags eine Wolkensäule und nachts eine Feuersäule vor dem Volke her. So wandert die Illusion vor dem

neuen Volke des Industriezeitalters. Wenn der Kampf um den Jordan wirklich beginnt, verschwindet die Säule.

Macht ist immer das Gegenteil von Deklamation, denn sie besteht in Benutzung vorhandener Kräfte und Verhältnisse.

Keine Demokratie kann ohne Aristokratie leben, in doppeltem Sinne: sie muß ihr Gegenpart sein und muß dabei von ihrem geistigen, rechtlichen, materiellen Besitz mit zehren. Selbst wenn heute alle alten Aristokratien gebrochen sein würden, so würde aus der demokratischen Masse heraus sofort ein Teil als neue getrennte Aristokratie sich formieren. Im Heerzug der Völker sind stets einige Geschwader an der Spitze. Man kämpft um den ersten Platz. Auch Demokraten wollen nach vorn kommen.

An der Aristokratie sieht die Masse, was sie erstreben kann. Dieser Satz gilt von Erziehung, Lebenssitte, Hauseinrichtung, Kleidung, Nahrung, von jeder Verfeinerung und Kunst, von Selbstbewußtsein, Weltanschauung. Wenn darum die Demokratie gegen die Aristokratie kämpft, so bekämpft sie nicht den Fortschritt, sondern sie kämpft um ihren Anteil am Fortschritt. Diese Haltung ist nicht immer ganz leicht. Es ist für die Masse schwer zu sehen, wie jede neue Erfindung zehnfach mehr der besser gestellten Oberschicht zugute kommt als ihr. Die Eisenbahn, die den Arbeiter dritter oder vierter Klasse selten und kurze Strecken trägt, führt die Aristokratie in bequemen Durchgangswagen durch die halbe Welt. Wenn der Proletarier einmal von Berlin in den Spreewald fährt, fährt die Oberschicht nach Pontresina oder Neapel. Wenn der Arbeiter amerikanische Wurst hat, hat der Rentier Renntierbraten.

Oft scheint es, als würde durch alle technischen Fortschritte die Kluft nur größer, die das Oben von Unten trennt. Und doch gibt es keinen anderen Weg für die Masse, um vorwärts zu kommen, als den: die moderne Gesamtentwickelung zu fördern, um in ihr gewinnen zu können.

Die Demokratie erhebt sich gegen Tyrannei, Alleinherrschaft, Klassenmacht, Bureaukratie und verlangt die Gleichberechtigung aller Staatsbürger. Indem sie das aber tut, bedarf auch sie der Führer und Herrscher und bekommt in sich dasselbe, was sie nach außen hin bekämpft. Auch die Demokratie schafft eine Art von Oberwelt.

Die Masse kann nicht ohne Beauftragte ihre politische Kraft ausüben, und je größer die Staaten sind, desto kleiner wird der Anteil an der Souveränität, der auf den einzelnen Staatsbürger kommt. Er wählt Vertrauensleute, Deputierte, Abgeordnete, und diese werden notwendigerweise zu Beamten mit allen Vorzügen und Nachteilen der Beamtenschaft.

Die Masse selbst kann auf direktem Wege nicht herrschen. Das ist technisch unmöglich, denn Herrschen ist ein gelernter Beruf. Das einzige, was die Masse vermag, ist, daß sie auswählen kann, von wem sie beherrscht sein will. Das war schon das Problem, über das der geistige Vater aller modernen Demokratie, Rousseau, nicht hinwegkam. Es gibt keine Demokratie und keinen Sozialismus ohne Direktoren, Präsidenten, Offiziere und Unteroffiziere der Verwaltung. Deshalb ist es falsch, die Sache so darzustellen, als sei es eigentlich das „Wesen der Demokratie", eine direktorenfreie menschliche Gesellschaft herzustellen. Wer das glaubt, der hat eben die Demokratie noch nicht bis zu Ende durchgedacht. Die Demokratie ist nur die Einsetzung von Wahlrechten an Stelle von Erbrechten.

Wenn bloße Wirtschaftskraft genügt zur politischen Erstarkung, dann müssen wir vorwärts schreiten. Die Tatsachen aber belehren uns, daß mit Wirtschaftsfortschritt allein die Nationen noch nicht zu politischen Mächten heranreifen. Es ist sicher, daß der Wirtschaftsfortschritt vorhanden sein muß, wenn man Weltmacht gewinnen will, denn alles Herrschen kostet Geld, ehe es Geld bringt, aber es ist ebenso offenbar, daß der politische Wille in einem Volke nur dann besteht, wenn es noch mehr will und sucht als Profit und Konsum. Es muß sich als Nation, als Geistesmacht, als Charakter, als geschichtliche Kunstform durchdrücken wollen, weil es an seinen Wert für alle Völker glaubt. Diesen Glauben an uns selbst und unseren Wert haben wir nicht hinreichend gehabt und hatten darum keine gewinnende und werbende Kraft für andere Völker. Neben uns sitzen die Holländer, Schweizer, Dänen, Schweden, Finnen, Norweger, Österreicher. Haben sie eigentlich Lust, bei uns und mit uns zu sein? Hand aufs Herz! Sie achten uns, aber Lust zur Gemeinschaft haben sie nicht. Und wir können es ihnen im Grunde nicht verdenken, denn unsere eigne Lust am eignen Staat ist gering. Sie ist pflichtgemäß vorhanden, aber sie quillt nicht wie das Wasser in den Bergen, denn unser Staat ist der Staat sinkender Schichten. Das wirtschaftlich aufsteigende Deutschland wird von den preußischen Rittergutsbesitzern und den katholischen Priestern regiert! Das ist

es, weshalb ein Patriotismus der Masse nicht aufkommt, deshalb sind unsere Sozialdemokraten verbittert und boshaft, deshalb kann eine freie Hingabe an den Staat sich so schwer entwickeln. Unser Nationalsinn leidet am preußischen Landtag und am Zentrum. Ein freies Deutschland würde voll von magnetischer Kraft nach außen sein. Unsere Weltlage wäre mit einem Schlage eine andere, wenn wir, wenn wir Deutschen die Fackel der Freiheit vor Europa herzutragen uns entschließen könnten. Als Bismarck Macht gewinnen wollte, verbündete er sich zu diesem Zwecke mit den freiheitlichen Trieben im Innern der germanischen Bevölkerungen. Er hat später diese Verbindung wieder fallen lassen, aber trotzdem steht es mit unauslöschlichen Lettern in der deutschen Geschichte geschrieben, daß wir nur dadurch vor 100 Jahren unser nationales Leben retteten, daß die Trompete der Freiheit geblasen wurde, und daß wir nur dadurch vor 50 Jahren zum Nationalstaate wurden, daß der Liberalismus die Volksstimmung wurde. Konservative Zeiten sind für uns stets Niedergangszeiten gewesen. Aus ihnen müssen wir heraus, wenn wir vorwärts wollen.

Damit ist aber nur das allererste Ziel der nationalen Selbstbestimmung angegeben. Es ist nötig, noch etwas weiter zu denken und zu sagen, was es denn heißen solle, ein freies Deutschland herstellen. Die Herstellung demokratischer Wahlrechte ist ein Hilfsmittel zur Freiheit, ist aber doch nicht die Freiheit selbst. Der Inhalt der Freiheit ist für die Masse des Volkes ein Arbeitsverhältnis, bei dem sie eigne Arbeit tun können. Das ist das große Thema der Zukunft für alle industriellen Völker. Es gilt, den Industrieproletarier ebenso zu befreien, wie man zum Heil des Staates vor 100 Jahren den Bauern befreit hat. Es gilt, die höchste Produktivität der Arbeit, die vollendetste Ordnung der Arbeitsorganisation mit einem System von Selbstverwaltung und Mitbeteiligung zu

durchsetzen, das in allen Arbeitenden das freudige Bewußtsein weckt: es ist unsere gemeinsame Sache, für die wir uns von der Jugend bis zum Alter abmühen! Aus Industrieuntertanen müssen Industriebürger werden! Das Volk, dem es gelingt, in dieser Frage die Führung zu übernehmen, hat etwas für die Menschheit im ganzen geschaffen. Hier liegt das, was wir Deutschen leisten können, wenn diese Aufgabe uns in Fleisch und Blut übergeht und Tag und Nacht nicht losläßt.

Auf irgend etwas müssen wir Deutschen stolz sein können, wenn wir in der Geschichte noch etwas leisten sollen. Etwas müssen wir als unsere weltgeschichtliche Aufgabe ansehen, das niemand so gut vollenden kann wie wir, ja, das überhaupt unvollendet bleibt, wenn wir es nicht durchführen. Wir brauchen eine Nationalbestimmung im Menschheitshaushalt, damit wir für unsere nationale Selbständigkeit mit Lust und Hingabe eintreten können. Es geht ja doch den Völkern wie den Einzelmenschen. Solange der Einzelmensch keinen Lebenszweck erkennt, ist er ein sich selbst verachtendes Wesen. Er wirft sich selbst weg, weil er nicht weiß, wozu er da ist. Von da an aber, wo er seine Aufgabe gefunden hat, sei sie groß oder klein, spannen sich seine Sehnen und es kommt Glück in den Blick seiner Augen. Er wächst, weil er sich als notwendig empfindet. Das ist es, was wir dem deutschen Volke wünschen.

Es genügt nicht, daß ein Volk zu sich selber spricht: weil ich existiere, deshalb will ich mich erhalten! Der einfache Grundsatz der Selbsterhaltung des Lebens ist zwar äußerst stark in denjenigen Zeiten, wo das Leben direkt vom Tode bedroht wird. Als vor 100 Jahren Napoleon die Deutschen bis an Rußlands Grenze vor sich hertrieb, da genügte der Wille: Volk wollen wir sein! Bei allen kleinen und unterdrückten Nationssplittern genügt dieser selbe Wille: wir wollen nicht vollends verschlungen werden! um nationalistische Glut

anzublasen. Wenn aber ein Volk nicht gerade in Todesnöten ringt, wenn es sein Ende nicht kommen sieht, wenn es ihm relativ gut geht, dann ist der große Selbsterhaltungsgedanke keine positive Kraft. Er steigert das Können nicht, er begeistert die Jugend nicht, denn wozu soll man sich ereifern gegen eine Gefahr, die man für einen Wahn hält?

Was heißt denn „deutsch" sein? Es heißt sicher glauben, daß wir Deutschen durch unseren Charakter der Welt etwas zu bieten haben. Unsere Kultur in ihrer Eigenart soll Platz in der Menschheitsgeschichte gewinnen.

Unser deutsches Volk muß Macht gewinnen wollen. Für manche verfeinerte Ohren ist das Wort Macht zu hart; aber ohne Macht gibt es keinen Staat, keinen Fortschritt der Gesamtnation. Ein Volk ohne Machtideale verliert sich in Tändeleien. Seine einzelnen Glieder verlieren an Elastizität der persönlichen Leistung. Man denke doch nur an das Leben der machtlosen Kleinstaaterei zurück, das hinter uns liegt! Man muß etwas, irgend etwas in der Welt erobern wollen, um selbst etwas zu sein. Auch in den sozialen Bewegungen steckt ein tiefer Durst nach Macht, und wo er ihnen fehlt, da verfließen sie in Sentimentalität und Zielloſigkeit. Was die Knochen im Körper und die Pfeiler im Bau, sind die Machtbestrebungen im Werdegang der Völker. Durch Jahrhunderte hindurch hat es uns an deutschem Knochenkalk gefehlt, und noch jetzt sind wir keineswegs so stark konstruiert, wie wir möchten.

Nicht in ferner Vergangenheit liegt das Deutschtum, von dem die Geschichte reden wird, es liegt in der neuen Zeit. Das Deutschtum der Weltgeschichte ist nicht das Germanentum der alten Barden, sondern ist die hohe geistige Leistung der Zeit, die zwischen Klopstock und Bismarck liegt und zu der Kant und Goethe gehören. Das Deutschtum sind nicht die Helle-

barden in unseren Museen, sondern die Elektrizitätswerke und Schiffe der Gegenwart, nicht Erinnerung, sondern Gegenwart und Zukunft.

Die ältere deutsche Demokratie glaubte an die große Pflicht der Deutschen, der Welt ein Vorbild zu geben. Dieser Glaube ist nicht Selbstüberhebung, denn wir achten alle die anderen, wir achten aber auch uns, und lassen es uns nicht gefallen, wenn man uns in den Winkel der Weltgeschichte drücken will. Wir sind nicht stolz auf das, was geleistet worden ist, aber von einem Durst erfüllt, als Volk das Größte zu leisten, was möglich ist, der Menschheit für ihr Denken und Wollen, für ihre Kunst und Arbeit einen Stil zu geben, der aus dem Innern der deutschen Seele heraus geboren ist. Wir nehmen das Zeitalter der Maschine als unsere deutsche Neuzeit hin. Unser Volk soll Eisen kneten lernen wie kein anderes, unser methodisches Denken soll sich in Geschäft und Technik umsetzen, unsere Empfindungsweise soll sich in Linien, Formen und Farben ausleben, unser Recht soll das beste Recht sein, das es gibt, und unsere Sozialpolitik die erste der Erde. Vor allem aber: wir wollen ein Volk von Qualitätsmenschen sein bis hin zum letzten Deutschen. Jeder Deutsche ein Mann von Ehre! Wir wollen es nicht dulden, daß man in der Kaserne oder in der Werkstatt deutsche Menschen herabwürdigt, denn unser erstes, größtes, heiligstes Kapital sind die Persönlichkeiten, aus denen das Volk besteht. Wir wollen keine zerschlagenen Weiber, keine geknickten Kinder, denn wir sind — Deutsche! Das Bekenntnis zur Nationalität und zur Menschwerdung der Masse sind für uns nur zwei Seiten ein und derselben Sache.

Der Arbeiter wird einen Staat nur dann achten und schätzen, wenn er sich in ihm geachtet und geschätzt weiß. Das konserva-

tive System ruiniert den Patriotismus der Masse. Es ist notwendig, die Nationalitätsidee wieder aus der Verschüttung hervorzuholen. Die Nationalitätsidee war aber immer und überall in ihren kräftigen Zeiten eine liberale, eine demokratische Idee, sie war die Idee des ganzen Volkes, das sein Schicksal in seinen Händen trägt, die Idee des Staates, der keine Maschine zur Ausnutzung der Menge durch eine Minderheit ist, sondern eine Organisation aller für alle.

Die preußische Verfassung ist für uns recht eigentlich das deutsche Nationalproblem geworden. Solange sie unverändert besteht, kann ein freier, hoher, deutscher Nationalsinn sich nicht entfalten. Es fehlt am Flügelschlag des deutschen Adlers, an Luft, Bewegung, politischer Wahrhaftigkeit und Ernsthaftigkeit. Die preußische Verfassung ist eine beständige Demütigung der Bevölkerung. Ihr Menschen dritter Klasse sollt jetzt neue Steuern für das deutsche Vaterland bewilligen! Ihr Wähler dritter Güte sollt jetzt das System erhalten, das euch erniedrigt! Ihr sollt zahlen dürfen, aber als preußische Staatsbürger seid ihr Untertanen der ersten und zweiten Klasse und des Herrenhauses!

Ganz Deutschland schleppt mit an dieser preußischen Last. Was könnte unser ganzes tüchtiges, arbeitsames, leistungsfrohes Volk, was könnte es in der Welt sein vor allen Völkern und für sie alle, wenn es die Bürgerverachtung, die in den Begriffen Dreiklassenhaus und Herrenhaus liegt, von sich abwerfen könnte! Das würde erst die volle Reichsgründung sein, damit erst würde der Gedanke der deutschen Nation sich vollenden.

Die dritte Klasse ist die politische Unterwelt. Da sammelt sich alles, was in Preußen nichts zu sagen hat. Diese Unterwelt hat ein boshaft ausgeklügeltes Recht bekommen: sie darf wählen, aber es hilft nichts! In fast ironischer Weise sagt man zur dritten Klasse: so oft ihr mit den ersten Klassen harmoniert, bedeutet ihr etwas, aber sobald ihr für euch etwas Eigenes fordern wollt, dann ist dafür gesorgt, daß ihr zwar schreien dürft, aber von niemand gehört werdet! Die Masse ist unter dem Schein des Rechtes zur Statistenrolle verurteilt. Das ist das „Recht", das zerbrochen werden soll.

Die Mehrzahl der Wähler aller Parteien sind Angehörige der dritten Klasse. Überall, selbst in den konservativen Parteien wird es empfunden, daß die Dreiklassenteilung eine Herabwürdigung der Mehrheit der Staatsbürger ist. Es sind ja keineswegs nur Lohnarbeiter oder ganz kleine Leute, die sich im Sammelbecken der dritten Klasse zusammenfinden. Es gibt zahllose Bauern dritter Klasse, Handwerker dritter Klasse, Kaufleute dritter Klasse, Gelehrte dritter Klasse. Alle, die innerhalb ihres Bezirkes nicht zu den reichen Leuten gerechnet werden können, kommen zu dem, was unten übrig bleibt, — zur Masse.

Der preußische Staat hindert den Patriotismus!

Fast alle Staatsbehörden in Preußen sind von vornherein darauf aus, den „gewöhnlichen Mann" als einen Menschen dritter Klasse zu behandeln. Natürlich gibt es Ausnahmen, aber man sehe nur, wie ein gewöhnlicher Mensch vor einem Amtsrichter steht, oder vor einem Landrat oder vor einem Polizeiwachtmeister! Da steht heute noch immer der „Untertan" vor der Herrschaft! Diese Art des Herrenrechtes ist etwas ganz besonders Preußisches und zwar Altpreußisches. Die neuern Provinzen sind freier. Sobald man über die Grenze kommt, sei es nach Hamburg oder Dänemark, oder Olden-

burg, oder Holland, merkt man gleich, daß Preußen aufgehört hat. Das Herrenrecht ruft eine falsche Unterwürfigkeit auf der einen Seite und eine Abneigung auf der andern Seite gegen den Betrieb des Staatswesens hervor. Der eigentliche Stützpunkt des Herrenrechtes ist aber das Dreiklassen-Wahlrecht. Der Dreiklassenlandtag gibt der ganzen preußischen Verwaltung ihren eigentümlichen Charakter. Die Masse ist Volk dritter Klasse!

Es gibt gar keinen größeren Hohn als diesen: die Masse eines guten und tapfern Volkes zu Wählern dritter Klasse zu machen. Das sieht nach Bürgerrechten aus und ist doch nichts. Das ist wie gemaltes Essen, macht nicht satt.

Immer und immer wird in Preußen viel versprochen und wenig gehalten. Das liegt im Wesen dieses Staates. Die Verfassung selbst ist dafür der beste Beweis, denn in ihr finden sich zuerst Klänge von hoher Klarheit und Schönheit und später Mißklänge unangenehmster Art. Erst heißt es, daß „alle Preußen vor dem Gesetze gleich sind". Mehr kann gar nicht verlangt werden, denn in diesem Satze ist die ganze Neuzeit enthalten. Aber hinterher wird in derselben Verfassung dieser schöne Satz einfach lächerlich gemacht, indem vor dem Wahlgesetz die Preußen nicht gleich sind. Ein Teil der Verfassung entstammt nämlich dem Liberalismus und ein anderer der Reaktion. Vom Liberalismus kommt die Generalidee und von der Reaktion die Ausführung. Der allgemeine Bauplan ist gut, die Bauausführung aber ist hundeschlecht.

Einen Staat wie Preußen gestaltet niemand um, wie wenn man ein Haus neu anstreicht. Hier geht es hart auf hart.

Die Masse hat ein Vaterland, selbst dann, wenn sie gegen die Regierung des Vaterlandes protestiert! Und ohne Masse kann das Vaterland nicht verteidigt werden.

Die proletarische Masse bildet die Masse des Heeres. Von alters her war der Bauer der geborene Soldat. Er mußte seine Haut „zu Markte tragen", seine harten Knochen und wetterfesten Muskeln waren das Material für die Großtaten des großen Kurfürsten und Friedrichs II. Um Soldaten zu haben, versuchten die Hohenzollern, ihrem Adel das Bauernlegen zu verbieten. Der Alte Fritz tat alles, was er konnte, um bäuerliche Population zu heben. Wenn die Hohenzollern beim siebenten Jungen Pate stehen, so tun sie das als Militärfürsten. Menschen, Menschen, damit wir Krieg führen können! Die Massen entscheiden im modernen Krieg. Die Heldenhaftigkeit einzelner verschwindet, der Patriotismus der Masse wird Lebensforderung des Staates. Wo er fehlt, hilft das beste Gewehr nichts.

Bei der gesteigerten Gefahr des Zukunftskrieges, im Hagel der Repetiergewehre, unter dem Eindruck des rauchlosen Pulvers, wird alles darauf ankommen, ob das Heer in sich selbst eine kampfbereite Gesinnung hat. Mit anderen Worten: Deutschlands militärische Zukunft hängt davon ab, wie sehr seine Demokratie vom nationalen Gedanken erfüllt ist. Die alte Form opfervoller Königstreue ohne politisches Nachdenken ist für die Majorität des Heeres vorbei, Landsknechte, die für Geld und Raub schießen und sich schießen lassen, haben wir nicht. Wir haben junge Männer, die, schon ehe sie in den Krieg ziehen, eine bestimmte politische Anschauung in sich aufgenommen haben, Staatsbürger, die selber wissen wollen, wofür sie kämpfen.

Ein deutscher Generalstabschef wird von Natur immer den Kriegsfall im Auge haben. Er denkt sich eine Niederlage irgendwo im fremdsprachlichen Osten, etwa bei Warschau. Die strenge Disziplin ist gelockert. Der Charakter des Heeres ist auf die denkbar härteste Probe gestellt: schlechte Verproviantierung, da die Marschrouten geändert werden mußten, schlechtes Wetter, polnische Wege, polnische Hütten, Verwundete, bange Sorgen vor den kommenden Tagen! In solcher Lage wird man alles, alles gern um ein in patriotischem Sinn absolut zuverlässiges Heer geben. Was aber tut man heute, um in solchem Fall ein solches Heer zu haben?

Die Volksgemeinschaft ist niemals größer und beweglicher, als wenn zusammen gestorben werden muß. Vorher im Sonnenschein des Alltages war jeder ein einzelner und zankte sich mit den übrigen, nun aber wird der einzelne klein vor sich selber und fühlt sich als das Vergängliche gegenüber dem Leben, für das er stirbt. Und auch der stärkste Individualist, der überzeugteste Vertreter des Einzelmenschentums, wird still vor Hochachtung vor diesem letzten Volkwerden der Sterbenden. Und wir wissen es aus den Erlebnissen vieler früheren Kämpfe, daß der Mensch sozusagen erst dann ganz zu sich selber kommt, ganz unmittelbar hinströmendes Wollen wird, wenn er in diese Volkwerdung eingegangen ist. Das ist es, was die Bibel andeutet in dem Wort: wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen.

Wir sind Glieder einer langen Kette. Hinter uns liegen die Väter, vor uns die Kinder, wir sind mitten darin, uns gehört das Heute. Dieses Heute sollen wir in seinem ganzen Werte erfassen, wie es geworden ist und wie es weiter wirkt. Wie sinkt dabei die Überhebung des einzelnen! Er ist ein

Tropfen im Strom. Er vertieft sich selbst, indem er die Größe des Volkes versteht, das heißt, er ordnet sich ein, er vergißt seinen vergänglichen Egoismus und wird Arbeitskraft für das Ganze. Diese Vertiefung ist für ihn und für die Gesamtheit von unberechenbarem Segen. Wer sie kennen gelernt hat, hat keinen anderen Wunsch, als immer mehr in der Tiefe der Dinge zu leben, in die er hineingeboren ist.

Wir sind einzelne Zellen in der Rinde eines großen Baumes und müssen vertrocknen, wenn der Saft nicht durch die benachbarten Zellen zu uns steigt. Um selber lebendig bleiben zu können, müssen wir unserer Umgebung Lebendigkeit gönnen.

Die Vollkommenheit des einzelnen beruht auf seinem Gemeinschaftsgefühl. Der einzelne soll sich nicht verachten, als wäre er nichts, soll sich auch nicht von den andern verachten lassen, soll aber auch nicht glauben, daß er für sich allein etwas in der Welt sei und bedeute. Kein Mensch lebt von sich allein. Alles, was er kann, hat er von andern gelernt, alles, was er leistet, ist nur Fortsetzung von Arbeiten, die schon vor ihm begonnen worden sind. Niemand kann sagen: ich habe mich zu dem gemacht, was ich bin! Wir sind hineingeboren worden in eine bereits alte und lange Kultur. Welche Mühen sind nötig gewesen, um uns den Lebensweg zurechtzumachen! Alle jene Geschlechter von Menschen, die vorzeiten den Urwald ausgerodet haben, die den ersten Acker pflügten, die die erste Axt erfanden, die unsre Städte und Dörfer bauten und unsre Sprache bildeten, alle Männer und Frauen, die uns vorangegangen sind, wirken in und durch uns weiter. Wir fangen dort an, wo sie aufhören. Unser Leben ist nur ein Stück in einem großen Vorgange, der viel mächtiger ist als wir. Das müssen wir wissen, und wer es nicht fühlt oder weiß, der bildet sich etwas Falsches

ein und überhebt sich, als sei er sozusagen der erste Mensch. Das aber hindert ihn, vollkommen zu sein. Als einzelner hat er keine Aufgabe, die seinem Leben Inhalt geben kann, denn welchen Wert hat es, ob er gerade gut gekleidet und genährt wird? Er wird erst dann Befriedigung empfinden, wenn er sich hineinstellt in den langen Zug derer, die der Zukunft entgegenwandern, dann erst wird er ein ganzer Mensch und erträgt des Lebens Mühen und Schmerzen mit dem Bewußtsein, daß er nicht vergeblich existiert. Erst durch den Glauben an gemeinsame Ziele bekommt das Leben Wert und Sinn. Im gewissen Sinne wandern wir alle im Dunkeln, denn keiner kann das ganze Leben überschauen und alles in sich aufnehmen, was um ihn herum lebt und webt. Es ist aber für jeden so viel deutlich, daß er seine nächste Umgebung zu erkennen vermag. Er kennt seine Familie, seinen Arbeitskreis, seine Mitkämpfer, sein Volk, er wird berührt von großen allgemeinen Menschheitsbewegungen. In dieser Umgebung wächst er bis zur Vollkommenheit, bis er so viel aus sich heraus schafft und nützt, als ihm möglich ist. Mag er stark sein oder schwach, etwas kann er immer tun. Und so gelingt es ihm, sich als einen Mitarbeiter des gemeinsamen Fortschritts zu fühlen. Es ist, als hörte er einige Töne der großen Weltmusik und brächte es fertig, seine Schritte nach dem Rhythmus dieser Töne einzurichten. Er ist nicht allein, hinter ihm, neben ihm, vor ihm sind viele andere, und alle zusammen strecken sich nach vorn, suchend nach den ewigen Zielen der Vervollkommnung der Menschheit im ganzen.

Ein Volk, das seine Politik nicht ernst nimmt, verdient, daß ihm eine schlechte Politik gemacht wird. Glaubt man, daß ein Volk, dem die Politik zur Nebensache und zum Geschwätz geworden ist, große politische Köpfe aus sich erzeugen und unterstützen kann? Und wieviel verliert jeder, der politisch gedankenlos lebt! Er ist ein totes Glied seines Volkes! Er wird sterben, aber das Vaterland wird ihn nicht vermissen! Auf seinem Grabe kann stehen: „Dein Volk beweint dich, aber nicht deinen Tod, sondern dein Leben!" Mit solchen Menschen sollen wir Weltpolitik machen, Sozialpolitik, Industriepolitik!

Es scheint, daß wir erst in die Not hineinfahren müssen, ehe wir aufwachen. Wenn wir erst einmal etwas verloren haben, wenn wir uns den Markt verdorben haben, wenn wir Knechte der Agrarier geworden sind, wenn wir einmal hungern, seufzen, dann wird ein Teil der Gedankenlosen sich ermuntern. Aber wie leicht kann es dann schon zu spät sein! Jetzt ist es noch Zeit, noch ist nichts Großes verloren, aber es fehlt der Ernst. Die Nation, die man so oft wegen ihrer Gründlichkeit gelobt hat, ist jetzt nicht bereit, ihr eigenes Geschick mit Eindringlichkeit zu prüfen. Es wird um unser nationales Leben gewürfelt. Ihr merkt es nicht! Es wird um die Zukunft unserer Kinder geschachert. Ihr fühlt es nicht! Ihr habt keine Zeit für solche Dinge. Nein, ihr habt keine Zeit, denn ihr braucht eure Zeit für Ansichtspostkarten und hundertfachen

Klimbim! Das Vaterland ist euch kein Teil eures Wesens. Geht hin und singt irgendeinen Gassenhauer, denn für euch ist es doch nichts, das alte prächtige Lied: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!"

Carlyle sagt irgendwo, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient. Das antworten wir allen denen, die jetzt mit einem Male jammern und wehklagen, als sei es etwas ganz Neues, daß die deutsche Politik nicht vom deutschen Volke selber gemacht wird. Ihr Klageweiber, was habt ihr denn bisher getan? Wo wart ihr denn, wenn Volkspolitik gemacht werden sollte? Wo waren eure Gedanken und wohin flossen eure finanziellen Mittel? War euch nicht jede Tänzerin wichtiger als die Ausübung des obersten Regiments? Wo wart ihr bei den Versammlungen der Staatsbürger? Ihr verlangt, daß der Kaiser euch nicht von oben herab behandeln soll? Ihr! Erst soll unsere Bildungsschicht etwas tun, ehe sie ein Recht hat zu räsonnieren. Ihr werft dem Kaiser vor, daß er nicht methodisch politisch arbeitet. Ganz recht. Aber macht ihr es denn anders? Dem „impulsiven Regiment" entspricht eine Bildungsschicht, die ganz ebenso ist. Dieser Kaiser, über den ihr euch aufregt, ist euer Spiegelbild! Ihr werdet in demselben Maße von seinem persönlichen Regiment freiwerden als ihr selbst etwas Politisches tut! Ihr sagt, er redet zuviel! Gewiß! Aber was tun denn die anderen? Wer überlegt gründlich, wer studiert Politik, wer achtet die politische Geistesarbeit der Väter? Das Volk soll sagen: mea culpa, mea maxima culpa, wir selber sind schuld, daß alles so weit gekommen ist! Wir alle müssen den Staat neu begreifen lernen, den neuen Staat mit seinem Großbetriebscharakter, und müssen von vorne an lernen, für den neuen Staat ein neues Regiment zu schaffen, eine Form des Regiments, die den Volksbedürfnissen entspricht in der Art des englischen Systems. Auch das englische System ist

nur so lange wirksam, als das englische Volk ein politisch tätiges Volk ist. Sobald es erschlafft, kommt entweder der Absolutismus oder die Niederlage, oder beides. In diesem Sinne brauchen wir eine politische Reformation an Haupt und Gliedern. Sie wird den Inhalt der politischen Kämpfe der nächsten Jahrzehnte ausmachen.

Jedermann liest täglich von Politik, aber die politische Pflicht, daß jeder eine Meinung haben soll, ist vielfach noch ganz unentwickelt. Auch sehr gebildete Männer und Frauen sind oft politisch meinungslos. Diese Meinungslosigkeit gibt sich als Bescheidenheit, ist aber Schwäche. Politik ist Willenshandlung und ohne vielfältigen gemeinsamen Willen wird in ihr nichts erreicht.

Es gibt einen unsichtbaren Bund aller wirklich Schaffenden gegenüber den bloßen Genießern und Beurteilern. Wer zu den Schaffenden gehört, hat ganz von selber Sinn für Politik, weil er in ihr das Gestaltende, Lebenformende empfindet. Es kann sein und ist oft der Fall, daß der künstlerisch Schaffende keine Zeit und Kraft hat, sich um die Einzelheiten der Staatskunst zu kümmern. Das wird ihm niemand übelnehmen, denn er hat genug zu tun auf seinem Gebiet, aber kein Schaffender wird grundsätzlich unpolitisch sein. Das sind immer nur die Nachahmer der Formen, die von anderen Leuten erfunden wurden, die bloßen Anempfinder, Nachfühler, Nachklügler. Daß ihnen ein so großer Teil unserer Gebildeten jetzt verfällt, das ist wirklich ein Schaden.

Es gibt Liberale, die sich dann beteiligen wollen, wenn wieder eine große allgemeine liberale Bewegung vorhanden ist. Jetzt verlohne es sich nicht, an dem Kleinkram und

Fraktionsstreit teilzunehmen. Wenn einmal ein neuer liberaler Pfingsttag kommt, dann wollen sie mit Wort und Geld bei der Sache sein. Jeder solcher Wartende verzögert das Eintreten der Bewegung, auf die er wartet, denn Bewegungen entstehen nicht aus Erwartungen, sondern aus Handlungen. Wer soll denn schließlich den Anfang machen? Oft sind es gerade die fähigsten und tüchtigsten Menschen, die sich lebenslang im Warteraum des Liberalismus befinden und nicht einsteigen, weil es den großen D-Zug noch nicht gibt.

Du bist ein Staatsbürger! Ich rede jetzt nicht zu den Frauen, denn ob sie schon Staatsbürger sind, weiß ich leider nicht. Die Gesetzgebung sieht sie nicht als solche an. Ich rede auch nicht zu den Unerwachsenen. Ich spreche zu dir, der du Mann bist, als Mann zum Mann, als Staatsbürger zum Staatsbürger, und meine Absicht ist, deine tiefe Gleichgültigkeit gegen dein Staatsbürgerrecht zu überwinden. Ich weiß, daß dir die nebensächlichsten Dinge ebensoviel wert sind wie dieses Recht. Man könnte es dir über Nacht stehlen, und du würdest es kaum merken. Vielleicht würde dich dann das Geschrei der anderen ein wenig aus dem Schlummer wecken, aber du, du selbst würdest dich nicht ärmer fühlen, wenn du morgen wieder Untertan sein würdest und nicht Staatsbürger. Ist es denn so schlimm, Untertan zu sein? Man versteht doch nur wenig vom Staat! Und Ruhe ist so bequem! Was sollst du dich aufregen? Die Welt wird ja doch ohne dich ihren Gang gehen. Was kommen soll, das kommt. Ich sehe es ordentlich, wie du auf der einen Seite deines Sofas sitzest und dir dort deutlich machst, weshalb du auf dein Staatsbürgertum gar keinen Wert zu legen brauchst.

Und wenn du nur ein Vereinzelter wärest, der so denkt,

so könnte man dich gehen lassen, denn in der Tat, du allein änderst die Welt nicht. Ob du etwas tust, es kann Wert haben, aber es kann auch wertlos sein, denn was ist Einer? Aber das Unglück ist nur, daß du kein Vereinzelter bist. Indem ich zu dir rede, meine ich Tausend und Zehntausend. Ihr alle seid politisch schlaff! Verzeihet den harten Ausdruck, aber er ist richtig: ihr seid politisch gedankenlos! Im übrigen mögt ihr prächtige Leute sein, gute Hausväter und Männer von Ehre. Auch soll man euch Pflichtgefühl im allgemeinen nicht absprechen, nur hat euer Pflichtgefühl eine Lücke. Ihr habt Pflichtgefühl gegenüber eurem Beruf und euren Kindern, aber nicht gegenüber dem Staat. Kein Mensch wird von euch zu staatsbürgerlichem Handeln angeregt, denn wie soll jemand andere erwärmen, der selber kalt ist? Euer Patriotismus ist inhaltlos, denn ihr überlaßt das Vaterland, zu dem ihr euch bekennt, seinem Schicksal. Für euch haben diejenigen Vorfahren, die für die Rechte des Bürgers gestritten haben, ihre Opfer ganz umsonst gebracht. Wer weiß, ob es nicht den Tod der Edelen getrübt haben würde, wenn sie euch hätten vorhersehen können? Sie glühten für die Mitbeteiligung aller Bürger an der Staatsleitung, und ihr begreift eigentlich gar nicht mehr, warum sie sich so angestrengt haben, Parlamente zu schaffen, Wahlen einzuführen, Vereinsrechte zu erlangen. Alle diese Güter sind für euch keine Güter, denn eure Seele ist in politischen Dingen die Seele von Knechten. Einige von euch lehren auf höheren Schulen die Knaben den Staatssinn der Athener und Römer preisen. Sie ehren die politischen Menschen in der Vergangenheit und verachten die Politik in der Gegenwart.

Aber wozu soll ich schelten? Ich tat es in der leisen Hoffnung, daß dieses Schelten etwas nützen könne, aber mein Verstand sagt mir, daß mein Schelten nichts helfen wird, wo ihr die Sprache der Tatsachen, die doch unendlich viel eindring-

licher ist, für nichts achtet. Die Tatsache liegt vor, daß unsere Parlamente wenig erreichen, daß wir keinen Fortschritt in der Richtung auf Selbstverwaltung und Selbstregierung machen, und daß die politischen Rechte, die vor 40 oder 50 Jahren gegeben wurden, heute infolge großer Gleichgültigkeit gerade der gebildeten Schichten unsicherer geworden sind als je. Man weiß, daß ihr für diese Rechte nichts zu opfern bereit seid! Der Arbeiter hat im Durchschnitt mehr Wertschätzung seines Staatsbürgertums als der gebildetere und freiere Mann. Ihr seht seine Emsigkeit, aber es rührt euch nicht. Ihr seht, wie die Kräfte der Dunkelheit wachsen, aber ihr denkt nicht daran, euer Licht in Bereitschaft zu setzen. Das alles brauche ich euch nicht erst zu sagen, denn ihr seid ja klug und gebildet genug, es selbst zu sehen. Ihr studiert euch selbst und wundert euch, warum ihr so seid, wie ihr seid. Ihr findet es interessant, daß ihr politisch nichts leistet, ein Problem, eine Zeiterscheinung. Die deutsche Bildung studiert ihren eigenen Krankheitsprozeß. Sie ist klug, aber ohne allen Willen zur Macht.

Das ist es, was im Hintergrund des Staatsbürgertums liegen muß, daß die Staatsbürger Teilnahme an der Herrschaft gewinnen wollen. Ihr denkt nicht daran, herrschen zu wollen, und sei es auch nur auf einem kleinen Gebiete des Staatswesens. Es ist euch so unendlich wohl, daß ihr keine Verantwortung haben sollt! Ihr liebt eure politische Kleinheit mit bedauernswerter Liebe. Und eure Kinder sollen die Erben des Staates sein, für den ihr soviel getan habt! Und von diesen Kindern wollt ihr einst geehrt werden, und sie sollen euch als Muster aller Tugenden ansehen. Ob sie es tun werden? Gott weiß es! Fast hoffe ich, sie werden es nicht tun. Es wird wieder eine Generation kommen, die mehr politisches Mark in ihren Knochen hat als diese. Sie wird kommen, weil es für unser liebes deutsches Volk gar zu traurig wäre, wenn sie nicht käme, wenn ihr, ihr die letzte Gestalt

des politischen Geistes in diesem Volk sein solltet, ihr, die ihr wert seid, zu Chinesen ernannt zu werden!

Was, das wollt ihr euch nicht gefallen lassen? Das sei zu arg, zu toll, eine unverdiente Schmähung eurer Vortrefflichkeiten! Ihr protestiert gegen meine Darstellung eurer Schlaffheit. Sie soll übertrieben sein. Gut, daß ihr protestiert, denn euer Protest ist meinem lauschenden Ohr hundertmal lieber als eure schweigende, demütige Zustimmung! Ihr sollt es euch nicht gefallen lassen, daß man euch für politische Schlafmützen ausgibt, niemals sollt ihr es euch gefallen lassen, weder von mir, noch sonst von jemand, aber euer Protest soll etwas anderes sein, als ein Ruf in die Nacht hinein, der dann wieder von der endlosen Ruhe verschlungen wird. Ihr sollt gegen alle solche Verleumdungen durch die Tat protestieren, indem ihr euch morgen, heute, jetzt politisch in Reih und Glied stellt, zu einer Organisation tretet und der Organisation dient. Von diesem euren Protest werde ich überwältigt sein, wenn er allgemein ist.

Und damit sei es genug. Ich will ganz ruhig schließen. Ich bitte dich, daran zu denken, daß du Staatsbürger bist. Das ist alles. Ich bitte dich. Du merkst, daß ich dich nicht zwingen kann, wenn du nicht willst. Ich habe kein anderes Mittel als dies ganz kleine und schwache: ich bitte dich, gerade heute eben dich!

Zweiter Teil

Von der Wirtschaft, der Technik und den Menschen

Die Tatsache, daß wir in einem anderen Wirtschaftsleben darin stehen als unsere Großväter, bedarf nicht vieler Ausführungen. Es braucht nicht erst beschrieben zu werden, wie klein früher der Hamburger Hafen war, wie leer das oberschlesische Kohlenfeld aussah, oder wie sehr der Qualm der chemischen Industrie die Ebene am Mittelrhein verändert hat. Postkutsche und Schnellzug, Rüböl und elektrische Lampe sind oft genug einander gegenübergestellt worden. Man lese Goethes „Hermann und Dorothea", wenn man die alte Welt haben will! Es gab ein deutsches Volk, das war von einer durch Jahrhunderte erprobten braven Stetigkeit, ein Volk der Bauern und Handwerker, das seinen Acker väterlich bebaute und sein Gewerbe nach heimatlicher Kunst pflegte, ein Volk, das noch Zeit hatte und noch Platz, und das bei aller materiellen Dürftigkeit einen Luxus besaß, den wir verlieren, den Hintergrund einer noch nicht völlig überwältigten Natur, die Romantik des alten Waldes, der alten Straße und auch der alten Stadt und des alten Hauses. Dieses alte Volk aber sah in sich ein neues Volk erwachsen. Seine eigenen Kinder wurden ihm fremd, denn das Bauernkind ward Schaffner an der Straßenbahn, und der Sohn des Tagelöhners stieg unter die Erde, um Kohle zu graben. Die Söhne von Menschen, die nie etwas anderes erlebt haben als landwirtschaftliches Dasein, fangen an, Schienen zu walzen, und die Nachfolger der alten

Handwerker werden Fabrikanten oder Maschinenknechte. Aus dem alten langsamen Kaufmann wird ein reisender und Ware anpreisender Händler, aus Büchern werden Zeitungen, und die alte trauliche, aber etwas langatmige Stille weicht einem gedruckten Massengeschwätz, in das allmählich das ganze Volk hineingezogen wird. Einst waren es wenige Vorstellungen, mit denen die Seele ihren Haushalt bestritt, nun aber wird jedermann mit Nachrichten und Abbildungen übergossen, die er beim besten Willen nicht alle in sich verarbeiten kann. Damit hat das Seelenleben selber eine andere Gangart angenommen, der Rhythmus der Arbeit ist schneller geworden, und erst heute scheint das alte Wort der Bibel einige Wahrheit zu haben: es ist, als flögen wir dahin!

Und alle diese und zahllose andere Änderungen unseres Daseins sind offenbar keineswegs an ihrem Ende angelangt. Wir werden im Laufe der Zeit noch schneller fahren, noch heller beleuchten, noch schärfer rechnen, noch mehr telephonieren, noch mehr drucken, noch viel größere Betriebe erstehen sehen und auf gigantischen Arbeitsplätzen Tausende von Lohnarbeitern vereinigt finden; werden erleben, wie sich noch viel mehr Kapital an gewissen Zentralstellen sammelt, wie die Großstädte unübersehbar werden, wie die Lagerhäuser sich ins Ungemessene weiten und wie der Ozean sich mit immer mehreren und größeren Schiffen füllt. Während nämlich frühere, stillere Zeiten sich leicht in dem Glanze sonnten, wie herrlich weit sie es gebracht hätten, und sich am Abschluß einer langen Entwicklungsreihe glaubten, ist bei uns das viel verbreitetere Gefühl das umgekehrte, *daß wir uns erst am Anfang neuer Lebensformen befinden, am Vorabend einer Zeit, deren Wesen sich uns noch kaum enthüllt hat.* Nach uns, erst nach uns, so fühlen wir, kommt das wirklich neue, das Zeitalter der Maschine in seiner Macht, Herrlichkeit und Vergewaltigung, das Zeitalter des

Weltmarktes und der Erdumspannung, die Periode des sich vollendenden Kapitalismus und vielleicht die Morgenröte des Sozialismus.

Ob wir diese neue Zeit wünschen sollen, wissen wir nicht, sie hat in ihrem Riesengesicht Falten, die uns in Schrecken setzen. Aber unser Wünschen ist ja in der Hauptsache völlig gleichgültig. Die neue Zeit kommt mit uns oder gegen uns, sie lacht nicht einmal über uns, wenn wir sie nicht wollen. Wie eine wandelnde Düne wälzt sie sich über uns daher, ein Schicksal, das erst dann ausreifen wird, wenn die Augen derer, die es herannahen sehen, sich längst geschlossen haben. Diese Zeit in ihrer Gesamtwirkung aufhalten zu wollen, würde Torheit sein. Was sind alle bewußten Maßnahmen, alle Gesetze der Menschen, gegen das Fatum, das Geschick im Wirtschaftsleben? Der bewußte Wille kann den Charakter einer Wirtschaftszeit im ganzen nicht bestimmen, er kann nur auf Grund richtiger Einsicht in diesen Charakter den Lebenden die Brutalität der Übergänge erleichtern und die gewonnenen seelischen Werte der Vergangenheit vor blinder Verschüttung zu schützen suchen, er kann die Rechtsformen dem Wandel der Wirklichkeiten anpassen und Ansätze, die freundliche Entwicklungen zu versprechen scheinen, mit Absichtlichkeit fördern. Er kann also nur etwas, nicht alles, er ist nicht der Demiurg, das heißt der Schöpfer der Lebensbedingungen. Das große Werden selber liegt tiefer als das regelnde und ordnende Wollen, es ist seiner Natur nach etwas Unreguliertes, Überwältigendes, dem einen zum Heil, dem andern zur Plage. Vor ihm stehen wir wie Kinder am Strande: Warum steigen die Wellen? Warum?

Drei Möglichkeiten gibt es, dieses Werden zu erklären. Die erste Erklärung ist wesentlich ideologisch, das heißt, sie sieht als den ersten Faktor des neuen Wirtschaftslebens gewisse Ideen an, die das Handeln der Menschen belebt

und in neue Bahnen gedrängt haben. Die zweite Erklärung ist wesentlich technologisch, das heißt, sie sucht den Umgestaltungsvorgang aus der veränderten Methode der Arbeit, des Handels und des Verkehrs zu begreifen. Die dritte Erklärung ist, wenn man so sagen will, anthropologisch, das heißt, sie sieht den Hauptvorgang der neuen Zeit in einer Steigerung der menschlichen Lebenskraft, deren erstes Kennzeichen die Bevölkerungsvermehrung ist. Keine dieser drei Erklärungen schließt die beiden anderen aus, vielmehr liegt die Sache so, daß gleichzeitig neue Ideen, neue Technik und neue physische Kraft bei den abendländischen Völkern auftreten. Es fragt sich nur, welcher dieser drei Erklärungen der erste Platz eingeräumt werden soll. Was ist das primum movens, was ist die Hauptursache der neuzeitlichen Wirtschaft? Wir antworten: Die Vermehrung der Masse der Menschen, der Zuwachs volkswirtschaftlicher Kräfte!

Der erste Gedanke der anthropologischen Anschauungsweise ist ein Stück Geschichtsphilosophie und kann hier nur angedeutet werden: die Weltgeschichte besteht aus dem Aufsteigen und Sinken von Völkern, von denen die einen kommen, die anderen gehen. Weshalb kommen sie, warum gehen sie? Man sagt, daß sie kommen, wenn sie jung sind, und gehen, wenn sie alt werden. Aber was heißt das bei Völkern? Hier liegen unergründete Tiefen. Die Behandlung der Rassenfragen, denen sich in neuerer Zeit auffällig viele Kräfte zuwenden, versucht das Dunkel zu lichten, noch aber ist die Unklarheit größer als das Licht. Wir können hier nichts anderes tun, als von der Tatsache ausgehen, daß wir geschichtliche Wachstumszeit haben, und zwar nicht wir Deutsche allein, sondern die ganze germanisch-slavische Welt. Alte Kulturen sind gebrochen, die romanischen Völker treten in ihrer Bedeutung zurück, die einstigen Barbaren aber werden Träger der Kultur und Herr-

scher des Menschheitslebens. In ihnen ist Willen und Schaffen, Wille zur Macht, Wille zur Ausbreitung. Dieser Wille ist es, ohne den keine Ideen aufsteigen, und ohne den alle Technik schläft. Daß wir diesen Willen haben, ist der Ausgangspunkt der neudeutschen Wirtschaftspolitik. Alle unsere Wirtschaftstheorien sind im Grunde nur Ausdrucksformen dieses Willens.

Wo der Wille zum Wachsen da ist, erscheinen alle Dinge anders, als wo er fehlt. Ein sinkender Stand, der nicht an Wachstum glaubt, hat eben deshalb andere Gedanken in seinem Kopfe als ein steigender Stand, der die Welt erobern will. In jedem Volk gibt es gleichzeitig sinkende und steigende Bestandteile, es ist aber ein großer Unterschied, welche von ihnen die Führung haben. Ein steigendes Volk ist ein solches, bei dem steigende Schichten zur Führung des Wirtschaftslebens gelangen. Im Kampf mit dem sinkenden vollzieht sich die Wirtschaftspolitik. Steigende Schichten aber sind nur dort möglich, wo an sich wachsende Ziffern vorhanden sind.

Jedes lebende Volk hat seine eigenen Nöte. Die einen sind voll Nöte, weil sie nicht steigen, die anderen gerade deshalb, weil sie vorwärtsdrängen. Alles Wachstum macht Schmerzen. Unsere Schmerzen sind Wachstumsschmerzen. Sie als solche zu verstehen, ist der Anfang einer den Willen bildenden Volkswirtschaftslehre. Wir treten aus einer alten Zeit heraus, werden ein zahlreiches Volk, müssen alle Dampfkraft und alle Technik und allen Verstand benutzen, um als solches leben zu können. Die neue Zeit kommt über uns wie ein Naturereignis, weil unsere Natur Saft und Leben in sich hat. Aus der quellenden Tiefe des Volkstums kommt sie heraus. Es quillt die Masse, die Masse aber ist es, die uns treibt, die alles, alles ändert, die uns in die Großstädte wirft und zum Welthandel zwingt, die unsere Tagesordnungen be-

stimmt und neue Rechte für neues Leben fordert. Ob wir sie lieben oder nicht, die Masse durchdringt unser Dasein.

Daß Masse und Mangel sich verbrüdern können, war die große Sorge des Engländers Malthus. Als vor 100 Jahren England etwa an der Stelle stand, an der wir im Jahre 1870 waren, nämlich im Übergang vom Agrarstaat zum Industriestaat, als das Übergewicht der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung fühlbar wurde, da trat er als Prophet der Menschenbeschränkung auf, als Kassandra der modernen Welt: „Vermindert die Fruchtbarkeit, damit ihr leben könnt! Je mehr Leute sich an die Tafel setzen, desto mehr Hungrige werden von ihr aufstehen müssen! Greift der Natur nicht ins Werk, wenn sie Auslese halten will! Laßt die Überflüssigen sterben! Die Kinder sind die Angst der Menschheit!"

Viele Ohren haben diesen Propheten des Pessimismus gehört, und oft hat sich kleine selbstsüchtige Genußsucht mit dem düsteren Mantel des Malthus zu umhängen gesucht. Die Mühen der Erziehung zu sparen, schien als volkswirtschaftliche Weisheit gelten zu dürfen. Die Luxusmutter schrieb „Malthus" über die Tür ihrer Kammer. Vergeblich predigte ihr die Bibel, daß Kinder eine Gabe Gottes seien, vergeblich hörte sie schon als Kind, daß Jehova seinem Freunde Abraham nichts Höheres zu sagen weiß als: „Deine Nachkommenschaft soll sein wie der Sand am Meer und wie die Sterne des Himmels!" Nichts wußte sie mehr von dem Stolze alter echter Mütter, deren Seligkeit in ihrer Kinderstube lebte. Und Väter gingen durch das Dasein, die sich keine Schmerzen daraus machten, daß sie die letzten ihres Zweiges waren. Sind diese Frauen und Männer die Qualität von Menschen, mit der man eine starke Volkswirtschaft machen kann? Das ist die Frage. Ist Lebensverneinung auf dem Urgebiet des Lebens verträglich mit sonstiger Lebensförderung? Ist die

Furcht vor der kommenden Generation eine gesunde, schaffende Volksstimmung? Malthus war klug im Sinne der kleinen Alltagsklugheit, aber blind gegenüber der Seele des Menschen. Wer sein Leben durch kleine Kunst vermehren will, der wird es verlieren. Malthusianische Völker verlieren ihre erobernde Kraft politisch und wirtschaftlich. Sie werden ängstlich, sparsam, müde, nervös, verfeinert bis zur Schwindsucht. Es fehlt die große Schule des Willens, die Sorge für die Familie. Es fehlt die Freiheit gegenüber dem Tode, die zum Tode spricht: „Nimm weg, wir schaffen wieder!" Eine menschliche Gemeinschaft, die nicht wachsen will, will keine neuen praktischen Probleme angreifen. Wie gut, daß die Engländer im ganzen ihrem Malthus nicht gefolgt sind! Was würden sie heute sein? Geh hin nach Paris, in die Stadt der Unfruchtbaren, die Zola so ergreifend bis in ihr innerstes Wesen hinein beschrieben hat! Dort quälen sich die Besten, den Willen zum Leben wieder volkstümlich zu machen, und es kann sein, daß es zu spät ist.

Und hat nicht auch die Erfahrung aller der Jahre, die zwischen Malthus und uns liegen, gegen ihn gesprochen? Alle angelsächsischen und germanischen Völker haben inzwischen zugenommen, und zwar nicht bloß an Zahl, sondern auch an Qualität. Alle Beurteiler sind darin einig, daß der Durchschnitt des heutigen Engländers gesunder und besser lebt, als der Durchschnitt vor 80 Jahren. Auch bei uns ist es keine Frage, daß die wachsende Menge bis jetzt die Rasse nicht verschlechtert hat. Unsere Lebensdauer wird größer, die Körperlänge hat seit 100 Jahren zugenommen, der Militärschritt ist weiter geworden, die Ansprüche ans Leben sind gewachsen und können leichter befriedigt werden als früher. Kein Mensch wird sagen, daß wir ein ärmeres Volk geworden sind. Es hat Segen auf der Fülle der Menschen gelegen. Sie wuchsen und wuchsen und wurden immer wieder satt! Heute,

wo in etwa 90 Jahren aus zwei Menschen fünf geworden sind, verbraucht jeder einzelne trotzdem weit mehr. Noch nie haben die Deutschen so viel Fleisch gegessen wie jetzt. Mit ihrer Zahl stieg ihre Lebensmöglichkeit, denn mit der Zahl stieg die Arbeitskraft und der Wille zur Arbeit.

Malthus hat nämlich nur dann recht, wenn er die Menge der Lebensgüter als eine feste Größe betrachtet. Sie aber ist glücklicherweise elastisch. Mehr Menschen können mehr produzieren und im allgemeinen steigt ihre Produktionskraft mit der Masse. Es ist allerdings nötig, diesen Zusammenhang zwischen Masse und Produktionskraft näher zu beleuchten.

Denken wir uns 100 Menschen auf einer kleinen Insel, die von aller anderen Welt abgeschlossen liegt, und denken wir uns, daß auch hier in 90 Jahren aus zwei Menschen fünf werden. Was wird der Verlauf der Sache sein? Man wird zunächst versuchen, auch die letzten Ecken und geringsten Böden der Insel mit nährender Frucht zu bebauen. Dann wird man tiefer graben, um mehr aus dem Boden herauszulocken. Jeder Quadratmeter wird dreimal umgewendet werden. Da es aber das Erfahrungsgesetz vom abnehmenden Bodenertrag gibt, das heißt die Wahrheit, daß bei Steigerung der Eindringlichkeit der Arbeit der Ertrag zwar auch steigt, aber langsamer als die Intensität der Arbeit, so wird die Arbeit von 200 Insulanern nicht doppelt so viel Ertrag schaffen als die Arbeit von 100. Es ist also anzunehmen, daß, wenn es 300 Insulaner geben wird, die Not da ist und mit der Not die Lockerung der gesellschaftlichen Ordnung. Das Ende ist dann Kindertötung oder Malthus.

Dieser Fall existiert nicht bloß in der Phantasie. Es gibt Bergtäler in den Hochgebirgen, die durch unvorsichtige Vermehrung bettelarm wurden. Dr. Rohrbach erzählt, daß ihm ein Fürst im Kaukasus klagte seit der russischen Herrschaft sei bei ihnen Friede, und es blieben deshalb zuviel Menschen

am Leben! Und was war die einstige und noch heute kaum überwundene Dürftigkeit vom Riesengebirge, Erzgebirge, Thüringer Wald und Spessart anders als die Übervölkerung von Gebieten, deren Ernährungsgehalt gering ist? Erst als diese Bevölkerungen es lernten, durch den Handel ihre Arbeit in Brot umzusetzen, das anderswo gebaut wurde, fingen sie an, besser leben zu können. Es bleibt also an der Malthusischen Lehre soviel wahr, daß für jedes abgeschlossene Gebiet, und sei es noch so groß, einmal ein Zeitpunkt kommen kann, wo die Quantitätsvermehrung der Menschen sich in Qualitätsverschlechterung umwandelt. Es ist wahrscheinlich, daß das Chinesentum diese Umwandlung durchlebt hat. Und wenn wir Europäer keine Schiffe hätten und nur auf unseren Erdteil angewiesen wären, so würden wir im Laufe der Zeit immer geringere Böden heranziehen müssen, das heißt, wir würden mehr arbeiten müssen und relativ weniger dabei gewinnen. Dann würde Gesundheit und Moral abwärtsgehen durch Fülle der Menschen.

Gibt man aber dieses zu, so läßt sich rein theoretisch auch gegen den Gedanken nichts einwenden, daß irgendwann in tausend Jahren die ganze Erdoberfläche so klein geworden ist, daß alle guten Böden längst in intensiver Kultur stehen und deshalb die späteren Milliarden von Menschen zur Bearbeitung der ödesten Wüstenränder übergehen müssen, um leben zu können. Man kann zwar einwerfen, daß vorher die Chemie anderen Rat geschafft haben wird, doch ist das keine Sicherheit. Theoretisch bleibt etwas Richtiges an der Furcht des Malthus, aber nur theoretisch, denn für alle Zeiten, die wir uns von der Gegenwart aus wirklich vorstellen können, ist gar keine Angst menschlichen Ernährungsmangels. Noch gibt es zwei große Hilfsmittel: die Verbesserung der Ausnutzung des guten Bodens in der Heimat und der Anbau der ungeheuren Flächen, die noch des Pfluges harren. Südamerika und Meso-

potamien sind noch offen, und solange es noch Völker gibt, die Brot und Fleisch kaufen wollen, wird es Menschen geben, die Brot und Fleisch herstellen. Worüber klagen denn unsere Agrarier? Etwa darüber, daß kein Getreide vorhanden ist? Nein, darüber, daß zuviel auf den Markt kommt! Das, was für uns auf Jahrhunderte hin die Malthusische Angst gegenstandslos gemacht hat, ist der Weltverkehr. Wir leben im Zeitalter des Verkehrs; weil wir dieses Zeitalter haben, können so viele leben.

Die Masse ist für den Fortschritt unentbehrlich, gilt aber selbst oft als Gefahr für ihn. Die Masse füllt die Fabriken und Bergwerke, wird aber von den Unternehmern häufig mit Sorge betrachtet, weil man nicht wissen kann, wann sie sich der Regelung entzieht. Die Masse füllt die Armeekorps des Heeres, man fühlt sich ihrer aber auch dort nicht immer sicher. Die Masse erhöht die Bodenwerte, aber der Haus- und Grundbesitzer geht in den Verein zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Mit Stolz wird von unsern Einfuhr- und Ausfuhrziffern geredet; nur daß dazu viele Millionen von Lohnempfängern und Lohnverzehrern gehören, wird sozusagen als erschwerende Zugabe empfunden. Das ist der Grund, weshalb unser Bürgertum keine richtige innere Stellung zur Arbeiterbewegung findet. Es fürchtet sich vor den Trägern der ausführenden Tätigkeiten, will aber doch täglich mehr Tätigkeit ausgeführt sehen.

Sobald einmal das Wachstum der Masse nachlassen sollte, wird oberhalb der Masse, in den Bureaus und Stuben der sozialen Oberschicht geklagt werden, daß es keinen Fortschritt mehr gäbe. Was hilft nämlich die schönste Organisationsgabe, wenn diejenigen fehlen, die organisiert werden sollen!

Dann gelingt nichts Neues mehr, es wird nicht gebaut, es wird nicht vergrößert, denn alle neuen Werke hängen davon ab, daß Menschen zur Verfügung stehen. Der einzelne allein kann keine Brücken bauen und keine Baumwolle verarbeiten. In diesem Sinne hat die Masse recht, wenn sie von ihrer Unentbehrlichkeit überzeugt ist und dieser Überzeugung bisweilen einen sehr kräftigen Ausdruck gibt.

Deutschland muß sich darauf einrichten, daß es in 15 oder 18 Jahren 80 Millionen Menschen haben wird. Immer spricht noch alles dafür, daß diese Vorberechnung eintreffen wird. Es ist große Wahrscheinlichkeit, daß wir im Kampfe gegen den Tod noch weitere Siege erfechten werden. Man denke an den Kampf gegen Geschlechtskrankheiten und an den Fortschritt der Kanalisation in Klein- und Mittelstädten! Diese weiteren Siege werden das ausgleichen, was durch verminderte Geburtenhäufigkeit verloren gehen kann. Aber selbst, wenn die Vollendung der 80. Million nicht nach 15 oder 18 Jahren eintritt, sondern einige Jahre später, so kommt sie eben doch. So bald ändern sich große allgemeine Bewegungen nicht, daß der gewaltige Jahresvorsprung des Lebens über den Tod zwischen heute und 1930 verloren gehen könnte. Irgendwann in der Zukunft wird wohl auch unsere Nation sich an das Altwerden gewöhnen müssen, aber vorläufig hat sie noch Glück, Lust, Last und Not der kinderbringenden Völkerjugend. Das bestimmt unsere Zeit, unsere Volkswirtschaft.

Das steigende Volk hat steigende Bedürfnisse.... Und haben wir einmal den Blick für die notwendige Ausweitung unserer Volkswirtschaft bekommen, dann fangen wir an, alle unsere Wirtschaftseinrichtungen daraufhin anzusehen, ob und wie sie den größeren Zukunftsaufgaben dienen. Sobald wir das tun, vermindert sich unsere Achtung vor

dem bisherigen Weitblick der deutschen Gesamtwirtschaft. Man rechnet bei uns viel zu sehr nur mit dem nächsten Tage. Das trifft besonders unsere Verkehrsanlagen. Diese haben einen sichtbaren Mangel an Zukunftsspekulation in sich. Jedesmal, wenn ein neuer Bahnhof gebaut ist, fängt man schon an, ihn für zu klein zu halten, und jedesmal, wenn man einen Hafen an der Nordsee oder am Rhein erweitert hat, muß man schon wieder neue Erweiterungspläne in Auftrag geben. Vorsicht ist ja sicher gut, aber diese Art Vorsicht ist ein beständiges Umbauen, Anbauen, Ausflicken. Wir hätten uns seit 30 Jahren im deutschen Staats- und Privatbetrieb viele Anlageveränderungen sparen können, wenn man das Volkswachstum als festen Faktor in alle Rechnungen eingesetzt hätte. Diese Ersparnisse würden weit größer gewesen sein als die Zins- und Materialverluste, die bei größeren Anfangsanlagen unvermeidlich sind. Die Kleinheit unserer von zu kleinen Kanaltiefen abhängigen Schleppkähne ist typisch für die wirtschaftliche Gesinnung, mit der wir vorwärtsgehen. Gewiß, wir gehen vorwärts, aber unsere Schritte könnten größer sein, wenn uns nicht die alte, lange, kleingewerbliche Vergangenheit noch in allen Knochen steckte, und wenn nicht unsere Parlamente und die öffentliche Meinung von den Vertretern der Kleinbetriebe verhältnismäßig stark beeinflußt würden. Im Seehandel ist dieser Vergangenheitsgeist am meisten überwunden, im Inlandsverkehr aber wird er uns noch lange, lange quälen. Man vergleiche die wachsende Tonnengröße der Eisenschiffe mit der kindlichen Form der eisernen Wagen! So oft ich nachts einen langen Güterzug fahren höre, denke ich an die Arbeitsvergeudung, die in dieser langen Schlange kleiner Wagen liegt.

Und ist es etwa mit den Einrichtungen der Stadtverwaltungen anders? Die Verkehrsverhältnisse Berlins sind nicht schlechter, sondern eher besser als die von Paris und Wien, aber ungenügend sind sie doch und rechnen nie mit dem un-

vermeidlichen Zuwachs der Zufuhr und des Menschengedränges. Es ist, als ob die Stadtverwaltungen immer erst vom Zuwachs überrascht werden müßten. Das gilt auch vom Bau von Schulen, Bädern, Spielplätzen. Wir gehen der Zukunft mit ungenügender Willenskraft entgegen.

In der Großindustrie ist das in neuerer Zeit anders geworden. Das Syndikatswesen hat tatsächlich den Blick erweitert, nur kämpft hier die Beschränkung der Produktion um der Preise willen mit der Einsicht in die Notwendigkeit breiter, weiter, zukunftsfroher Großanlagen. Wie aber geht der inländische Handel den gewaltigen Umsätzen der Zukunft entgegen? Als ob er die Menge der Verbrauchsgüter nicht abschätzen könnte, die durch seine Hände gehen werden. Dort der kleine Wagen, hier das kleine Geschäft! Es fehlt noch viel, bis wir es lernen, mit den Mitteln der Neuzeit Industrie- und Massenvolk zu werden!

Wir leben im Zeitalter des Verkehrs, das bedeutet: erst durch den Verkehr wird unser Leben mehr als geringe Daseinsfristung. Deshalb muß der volkswirtschaftliche Wille darauf gerichtet sein, das Austauschsystem zu fördern und unsere Produktion ihm anzupassen. Wir dürfen es nicht wie ein mühseliges und im Grunde trauriges Geschick ansehen, daß wir ein austauschendes Volk sind, sondern müssen alle miteinander ein Kaufmannsvolk im höchsten Sinne des Wortes werden, ein Volk, das seine Kraft nur an wertvollste Produktionen wendet, um dadurch seinen Lebensstand im ganzen zu erhöhen. Wenn wir dieses in uns aufgenommen haben, dann wird die Parole Welthandel für uns zum positiven Ideal. Ein wachsendes Volk auf begrenztem Boden, mit relativ geringen Naturgütern, darf gar nicht anders denken als: wir wollen für alle Welt arbeiten, damit alle Welt für uns arbeiten muß! Das ist unser Weg, ein Herrenvolk zu werden, das ist unsere Nationalbestimmung, das ist die Methode, unsere sozialen Schwierigkeiten zu erleichtern: „Auf! Macht Luft, macht unsere Häfen frei, laßt uns ein Werkhaus der Völker werden und ein Stapelplatz der Erzeugnisse aller Zonen!"

Das Ideal des geschlossenen Handelsstaates kann ein Ideal sein für kleinere Nationen auf großem Boden, kann es sein

für Nationen, die nicht mehr wachsen, kann und darf es aber nicht sein für wachsende Völker. Wenn wir ein geschlossener Handelsstaat sind, so erdrückt unsere Vermehrung unseren Wohlstand, und wir werden wieder arm und hungrig wie einst das Erzgebirge und der Spessart. Unsere Masse zwingt uns dem Austausch entgegen. Weil wir wachsen, müssen wir kaufen und verkaufen. Der erste Teil der Wirtschaftspolitik eines wachsenden Volkes ist deshalb seine Handelspolitik.

Auch der Handel hat aber gewisse Voraussetzungen. Man kann nur mit guter Ware erfolgreich handeln. Die Masse muß also gute Ware herstellen, wenn sie nicht an leiblicher und geistiger Qualität abnehmen soll. Das würde leichter sein, wenn allein wir ein wachsendes Volk wären. Da aber die Volksvermehrung ein ganz allgemeiner europäischer Vorgang ist, sind wir von Völkern umgeben, die dasselbe Bedürfnis haben, Nahrungsmittel durch Bearbeitung von Stoffen zu erkaufen. Mit ihnen stehen wir in einem sich beständig steigernden Wettbewerb. Der Inhalt dieses Wettbewerbs ist die Frage: welches Volk hat die beste Technik, die beste Form und die beste Organisation der Arbeit und des Handels? Mit anderen Worten: wo ist die höchste menschliche Leistung zur Massenerscheinung geworden? Wo gibt es die wenigste Arbeitsvergeudung, die wenigste Verschleuderung von Zeit an wertlose Produkte, die wenigsten Störungen des Produktionsprozesses? Wo gibt es die vollendetste Ausnützung der inländischen Naturschätze, die verständigste Verwendung der Anlagen und Begabungen der Bevölkerung, die gewandteste Anpassung an die Bedürfnisse der Käufer, wo ist das erste Industrievolk der Neuzeit? Masse ohne Steigerung der Arbeitsqualität wird zur Last, denn auch bei der Warenherstellung gibt es etwas, was dem sinkenden Bodenertrage gleicht, nämlich die Wahrheit, daß alle einfache und ungelernte Arbeit die

Tendenz hat, so billig wie möglich bezahlt zu werden, da jeder sie nachmachen kann. *Nur Waren, die nicht jeder nachmachen kann, erleichtern das Dasein eines Volkes. Was sich in der Welt bezahlt macht, ist stets nur die höhere Qualität.*

Höhere Qualität der Ware ist aber nicht möglich ohne höhere Qualität der Arbeitskräfte, und zwar aller Arbeitskräfte. *Die gute Arbeit muß Volkscharakter werden.* Nur unter dieser Bedingung können wir unseren wachsenden Millionen mit Ruhe entgegensehen. Hier liegt das eigentlichste Wirtschaftsproblem der deutschen Gegenwart. Unser Volksideal muß sich auf Qualitätsproduktion richten. Hätten wir Überfluß an Naturgütern, so könnten wir uns mit deren Hervorbringung und erster Verarbeitung begnügen. Es muß Völker geben, die dieses tun. Wir aber können unser Land nicht vergrößern, haben keine tropische Fruchtbarkeit, haben wenig Metalle, wenig Holz, wir haben als unser bestes nationales Kapital die Menschen selber. Aus ihnen müssen wir soviel herausholen als möglich ist. Dabei müssen Technik, Betriebsform, Recht, Schule, Kunst und Weltanschauung helfen.

Wir sind das geborene Ausfuhrland für Fertigfabrikation. Innerhalb der Fertigfabrikation besteht aber ein scharfer Unterschied zwischen solchen Waren, die überall und mit jeder Bevölkerung hergestellt werden können, und solchen, die nur mit guterzogener und gutbezahlter Bevölkerung herstellbar sind. Die erste Art von Waren ist nur auf Grund geringer Löhne und knappster Kalkulation verkäuflich. Völker, die sich auf ihre Herstellung verlegen, bleiben im volkswirtschaftlichen Knechtszustand. Alle Arbeiterbewegung ist im Gebiet solcher Waren grundsätzlich erfolglos, da sich jede Lohnsteigerung in Absatzverminderung umsetzt und nur die Konkurrenz bedürfnisloserer Nationen stärkt. Diese Art von Waren

müssen wir abzuschieben suchen, was aber nur in dem Maße gelingen kann, als wir die Voraussetzungen für die höhere Art von Waren bei uns herstellen. Diese Voraussetzungen sind teils ästhetischer, teils moralischer, teils volkswirtschaftlicher Natur. Wir müssen als Volk im ganzen den Satz begreifen und uns in Fleisch und Blut eingehen lassen, daß nur der höhere Mensch höhere Ware schaffen kann. Im Wirtschaftsideal der gehobenen Fertigfabrikation liegt also gleichzeitig ein großes Willensziel für das deutsche Menschentum überhaupt.

Wir setzen jährlich etwa $^3/_4$ Million zur bisherigen Ziffer der deutschen Bevölkerung hinzu. Die vermehrte Zahl will nun außerdem noch besser leben als bisher. Beides zusammen zwingt uns, die Menschenqualität so hoch zu steigern als irgend möglich, und zwar sittliche und technische Qualität, denn die Führung in der Weltwirtschaft bekommt nur ein Volk von Männern und Frauen, die als einzelne etwas Wertvolles bedeuten. Wir müssen auf den Hauptgebieten unserer Arbeit den künstlerischen und technischen Stil der Menschheit bestimmen, wenn wir leben wollen. Unsere Ware muß werbende Kraft haben. Das ist der Gedankenkreis, aus dem heraus das Schulprogramm der industriellen Masse geboren werden muß. Noch nie hat es eine politische Strömung gegeben, die soviel von der Schule verlangt hat, wie die, die jetzt an Deutschlands Zukunft arbeitet. Was ist denn alles unser Reden von Sozialismus, wenn wir nicht ein schaffendes Volk ersten Grades werden, das sich verdoppelte Güterquantitäten zu verschaffen in der Lage ist?

Die Schule wird bei dieser Auffassung in ihrer ganzen praktischen sozialen und nationalen Notwendigkeit begriffen. Was wir Deutschen nach unserer Art und Vergangenheit besser leisten können als andere Völker, ist eben die Schule, und ins-

besondere die Volksschule. Das ist unser lebendes Kapital. Wir haben kein eigenes deutsches Gold, keine Baumwolle, keine ausreichenden Erze, kein großes freies Ackerland; was wir haben, sind Vorzüge, die mit Heer und Schule zusammenhängen: wir verstehen den organisierten Großbetrieb und können eine hohe Volksbildung erreichen. Das ist unser deutsches Pfund, mit dem wir wuchern müssen. Unser geschultes Denken wird im technischen Zeitalter zum realen Wertgegenstand. Bildung bringt in der heutigen Welt wirklich Macht, allerdings nicht die lockere Aneignung etlicher Aufklärungsredensarten, aber die geschulte Durchbildung der Menge. Jede Arbeit der Welt wird von einem gebildeten Volke besser und mit weniger Vergeudung von Arbeitskraft vollzogen als von einem ungebildeten. Und zwar genügt es nicht, oben gute Schulen zu haben und unten glückliche Dummheit zu pflegen. Die Dummheit unten verdirbt den ganzen Erfolg der guten Oberschulen, denn was nützen die besten Maschinen, wenn die Menschen, die sie handhaben sollen, Esel sind?

Billige Arbeit ist schlechte Arbeit, denn man kann von einer Arbeiterschaft, die dürftig lebt, keine moralischen und technischen Heldentaten verlangen. In aller Welt erreichen nur diejenigen Arbeitskäufer etwas, die anständig zahlen. Wer am geringsten zahlt, muß den Ausschuß von Arbeitskräften erhalten.

Er soll sich nicht wundern, wenn er dann über schlechte Materialbehandlung von seiten der Arbeiter zu klagen hat! Man unterschätze den jährlichen Materialverlust nicht, der durch Fahrlässigkeit, Pflichtwidrigkeit, Unbildung, Stumpfheit vor sich geht! Er ist viel größer als der Verlust durch Feuersbrünste und Überschwemmungen. Wieviel Getreide, Futter, Vieh, Obst, Gemüse, Holz, Leder, Wolle, Tuch, Pappe, Papier, Metall kann erhalten werden, wenn der Geist der Material-

erhaltung zum allgemeinen Volksgeist geworden ist! Wieviel Maschinen werden vor der Zeit verdorben, wieviel gute Ware verfault, und vor allem, wieviel Materie wird in Waren verwandelt, die nichts taugen! Der erste Grund aller dieser Verluste ist die niedrige materielle Lage der arbeitenden Klassen. Wer selber nur schlechte Materie besitzt, kann und wird es nie lernen, gut mit der Materie umzugehen. So straft sich die falsche Sparsamkeit beständig selbst und schlägt um in einen Luxus der Materialvergeudung. Es ist aber nicht die geringe Bezahlung der Arbeit allein, die beständig an unserem Materialbestande zehrt (am Kapital), sondern ein allgemeiner Mangel der Produzenten und Konsumenten an Sinn für die Dauerhaftigkeit. An späterer Stelle wird zu erwähnen sein, inwiefern das Anfangsstadium aller Maschinentechnik die Oberflächlichkeit und Minderwertigkeit der Arbeitsleistung begünstigt, es handelt sich aber keineswegs bloß um maschinelle Unbeholfenheit, sondern um den Geist der Materialbetrachtung an sich. Der Kern der Sache ist der, daß aus demselben Stoffe mit Einsetzung von weniger Arbeit und Treue ein vergängliches, und mit aller Einsetzung von mehr Arbeit und Treue ein bleibendes Wirtschaftsgut geschaffen werden kann. Das letztere ist im Herstellungspreis teurer, bedeutet aber trotzdem einen unvergleichlich größeren Vorteil.

Mit allen geringen Waren sind Unternehmer, Arbeiter und Käufer gegenseitig betrogen, weil sie sich um etwas abgemüht haben, was keiner Mühe wert war. Solche Arbeit sollten wir halbgebildeten Völkern überlassen. Wir sollten von vornherein auf dem Standpunkt stehen, daß jede deutsche Kraft durch die in sie hinein veranlagte Bildung zu gut ist, um den Dienst der Herstellung von wertloser Produktion zu übernehmen.

Es ist ja auch auf diesem Gebiet schon manches besser

geworden, aber der Mangel an allgemeinem Materialverständnis ist noch riesengroß. Hier können uns in vielen Sachen die Engländer zum Muster dienen. Auch sie sind durch die Zeit der Minderwertigkeiten hindurchgegangen und haben sie noch keineswegs ganz überwunden, aber man betrachte auf einer Reise die Ausstattung einer deutschen und einer englischen Familie, und man wird Studien über Koffer, Schirme, Hüte, Mäntel, Kleider, Schuhe, Wäsche, Schmucksachen machen können, die für den Deutschen zwar unerfreulich, aber heilsam sind! Und wie ist es in der Hausausstattung? Was ist eigentlich, was man „Berliner Möbel" nennt? Es ist Holz mit zu wenig Arbeitsvertiefung, Materie, die man nicht vermißt, wenn sie nicht da ist. Wir stellen her, um wegzuwerfen, wir verderben uns selbst die Liebe zu Dingen, mit denen wir leben sollten, und damit verderben wir uns das Geschäft, das große volkswirtschaftliche Geschäft der deutschen Ausfuhr. Nur ein Volk, das seine Materie liebt und achtet, kann volkswirtschaftlich groß sein. Man denke doch nicht, daß über die Zukunft der deutschen Ware nur der Preiskatalog entscheidet! Jeder Deutsche, der auf Reisen geht, ist ein Stück Musterlager. Man sieht ihn und sagt: so sind die deutschen Sachen! Jedes deutsche Hotel, in das ein Engländer oder Amerikaner einkehrt, dient als kleine Ausstellung: so sind die Fabrikationen dieses Volkes! Und man kann keine solid ausgestatteten Reisenden und keine einfach guten Hoteleinrichtungen vor der übrigen Welt vorzeigen, wenn nicht die ganze dazugehörige Kultur über das Stadium der Herstellung von Unwerten hinweg ist.

Die Dauerhaftigkeit der Produktion ist aber nur die eine Seite der Qualitätsfrage. Die andere Seite ist die künstlerische Formvollendung. Ein Volk, das mit seiner Arbeit Milliarden verdienen will, muß die Kunstfrage volks-

wirtschaftlich betrachten lernen. Schon unsere Forderung, in allen Produktionen auf Dauerhaftigkeit Gewicht zu legen, führt zur Wertschätzung der Form, denn es ist bei vielen Gebrauchsgegenständen unzweifelhaft, daß sie nur dann lange im Gebrauch bleiben, wenn sie in ihrer äußeren Erscheinung einen bleibenden Gefühlswert besitzen. Am offenbarsten ist das bei der Hauseinrichtung. Welches Gestühl kommt aus allen Auktionen immer wieder in die Höhe? Nur das, bei dem Güte der Materie und Klarheit der Form zusammentreffen! Welche alten Gläser und Porzellansachen existieren noch? Welcher Gold- und Silberschmuck hat festen Erbwert? Welche Häuser läßt man stehen? Welche Gärten brauchen nicht verändert zu werden? Die Antwort ist immer dieselbe. Die erhöhte seelische Arbeit, die in die Materie hineingetan wurde, ist der sicherste Schutz vor Vernichtung.

Die Form besitzt aber auch gleichzeitig den Gegenwartswert, daß sie in einem Zeitalter des Kaufens und Verkaufens den Sinn der Käufer anlockt und festhält, und zwar läßt sich diese Wirkung durch alle Gebiete des Schaffens hindurch verfolgen. Je vergänglicher die Materie selbst ist, desto mehr verlegt sich bei ihr die Form in die Einpackung, und je dauerhafter sie an sich ist, desto gleichgültiger wird ihre Einpackung, da sie selbst die Trägerin der Kunstarbeit wird.

Alle Arbeit auch im Großbetriebe ist im letzten Grunde Persönlichkeitsleistung!

Das ist es, was unendlich oft übersehen wird. Die Menschen sehen immer nur die Außenseite. Da behaupten sie, der Mann, der neben der Maschine steht, brauche nur erzogen zu werden wie ein Stück Maschine; — wenn er aber nur ein Stück Maschine ist, dann ist er ein loddriges Stück. Er ist dann weniger wert als die eiserne Maschine, weil die nicht aus Fleisch und Blut und Trieben und Stimmungen zusammen-

gesetzt ist, sondern weil sie einfach mit Kohle und Wasser genährt wird und aus auf Millimeter berechnetem Metall besteht. Die Maschine funktioniert, der komplizierte Fleischapparat Mensch aber funktioniert ohne Persönlichkeitserziehung schlecht und liederlich. Man kann keine Großbetriebsform auf die Dauer festhalten mit entpersönlichtem Menschenmaterial.

Ich gehe aber noch einen Schritt weiter und sage: Man kann zwar niedere Formen in allerlei Arten von Industrie und Großbetrieb mit verhältnismäßig unentwickeltem Menschenmaterial machen, man kann aber die Fortschritte der Maschinen nur benutzen bei gleichzeitigem Fortschritt der Menschenentwicklung. Gerade die Vertiefung in den Fortschritt der Maschine zeigt uns nämlich, daß der Mensch immer weniger zu tun hat in bezug auf Muskelleistung im großen, daß er aber immer mehr zu tun bekommt in bezug auf absolute Akkuratesse, Entscheidungsfähigkeit, Entschlußfähigkeit im Moment, auf jenes feine Augenmaß und den Geschmack, der nur in dem Menschen entsteht, der auf eine gewisse Höhe allgemeiner Bildung gehoben worden ist, und der soviel Ich-Bewußtsein und jenes Stück persönlichen Stolzes noch besitzt, daß er ein Mensch ist, der etwas auf sich hält und seine Sache ordentlich machen will.

Das ist der wunderbare Zusammenhang, in dem Persönlichkeitsbildung und Arbeitsweise stehen. Wenn man sich auf den Standpunkt der kalten Maschine an sich stellt, würde man wünschen, Menschen erziehen zu können, die gar keinen Persönlichkeitstrieb haben, sondern nur eine äußerst entwickelte Exaktheit und das zur Ausführung der feinen Arbeiten notwendige persönliche Pflichtgefühl. Das ist aber die Quadratur des Zirkels im Maschinenalter. Das gibt es nicht! Man schafft keinen Menschen, der diese Qualitäten erreichen kann, wenn man ihn nicht im ganzen vorher auf eine gewisse Höhe des Pflichtgefühls, der Selbstachtung und inneren Unabhängig-

keit gehoben hat. Deshalb: Sobald Industrie, Gewerbe und Handel die Menschen immer mehr entpersönlichen und entwürdigen, sterben sie selber in wenigen Generationen ab an der Ruinierung der Menschenkraft, die in ihnen steckt. Es gibt keinen größeren Raubbau als ein großindustrielles Zeitalter, das die Menschen in der vorhin beschriebenen mechanischen Weise erziehen würde. Es ist vielmehr für ein industrielles Zeitalter in einem aufstrebenden Volk geradezu eine absolute Notwendigkeit, daß neben dem Aufsteigen der Großbetriebe gleichzeitig die Gegenwirkung der Persönlichkeitsbestrebungen nicht aufhört. Und je höher der Großbetrieb wird, desto notwendiger ist es, daß diese Gegenwirkung, genau formuliert und den Menschen bewußt, innerhalb dieses Großbetriebszeitalters auftritt.

Die erste Begründung der Arbeit heißt stets: wovon sollten wir sonst leben? Die Völker sind in dem Maße arbeitsam geworden, als sie Nöte hatten. Unsere hochgesteigerte Arbeitsamkeit erklärt sich dadurch, daß zwei Drittel des Volkes sofort nichts zu essen haben, wenn sie nichts zu arbeiten haben. Dort, wo die Sorgen aufhören, hört die Gleichmäßigkeit der Arbeit auf, da gibt es einzelne starke Arbeiter, aber zwischen ihnen viel männliche und weibliche Hingabe an die Naturideale der Trägheit und des freien zwecklosen Spieles der Kräfte. Alle aber, auch diejenigen, die selbst wenig arbeiten, wissen, daß nur die Arbeitenden die Lebenserhalter der Menschheit sind. Alle Kinder, Greise, Kranken, alle Bettler, Bummler, Lebemänner, Dirnen leben von der Arbeit der Arbeitenden. Deshalb sind auch die Arbeitsfreiesten immer so erschrocken, wenn irgendwo die Arbeit eingestellt wird. Was soll werden, wenn alle Bergarbeiter

streiken, wenn es eines Tages den Knechten einfällt, nicht mehr Getreide einzufahren, und wenn etwa die Mägde aufhören zu melken! Womit sollen wir uns Licht schaffen, wenn die Gasarbeiter Ferien machen, womit uns kleiden, wenn die armen Weber erklären, daß sie lieber sterben wollen, als arbeitend weiterzuhungern? Jedes Nachlassen der Arbeit wirft uns in Not hinein.

Es liegt nun in dieser Auffassung der Arbeit, daß sie nicht in erster Linie als das Werk des Einzelmenschen aufgefaßt werden kann. Was nämlich der einzelne als einzelner, als Einsiedler zur Überwindung der Lebensnöte tun kann, ist minimal; darüber vermag uns keine Robinsongeschichte hinwegzutäuschen, denn hinter Robinson lagert ja die Arbeit der ganzen Kultur seiner Heimat. *Arbeit ist ihrer Natur nach Gattungsleistung*: Familienarbeit, Sippschaftsarbeit, Rassenarbeit, Standesarbeit, Ortschaftsarbeit, Volksarbeit. Der einzelne macht die Arbeit nicht, sondern wird in sie hineingeboren und fällt aus ihr wieder heraus, wenn sein Lebenslicht erlischt. Die Schiffahrt ist größer als der Schiffer, die Landwirtschaft größer als der Bauer. Tausend Jahre wird derselbe Boden bearbeitet. Wer es tut, ist Nebensache. Wenn der Vater stirbt, ackert der Sohn die Furche zu Ende. Irgendwo las ich das Wort: Die Werke der Menschen sind mächtiger als die Menschen. Dieses tiefe Wort steht am Anfang aller Erkenntnis des Wesens der Arbeit. Die Arbeit ist ein Prozeß, der von Jahrhundert zu Jahrhundert zwischen Mensch und Natur verhandelt wird. Die Natur will den Menschen töten, der Mensch aber zwingt sie, ihn lebendig zu erhalten. In diesem Prozesse tauchen zahllose Köpfe auf, Männer mit harten Knochen und solche mit feinen weichen Fingern, stumpfe Gesichter, müde Pyramidenbauer, helle Köpfe, Spekulanten, Erfinder, tapfere Kapitäne, treue Diener, wilde Wagehälse, stille Arbeitsfrauen, Dulderinnen, Lastträgerinnen,

orientalische Weberinnen, Berliner Verkäuferinnen, friesische Bäuerinnen, Mütter vieler Kinder, kleine Mädchen, die Semmeln tragen, Knaben, die Garn spulen, alte Menschen, die im Walde Holz lesen, Fabrikanten, Handwerker, Zufallsarbeiter, Naturmenschen, Kulturmenschen, Dachdecker, Bergarbeiter: es quillt aus der Tiefe des Lebens, es schreitet daher wie eine Karawane der Ewigkeit, es kommt die Arbeit! Sie alle hängen unter sich zusammen, denn einer schafft immer mit für einige andere. Von der Arbeit, gerade von ihr gilt das Bibelwort: „Unser keiner lebt ihm selber."

Dieser Gemeinsamkeitscharakter der Arbeit *tritt bei wachsender Volksdichtigkeit viel stärker hervor*, ist aber schon bei dünner Bevölkerung vorhanden. Im dünnbevölkerten Lande ist die Gruppe, die füreinander arbeitet, eine kleine Welt für sich und hängt nur durch geringen Austausch von Arbeit mit dem übrigen Leben zusammen. Es besteht in diesem Falle Selbstwirtschaft, ein kleiner Kreislauf sich ergänzender Tätigkeiten zwischen wenigen Personen. Einige Männer und einige Frauen tun alles, was zur begrenzten Kultur dieses Kreises gehört, aber so wenige es sind, so haben sie schon *Organisation der Arbeit*, das heißt: *Arbeitsteilung* und *Arbeitsleitung*. Je größer der Kreis wird, je näher die Menschen aufeinanderrücken, desto mehr zieht sich die Arbeit in ihre Teile auseinander. Der eine ackert, der andere baut, der dritte spinnt, der vierte fängt Fische usw., desto mehr aber wird auch die Organisation der Arbeit ein hartes Problem, denn desto schwieriger ist es, die Quantität und Qualität dem Bedarfe anzupassen und den Ertrag unter die Beteiligten zu disponieren. Die Leitung der Arbeit wird auf diese Weise selbst zur Arbeit, und zwar zum entscheidendsten Teile der Arbeit. Von ihr hängt es letztlich ab, ob die Not überwunden wird und ob die Grenze dessen, was als Überwindung der Not angesehen wird, sinkt oder steigt.

Die Summe der Erbweisheiten ist der goldene Schatz aller Arbeit, und auch die kühnsten Bahnbrecher der Neuzeit sind nur Kinder der Handwerkstechnik ihres Gewerbes. Kein Mensch könnte eine moderne Brücke bauen, wenn es nicht unberechenbar viele Brückenbauer vor ihm gegeben hätte. In diesem Sinne leistet niemand eine eigene Arbeit, so wenig wie er eine eigene Sprache spricht oder einen eigenen Glauben hat. Das Eigene ist immer nur Zusatz, Verschärfung, Klärung, Verbindung, aber es ist nie das Wesen der Arbeit. Das Wesen ist und bleibt Tradition, und zwar eine Tradition, die über das einzelne Volkstum hinausreicht, wenigstens in allen alten und großen Haupttätigkeiten des Menschentums. Erst wenn man sich dieses mit ganzer Eindringlichkeit verdeutlicht hat, kann man darangehen, den Unterschied älterer und neuerer Technik zu bestimmen. Er liegt, um es kurz zu sagen, in der bewußten Zerlegung der Einzelvorgänge, sozusagen in der Anatomie der Arbeit.

Die Arbeit entsteht ursprünglich wie jede schöpferische Leistung aus unbewußtem Geschick, aus kühnem Gefühl, aus zufälligem Gelingen. Ein Mensch kann Eisen schmieden, lange ehe er etwas von Molekülen, Hitzegraden und Aggregatzuständen der Materie weiß. Er kennt instinktiv das Feuer, das Metall und seine Kraft. Er schmiedet, wie man ohne Noten singt. Erst viel später kommt der Notenschreiber. Dieser aber ermöglicht die Übertragung des Liedes ohne persönliche Berührung, die Übersetzung auf andere Tonarten und Instrumente, die bewußte Anbringung von Variationen und die Ausscheidung ungeeigneter Individualtöne. Das Lied wird kontrollierbar und rekonstruierbar. So wird der Schmiedeprozeß zerlegt und seiner Zufälligkeiten entkleidet. Man lernt, warum sich verschiedene Erze verschieden verhalten, indem man das Material auf seine Einzelteile hin prüft. Man lernt die Einwirkung des Feuers nach Temperaturgraden und

Heizmaterial berechnen, lernt den Schlag des Hammers in seine Bestandteile zergliedern und ihn vom menschlichen Träger freimachen, soweit er rein mechanisch wirken soll. Man versteht Phosphor, Mangan, Kohlenstoff und Sauerstoff zu werten. Das naive Vorgehen wird zur raffinierten Anwendung verwickeltster Kenntnisse. Alles menschliche Wissen muß schließlich mithelfen, einen einzigen Schlag wirksam zu machen. Aus der Mystik der Arbeit wurde Rationalismus.

Die verstandesmäßige Zergliederung des Arbeitsvorganges, diese Zerstörung der Naivität der Arbeit, hat zur Folge, daß der Herstellung der Hilfsmittel und Werkzeuge der Arbeit eine Aufmerksamkeit zugewendet wird, wie nie zuvor. Während früher die persönliche Leistung allen Arbeitserfolg zu beherrschen schien, beginnt die neue Zeit für die Entpersönlichung der Arbeit sich zu begeistern. Das Ideal ist die mechanische Arbeit an sich. Wo es irgend möglich ist, Menschen- und Tierkraft durch einen automatischen Vorgang zu ersetzen, greift man zu. Man baut Maschinen aller Art, Apparate, künstlichen Ersatz der Hände. Damit erst bekommt die Herstellung von Werkzeugen eine eigene volkswirtschaftliche Bedeutung. Teilweise freilich ist es nur Illusion, daß man die Menschenkraft durch mechanische Kraft ersetzen könne. Wenn beispielsweise ein Gasmotor einige Arbeitskräfte spart, so entsteht doch weder der Motor noch das Gas ohne menschliche Hände, und es fragt sich, ob wirklich viel Menschenkraft gespart wird. Es handelt sich teilweise sicher nur um eine andere Disposition, nicht um eine Ausschaltung von Menschenkraft.

Der Strom des Maschinenlebens wird breit wie die Elbe bei Hamburg. Es hat etwas Erhebendes, ihn fluten zu sehen.

Das sind also die berühmten Milliarden eiserner Sklaven! Das sind unsere schwarzen Knechte! Was für ein freies Herrenvolk könnten wir alle mit diesen Sklaven sein, wenn die Technik allein den Gang der Menschheitsentwicklung bestimmte! Fern in der Zukunft leuchtet eine Zeit, wo die Maschine alle Arbeitsgebiete ergriffen hat und wo sie allen dient. Jetzt aber leben wir noch im Kampf alter und neuer Wirtschaftsformen. Die Maschine ist Glück und Druck zugleich. Ihr Siegeszug ist Konkurrenz und Ruin. Es kann nicht anders sein. Sie kommt als Werkzeug der Bereicherung einzelner. Auch das kann nicht geändert werden. Immerhin erleichtert diese Erkenntnis die reine ungetrübte Freude nicht. Es stampft, rollt, wirbelt und surrt, wirft nach oben, stößt nach unten, es bohrt und rumort, und das Objekt dieser Unermüdlichkeit sind im Grunde wir alle, unsere Gesellschaft. Wir bauen Maschinen, die uns umgestalten.

Im allgemeinen wird man sagen können, daß die Anfangszeiten aller warenherstellenden Maschinen nur privatwirtschaftlich, aber nicht volkswirtschaftlich nützlich sind, das heißt, sie nützen, wenn es gut geht, ihrem Erbauer und Verwender, schädigen aber die Gesamtheit durch Qualitätsverschlechterung! Das Auftreten der Maschine wird zunächst durch Schundware bezeichnet, die zwar billiger ist als das frühere Handerzeugnis, aber gleichzeitig so große Mängel an sich hat, daß sie volkswirtschaftlich als passiv gebucht werden muß. Man denke an den Zustand der Gewebe, Schuhe, Möbel, Getränke, Ackergeräte, mit denen zuerst die Maschinenindustrie auf den Markt trat! Nur sehr langsam und unter viel Mühen gelangte die Maschine dazu, volkswirtschaftlich vorteilhaft zu sein. Ist sie aber einmal so weit, hat sie die Vollkommenheit der Handwerksproduktion unter Ersparung von Menschenkraft erreicht, so wird sie zur wahren Helferin der Menschheit, zur Über-

winderin von Mängeln, denen die bloße Handwerkskraft hilflos gegenüberstand, zur Erhöherin des Minimalmaßes menschenwürdiger Existenz. Es liegt also alles daran, die böse Durchgangsperiode der unzulänglichen Maschinen schnell zu überwinden.

Laßt uns die Fabrikationsmaschine betrachten, wie sie sich vor Jahrzehnten hinter den alten Handwerker setzte und ihm bei seiner Arbeit zusah. Ob er Gewebe fertigstellte oder Hausrat oder Kleidungsstücke, immer sprach die Maschine: der Alte macht gräßlich langsam. Er bringt so wenig fertig. Ich will viel schneller arbeiten! Und sie lernte ihm die einfachsten Handgriffe ab. Die metallenen Hände waren im Anfang noch sehr ungeschickt. Man konnte nur einfachste Formen von ihnen erwarten, und es wäre falsch gewesen, ihnen das feinste Garn oder Leder oder Papier anzuvertrauen. Alle Industrie fängt auf ihrer ersten Stufe mit geringwertiger Massenware an. Bei schlechtem Lohn wird mit billigen Maschinen etwas hergestellt, was weder die Sonne noch den Sturm aushalten kann. Wir erinnern uns, mit welcher Geringschätzung noch oft in den siebziger Jahren von „Fabrikware" geredet wurde. Das klang wie Ausverkauf und Schund. So ist die Zeit, in der die Maschine direkt als Kunstzerstörerin auftritt. Sie schiebt die alte Handwerkskunst vom Stuhl und füllt die Räume mit Plunder. Auch wenn man nicht übertreibt, was die alte Durchschnittsmeisterschaft wert war, sie hatte ihr persönliches Element. Mindestens zwei Menschen dachten wirklich über einen neuen Schrank nach, der Vater der Braut und der Tischler, und sie überlegten: wie muß gerade für diese Kammer der Schrank sein? Später dachte niemand mehr nach, denn das Geschäft stellte 250 gleiche Exemplare her, und Emma und Meta und Frieda bekamen genau dieselben Schränke, Bänke und Gardinen. Aus dieser ersten Maschinenperiode sind wir noch keines-

wegs ganz heraus, aber sie ist im Zurückweichen nach halbkultivierten Ländern. Wir kamen inzwischen auf die zweite Stufe.

Als die Maschine sah, daß sie nur geringe Arbeit machte, setzte sie sich wieder hinter den Handwerker und sah ihm, nun selber geduldiger werdend, seine Kunst ab. Ganz langsam im Laufe von Jahrzehnten steigerte sie ihre Tüchtigkeit: Griff um Griff, Zug um Zug, Stoß um Stoß. Jede Ecke, jede Rundung, jeder Glanz und jede Prägung ward nun besser herausgebracht. Man müßte die Geschichte jeder einzelnen Maschine beschreiben, wenn man diesen Selbsterziehungsvorgang in der Industrie recht verdeutlichen wollte. Und der Erfolg dieser Mühen war, daß das Wort Fabrikware heute etwas ganz anderes bedeutet als vor dreißig Jahren. Die Fabrikware ist zur Garantie für durchschnittliche Güte geworden. Jetzt kann man der Maschine wertvolles Material anvertrauen und von ihr verlangen, daß sie tüchtigen haltbaren Mittelbedarf herstellt. Das Gebiet dessen, was die Maschine nicht leisten kann, wird zusehends kleiner. Freilich, je höher eine Arbeit steht, desto weniger kann die Maschine allein ohne Zwischenhilfe von Menschenhand fertig werden. In aller besseren Ware ist irgendwo Seele. Man nehme Eisen, Ton, Porzellan, Geflecht, immer findet sich auf dem Wege zur Vollkommenheit etwas, was einen kleinen Zuguß von Persönlichkeit braucht.

Das ist es, was uns zum Verständnis der dritten Stufe hinüberführt.

Nochmals sehen wir die Maschine neben dem Handgewerbe sitzen. Sie grübelt, wie es kommt, daß noch immer der, der etwas ganz Gutes haben will an ihr vorübergeht. Wer ganz gute Teppiche sucht, geht in die Länder, wo mit Händen geknüpft wird. Wer beste Spitzen zahlen kann, wendet sich noch immer an die armen Frauen von Gent und Brügge. Wer Geld und Geist genug hat, um sich ein eigenes, persönliches

Dasein zu leisten, der will an einem Tisch sitzen, der für ihn geworden ist. Und die Maschine muß sich demütigen und sagen: je besser die Ware, desto mehr bin ich nur Dienerin! Bei geringer Produktion ist sie Herrin und erniedrigt den Menschen zur Sklaverei, auch bei guter Massenware ist sie noch das Maßgebende, sie gibt das Tempo an und verlangt nur klug geleitet zu werden, aber je höher der Formwert der Herstellung steigt, desto mehr steigt der schaffende Mensch wieder in die Höhe, und das Ziel ist der Mensch, den die Maschinen umgeben wie willige Tiere, der aber über ihnen steht, ihr Herr und Meister. Man denke, wer es kennt, an die Herstellung feiner Maßarbeit im Schuhfach mit Hilfe höchst sinnreicher Hilfsmaschinen! Oder an den Hilfsdienst der mechanischen Sägen bei der künstlerischen Möbelfabrikation! Oder an das Zusammenwirken von Mechanik und Geist in der Gold- und Silberindustrie!

Erst in diesen künstlerisch vorgeschrittenen Gewerben wird der Mensch zum Menschen trotz aller Maschinen. Nun ist ja klar, daß nie ein ganzes Volk nur beste Waren herstellen kann, denn auch diese Waren fordern Hilfsdienste äußerlicher Art, und wo ist ein Volk reich und gebildet genug, um sich mit lauter wertvollen und persönlich geschaffenen Dingen umgeben zu können? Aber mit ihren Erzeugnissen steigen die Völker. Je mehr wir uns der Qualitätserzeugung zuwenden, desto besser wird es um die Durchschnittshöhe der deutschen Menschen stehen. Hier ist der Punkt, wo Kunst und Handelspolitik und Sozialpolitik sich berühren.

Das interessanteste, aber zugleich unübersehbarste Gebiet der menschlichen Arbeit ist die Ausbildung der Werkzeugmaschine. Es gibt Maschinen, bei deren Anblick man geradezu glücklich ist vor Freude, daß einem Menschen so etwas glücken konnte. Oft sind das vielleicht nicht die allernotwendigsten

und wirtschaftlichsten Maschinen, aber sie beleuchten am besten, was im Grund die Maschine ist: der eiserne Mensch! Ich habe früher gesagt: die eiserne Hand, finde aber, daß dieser Ausdruck nicht ganz ausreicht. Die Maschine tut alles, was irgendein Glied des Körpers mechanisch leistet, sie sieht, hört, bläst den Staub weg, tritt, knetet, walkt, reibt, preßt, leckt, klebt, schreibt, stempelt, zählt, näht, schneidet, drechselt, mißt, schiebt, sägt, hobelt, bohrt, nagelt, sticht, färbt, windet, bindet, rollt, stanzt, punzt, fräst. Ich werde nächstens einmal, wenn ich gar nichts mehr zu tun habe, das Lexikon holen und alle Tätigkeitsworte daraufhin durchsuchen, ob sie sich mit dem Subjekt „die Maschine" verbinden lassen. Einige fallen mir ein, die nicht zur Maschine passen, aber es sind wenige. Man kann nicht sagen: die Maschine liebt, die Maschine hofft, die Maschine bittet um Entschuldigung! Aber abgesehen von diesen rein seelisch-sittlichen Vorgängen, was tut die Maschine nicht? Sie putzt Flaschen, füllt sie, korkt sie, entkorkt sie — der Mensch aber trinkt. Es ist rührend von der Maschine, daß sie mit Wasser und Kohle zufrieden ist. Sie ist geduldiger und leistungsfähiger als ein Kamel.

Glücklicherweise ist Kohle ein deutsches Material. Wenn wir Kohle kaufen müßten, wie wir Baumwolle und Gold kaufen müssen, so würde unsere Volkswirtschaft die Anspannung kaum aushalten. Wenn wir über die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands nachdenken und die Überfülle der Naturgaben in den Vereinigten Staaten Nordamerikas und den Reichtum Englands an wirtschaftspolitischer Macht vor unser Auge stellen, wenn wir dann klagen möchten, daß wir Stiefkinder des Wirtschaftsglückes seien, arm an eigenen Materien und arm an brauchbaren Kolonien, dann tröstet uns das,

was unser Volk mit Eisen und Kohle erlebt hat, und, so wenig wir die Herrschaftsformen für gut und endgültig halten können, in denen heute die Arbeit in Kohle und Eisen geleitet wird, so sind dennoch sachlich die Horte unserer Hoffnungen unsere deutschen Schächte und das, was sich an wirtschaftlicher Lebendigkeit um sie gruppiert. Die schwarze Last der rheinisch-westfälischen Grenze und die Unerschöpflichkeit Oberschlesiens leuchten im Dunkel deutscher Wirtschaftssorgen. Wir haben Kohle, wir wissen das Eisen zu behandeln! Das ist deutsches Erbgut, sobald wir gleichzeitig nach außen und im Innern das Wort verstehen lernen, das der alte Arndt gedichtet: Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!

Am Eisen entscheidet sich unsere Zukunft. Wenn uns ein anderes Volk die Führung auf dem Eisenmarkt so abnimmt, daß wir sichtlich zurückbleiben, hilft uns alle andere Arbeit nur wenig, denn die wirtschaftlichen Entscheidungsschlachten der modernen Völker werden nicht in Porzellan und Holz, nicht in Fleisch und Getreide, auch nicht in Wolle und Baumwolle, sondern in Eisen geschlagen. Eisen ist das beherrschende Element des Kapitalismus, der Urstoff der neuen Massenkultur, die als solche ein Zeitalter des Verkehrs und der Maschine ist.

Eisenproduktion hat es immer gegeben, solange es Menschheitsgeschichte gibt. Auch die Pyramiden Ägyptens sind nicht ohne eiserne Werkzeuge entstanden. Aber was will alles Eisen der alten Zeiten gegen die Fülle dieses Metalles besagen, mit der wir uns jetzt umspinnen? Unsere Schiffe sind Eisen und werden immer mehr Stahl, unsere Schienen sind Eisen und Stahl, unsere Bahnhöfe, Gasanstalten, Brücken, Türme, Warenhäuser, Wohnungen, Kriegsmaterialien, Werkzeuge, Webstühle, Spinnmaschinen, Dreschmaschinen, Lokomotiven, Wasserleitungen, Heizungen, Fahrräder: alles ist Eisen.

Alle anderen Zweige der Technik sind nur Geschwister oder Kinder der Eisentechnik. Eisen bearbeiten zu können, ist der Stolz der Modernität, und es muß deutsche Ehre sein und werden, daß keinem Volke das Eisen mehr in die Hand gewachsen ist als uns.

Die mittelalterliche Eisenkultur war deutsch. Von Deutschland aus wurde England versorgt. Erst durch das Elend des Dreißigjährigen Krieges verloren wir die Führung in Eisen. England erhob sich zu scheinbar unerreichbarer Höhe, bis in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Nordamerikaner und wir in eine Konkurrenz mit dieser Eisenmacht traten, die alle Zähigkeit und alle Findigkeit wachgerufen hat, die im deutschen Naturell schlummerte.

Wenn man früher vom eisernen Zeitalter redete, so verstand man darunter ein Zeitalter grober Gewalt. Nun, wo die wirkliche Eisenzeit vor unserer Schwelle steht, fühlen wir, daß sie doch sehr anders ist, daß sie Gewalt ist, aber nicht in Grobheit, sondern in Akkuratesse. Erst der Eisenbetrieb hat uns präzis gemacht, genau, scharf, denn das gerade ist eine der Eigenschaften des Eisens, daß es mit weniger Quantum dasselbe tut, was Holz oder Stein mit vieler und darum oft grober Quantität geleistet haben. Das wirkliche Eisenzeitalter legt ein großes Gewicht auf kleine Maße und Differenzen. Erst mit der Eisenbahn wurde der Verkehr zuverlässig. Und welche Verfeinerung des Nachrichtendienstes liegt im Telephon! Ja selbst der schwerste Schmiedehammer ist nicht nur schwer, sondern auch absolut genau: die Wucht im Bann des Millimeters! Es ist deshalb nicht zuviel gesagt, wenn man die Eisenproduktion als die größte Erzieherin ihres Menschenvolkes bezeichnet, weil die ganze Präzisionsmethode in Handel, Preisbildung, Arbeitsorganisation hier ihre Urquelle hat.

Unser ganzes gewerbliches Schaffen braucht einen neuen deutschen Stil, um sich in seiner Eigenart in der Menschheit durchzusetzen. Was aber ist das: ein Stil? Jeder von uns weiß, daß alle Handbücher der Kunstgeschichte von gotischem Stil, Renaissancestil, Barock, Empire usw. reden. Das sind die gewesenen Stile. Alles was gewesen ist, kann man gut beschreiben und auf allgemeine Formeln bringen, aber das Lebendige und Werdende entzieht sich der buchmäßigen Abgeklärtheit. Das Werdende ist erst in Anfängen und Ansätzen vorhanden. Wer will genau sagen, welche Ansätze und Anfänge maßgebend für die kommende Zeit werden? Alles Urteil auf diesem Gebiet behält darum etwas Persönliches und Subjektives. Nur in diesem Sinne trage ich das folgende vor.

Der Ausgangspunkt des Maschinenzeitalters überhaupt ist die Eisenindustrie. Unser Glück und Werden hängt von der Fähigkeit ab, Herren des Eisens zu werden. Hier sind die Aufgaben, in denen um unsere geschichtliche Größe gerungen wird. Die Eisenindustrie bestimmt das zukünftige Dasein des Deutschtums. Alle anderen Tätigkeiten gruppieren sich um sie herum. Unsere Maschinen sind die ersten und tiefest wirkenden Erzeugnisse des neuen deutschen Geistes. Nur diese Seite der Sache beschäftigt uns heute. Der Geist bekommt seine ersten Formen nicht mehr aus Holz und Stein, sondern aus Eisen. Nicht als ob wir die alten Hauptelemente des sichtbaren Menschenwerkes verachten wollten. Keineswegs! Aber der Charakter der Periode wird in der Metalltechnik gefunden.

Was für Stil hat nun die Eisenzeit? Auch das Eisen begann seinen neuen Siegesgang formlos und geschmacklos, und noch heute sind wir von zahllosen unförmlichen oder mißgeformten Eisenprodukten umgeben. Ich denke an eiserne Schuppen, Wellblechdächer, eiserne Treppengeländer und eiserne Öfen, deren Äußeres oft noch weniger wert war als ihre Wärmeerzeugung. Auch das Eisen macht die drei Stufen durch,

von denen wir vorhin sprachen. Es fängt stammelnd an zu reden wie ein großes unbeholfenes Kind. Erst allmählich bekommt es Geschick. Erst langsam werden die Maschinen selbst zu Wesen, die eine Gestalt haben. Man muß viel Maschinen gesehen haben, um den Fortschritt der Linien zu finden. Eine Fülle ganz neuer Gestaltungen umgibt uns, wenn wir im Maschinensaale einer großen Ausstellung weilen. Erst ist das Auge von der Bewegung hingenommen und von dem Gewirr der Konturen erdrückt. Es muß Ruhe haben, bis es eine Maschine sehen lernt wie man einen Baum sieht, dessen verwickeltes Wachstum man als innere Bereicherung empfindet. Jeder Techniker weiß, wie viel Ästhetik in seinen vollkommensten Instrumenten liegt, und wie die Linien seiner Apparate zu Grundlinien seiner Seele werden.

Am unmittelbarsten wirkt der neue Stil in der Architektur. Unsere neuen Bauten sind die Schiffe, Brücken, Gasanstalten, Bahnhöfe, Markthallen, Ausstellungsfäle usw. Sie sind das Neue, das unsere Zeit hat. Um sie als neu zu empfinden, muß man alte Städtebilder hernehmen. Überhaupt lernt man beim Vergleich alter und neuer Bilder den Einfluß des eisernen Trägers und der eisernen Schienen kennen. Der neue Eisenbau ist das Größte, was unsere Zeit künstlerisch erlebt. Auf jedem anderen Gebiet suchen wir Ähren auf Feldern alter Ernte, hier aber wird Neuland in Angriff genommen. Hier gibt es keinen alten Zwang, keine Hofkunst, keine Schulweisheit. Hier wird nicht Kunst neben Konstruktion getrieben, keine angeklebte Dekoration, keine bloße Schnörkelei, hier wird für den Zweck geschaffen, und die Form wird geboren wie ein Kind, an das seine Eltern kaum dachten. In allerlei Mühsal dieser Tage ist es etwas Hohes, daß wir die erste Generation der Eisenarchitektur sind. So wie wir waren etwa jene Leute daran, die einst den Übergang vom romanischen

Bau zur gotischen Freiheit erlebten, zur ersten keuschen, zaghaften, unendlich zarten Gotik. Im Eisenbau leben noch unaussprechliche Möglichkeiten. Alle alten Raumbegriffe verschieben sich. Alle Gefühle für Träger und Belastungsverhältnisse werden anders. Große Gewölbe fast auf Punkte zu legen, ist so neu, daß oft der Architekt noch falsche Pfeiler für nötig hält, als schäme er sich selbst seiner jungen Kraft. Noch gibt man dem Eisenbau aus einer Art von Schüchternheit steinerne Vorhallen. Gerade aber dieses leise und doch so frohe Herauskommen aus dem Wald der Vergangenheit gehört mit zum Zauber der neuen Kunst.

Nicht jeder Eisenbau an sich ist schön. Keineswegs! Es entstehen auch hier täglich Halbheiten und Geschmacklosigkeiten: Mannesmannröhren mit korinthischen Kapitälen und dergleichen. Man muß aber aus dem Allerlei den Zug nach neuen Formen zu erkennen wissen. Und niemand wird auf diesem Gebiete ohne inneren Gewinn suchen. Nicht alles was Kunst heißt, stärkt den Menschen, diese Kunst aber hat etwas absolut Charaktervolles. Es gibt Stücke am Unterbau der Berliner Hochbahn, die in ihrer freien Wuchtigkeit besser wirken als Salomonis Sprüche. Der Mensch besinnt sich auf das Wesenhafte, auf den Aufbau der Dinge selber, er lernt die Arbeit der Materie nachempfinden und hebt sich selbst an einem Material, dem diese Arbeit Lust ist. Das alles wirkt auch auf Menschen, die darüber nie verstandsmäßige Auskunft geben könnten. Es lehrt uns Linien erfassen, die wir dann in uns selbst wiederholen. So wird auf eine schwer zu beschreibende Weise das Eisen zum Erzieher seines Zeitalters und hilft mit den Stil der Neuzeit zu schaffen, den wir suchen.

Die Deutschen würden nicht ihre Maschinen bauen können, wenn sie nicht ihre Philosophen im Hintergrunde hätten. Warum bringen denn die anderen diese Art Maschinentechnik nicht fertig? Weil etliche Gehirnwindungen fehlen. Aber diese Gehirnwindungen sind eben das Erbe der Vergangenheit, von der ich jetzt gesprochen habe. Darum konnten die Deutschen das Eisen angreifen, als ob es ihr Material wäre. Wir nahmen das Eisen und bauten Maschinen und lebten uns ein in dieses Zeitalter der Mechanik. Die alten Träumer waren plötzlich praktisch geworden. Nicht als ob es andere Menschen geworden wären, sondern was dieses Volk in Leid und Not gelernt hatte, das legte es nun hinein in die bildsamste und schwerste Materie.

Nachdem sie aber gelernt haben das Eisen und die Materie zu behandeln, da sollen sie noch lernen, das einzelne Menschenexemplar als Rohstoff edelster Art zu verarbeiten für die Zukunft; denn aus aller dieser Mechanik und Technik ergibt sich als Problem der nächsten großen Periode: wie werdet ihr im Maschinenzeitalter die Menschen behandeln, damit der Mensch nicht bloß Maschine sei, damit der Mensch nicht untergeht in den ewigen Rotationen? Wollt ihr Menschen, die nur Bestandteile eines unübersehbaren Riesenmechanismus sind? Nein! Ein Volk mit geringerer innerer Vergangenheit würde unter der Maschine ein Chinesenvolk werden müssen. Ein Volk mit jener innerlichen gewaltigen Vergangenheit, mit jenen Freuden und Leiden der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges, der deutschen Philosophie und der deutschen Einheitskämpfe, dieses Volk wird sich die soziale Frage nicht so leicht machen. Sie ist nicht leicht auf deutsch zu lösen; sie ist sehr viel leichter romanisch zu lösen: mit einem gewissen Schematismus manche Dinge regeln und die anderen nicht sehen! Sie ist sehr viel einfacher amerikanisch zu lösen: Hinterland! Wem es hier nicht paßt, dort ist die

Eisenbahn! Das können wir nicht sondern wir haben die Menschen örtlich dicht beieinander, wir können sie nicht verschieben, sie wachsen uns unter den Händen, sie verdoppeln sich im Laufe verhältnismäßig kurzer Jahrzehnte.

Disziplin und Ordnung und Gehorsam; ohne das lassen sich überhaupt Großbetriebe nicht in der Welt denken, auch in keiner Zukunft und in keiner Gesellschaftsordnung, man mag sie sich ausphantasieren, wie man will. Aber bei vollem Zugeständnis der Notwendigkeit der Ordnung und der Einordnung ist es eine der ersten Aufgaben, darüber nachzudenken, wie man der Einzelpersönlichkeit auch innerhalb des Dienstes ihren gewissen Spielraum läßt.

Ein Volk, das industriell vorwärts kommen will, braucht hoffenden Optimismus seines Industrievolkes. Mit einer Arbeiterschaft, die man politisch entrechtet, will man die Welt erobern? Kämpfen wir etwa in erster Linie gegen Völker mit geringwertigen Arbeitern? Unsere Hauptkonkurrenz zahlt hohe Löhne und gibt große politische Freiheit. Darin liegt ihre Stärke, ihr Elan, ihr Übergewicht. Wir unterschätzen nicht, was Amerika an Naturvorteilen hat, sein größerer Vorteil ist aber doch der Geschichtsvorteil der gesicherten bürgerlichen Gleichberechtigung. Auf dieser Basis erhebt sich drüben eine Industrie, deren Stolz Personalqualitäten sind.

Nicht als ob die technische Arbeit alles wäre im menschlichen Leben! Keineswegs! Aber gerade für die nächste Periode wird sie alles sein müssen, denn es ist die Zeit, wo wir ein Volk von achtzig Millionen Menschen werden und wo wir die Märkte besetzen müssen, wenn wir leben wollen. Die Ausscheidung aller Arbeitsvergeudung aus dem volkswirtschaftlichen Getriebe, die Anspannung jeder Kraft für möglichst gute Arbeit, die Benutzung der modernsten Erfindungen, die Ausweitung des rechnerischen Geistes, die Weckung eines absolut starken volkswirtschaftlichen Pflichtgefühls, das sind die Elemente, die wir brauchen, um trotz unserer Masse und mit ihr ein freies und aufwärtssteigendes Volk zu sein. Wahrscheinlich kommen später wieder Zeiten, die für die reine Weltanschauung an sich mehr Auge und Ohr haben, jetzt gilt es erst, die fordernd vor uns stehende Zeitaufgabe zu begreifen und zu erledigen: die Grundlage des Lebens für die heraufquellende Masse! Das ist die nationale Frage der nächsten Jahrzehnte. Das ist es, was in der Sozialdemokratie sich vorbereitet und was vom ehrlichen Liberalismus mit Hand und Mund gefördert werden muß. Man kann es Amerikanismus nennen. Wir scheuen das Wort nicht. Die träumende Romantik, so lieb und schön sie sein mag, muß zunächst einmal der Erziehung eines Geschlechtes Platz machen, das vor allen Völkern das Eisen, dieses Urmaterial der neuen

Tage, zu handhaben weiß. Es wird eine Einseitigkeit sein, die den Charakter der nächsten Periode ausmacht. Ja, eine starke und kräftige Einseitigkeit! Ohne sie können wir alle nichts gewinnen. Und diese Einseitigkeit, die wir brauchen, wird das Gegenteil von Konfessionalismus sein.

Nicht das Gegenteil des religiösen Glaubens! Eine Zeit, wie wir sie beschreiben, kann nicht ohne Glauben sein, denn aus bloßer Alltags- und Bierbankweisheit wachsen die Menschen nicht, die den Elementen gebieten. Eine solche Zeit hat ihren Gott, ob sie ihn so nennt oder nicht. Sie braucht Opfer, Hingabe, Liebe, Zucht, Treue, Mut, Keckheit, Sorglosigkeit und Furchtlosigkeit wie nur je eine Zeit. Mit armen hohlen Puppenseelen ist ihr gar nicht gedient. Menschen, die wert sind, daß sie leben! Deshalb wird eine solche Zeit von ihren Erziehern verlangen müssen, daß sie selber als Menschen etwas taugen. Alle tiefen Bewegungen des Innern, die mit der Religion zusammenhängen, werden gebraucht werden, wenn das alte Deutschland umgeschmiedet werden soll. Nichts ist deshalb geschichtlich falscher, als sich die kommende Umwandlungszeit grundsätzlich atheistisch zu denken. Aber ebenso falsch ist es, zu meinen, daß es der Konfessionalismus sein wird, der die Geister füllt. Kommt einmal die neue Zeit, dann verlieren die Priesterstreite ihren Wert, dann ist es auf einmal wieder möglich, fromme große Gedanken zu haben, die nicht fertig abgestempelt aus dem kirchlichen Lagerhaus bezogen werden.

Man wird sagen, das sei Schwärmerei. Wir sind es gewöhnt, daß man uns Schwärmer nennt. Besser etwas zu viel Gutes glauben als gar nichts! Gerade weil vom Geist der lebendigen Religion, die in jeder Zeit neue Aufgaben bekommt, durch die erste frische Periode des Konfessionalismus etwas bis zu uns gekommen ist, gerade deshalb können wir die Entwicklungsgeschichte unseres Volkes mit hoffender Zuver-

sicht begleiten und können die Ansätze neuen Glaubens wahrnehmen, die es auch in der Sozialdemokratie gibt, diesem Hauptbestandteil der kommenden Linken.

Es war in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ohne Zweifel richtig, daß dem Volke der Dichter und Denker etwas praktischer Materialismus anerzogen wurde, damit es überhaupt erst lerne, sich in der Welt der wirklichen Dinge mit Erfolg zu bewegen. Das gilt sowohl vom Unternehmer wie vom Arbeiter, denn beide mußten heraus aus der alten Träumerei. Die Unternehmer mußten rechnen lernen und mußten an sich selbst erfahren, daß ohne feste rechnerische Grundlage kein Geschäft gedeihen kann. Es war nötig, ihnen kapitalistisch-materialistischen Geist einzuflößen, damit sie den altväterlichen Betrieb aus seiner Kleinheit und Gemächlichkeit emporheben konnten zur modernen Industrie. Sie mußten lernen, den Arbeitskauf an die Stelle des veralteten patriarchalischen Systems zu setzen. Das war eine starke Änderung des überkommenen früheren Gemütszustandes. Ebenso war es für die Arbeiter nötig, daß sie zu rechnen anfingen und ihre Arbeitskraft als Ware auf den Markt zu bringen suchten. Mit bloßer träumender Geduld war nichts zu machen. Der Mensch lebt von der Materie, also muß er materielle Güter zu gewinnen suchen. Wer die Arbeiter oder Angestellten auf dem vorherigen Zustande festhalten will, der versteht ihre Lebenslage nicht. Wir alle sind mitten drin in wirtschaftlichen Kämpfen, und es ist eine Unklarheit des Denkens, wenn man dabei die Menschen zu selbstlosen Engeln machen will. Ein reiner selbstloser Engel kann weder eine Aktiengesellschaft leiten, noch auch in ihr als Angestellter seinen Platz behaupten, weil er ja stets

aus lauter Güte jedem andern nachgeben und weichen würde. Es gehört zum Wirtschaftsmenschen ein gewisses Maß von Egoismus und Materialismus. Wer das leugnet, kennt die Dinge nicht. Aber wir wiederholen „ein gewisses Maß". Materialismus im Übermaß wirkt gerade umgekehrt und ist die stärkste Gefahr alles menschlichen Wirkens.

Mit bloßem Eigennutz kommt die Menschheit nicht vorwärts.

Es hat eine Zeit gegeben, in der man das wohlverstandene Selbstinteresse als die alleinige Quelle des Fortschritts ansah. Der egoistische Mensch war der Träger der Kultur, er drängte sich vor, und indem er das tat, schob er die andern mit vor sich her. Es wurde die Rücksichtslosigkeit als Heilmittel gegen den Schlaf der Jahrhunderte gepriesen. Jeder ist seines Glückes Schmied! Der Starke ist am mächtigsten allein! Tue recht und scheue niemand! Der Einzelmensch wurde losgelöst von seiner Gemeinde, von seiner Sippschaft, von seiner Innung und von seinem Volk, als ein Wesen für sich betrachtet, das seinen eignen Weg geht und auf Gefahr oder Gewinn seine eignen Geschäfte macht. Diese Auffassung hatte als Kehrseite, daß niemand mehr verpflichtet war, dem Schwachen zu helfen. Wer zu schwach ist, mag untergehen!

Heute liegt diese Art von Philosophie der Selbstsucht schon ziemlich weit hinter uns; das heißt, sie wird nicht mehr in Offenheit und ohne Einschränkungen verkündigt, aber in der Praxis gibt es noch viel Glauben an die vorwärtsdrängende Macht des Selbstinteresses. Das ist auch nicht wunderbar, weil tatsächlich in allen diesen Sätzen ein tüchtiges Stück Wahrheit enthalten ist. Zu den Kräften, die die Menschheit braucht, gehört der Egoismus und der aus ihm folgende Wille zum Vorwärtskommen. Falsch ist nur, wenn man diese Kraft als die höchste und einzige hinstellt. Gerade bei den größten

Menschheitsaufgaben versagt sie. Mit einem Heere von Egoisten werden keine Schlachten gewonnen, weder im Kampfe der Waffen noch im Wettkampfe der Arbeit. Der Egoismus reicht nämlich nur so weit, als das eigne arme Leben reicht. Alles, was darüber hinausgeht, ist für den Egoisten zu hoch.

Für die innere Gerechtigkeit gibt es keine Paragraphen, denn hier hängt alles von der Lebenslage des einzelnen ab. Täglich, fast stündlich verkehren wir mit anderen Menschen. Der Verkehr beruht auf Geben und Nehmen. Wir nehmen von ihnen Arbeit, Rat, Unterhaltung, Geld, Freundlichkeit, Belehrung. Wir geben ihnen Arbeit, Leitung, Geduld, kurz, wir geben ähnliches zurück, wie sie uns geben. Unser ganzes Dasein ist voll von dieser täglichen Einnahme und Ausgabe menschlicher Lebenskräfte und Güter. Jedes Eheleben, Freundschafts-, Geschäftsverhältnis beruht auf Gegenseitigkeiten. Wer in diesen tausendfachen Gegenseitigkeiten darauf bedacht ist, nicht weniger zu geben, als er nimmt, der ist gerecht.

Der Gerechte sieht sich also stets von einer Schar von Menschen umgeben, die von ihm etwas zu fordern haben. Je höher und reicher sein Leben ist, desto mehr hat er Verpflichtungen, denn desto mehr Leute dienen, helfen, tragen ihn. „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern." Es ist niemand wohlhabend, ohne daß hundert oder tausend Menschen, die er kennt oder nicht kennt, ihm alles erarbeiten, was er braucht, um in seiner Weise bequem und freundlich zu wohnen und zu leben. Für ihn ackern Bauern, graben Bergleute, fahren Schiffer, sägen Holzknechte, weben Weber, für ihn arbeitet eine ganze Gesellschaft mit allen ihren Tätigkeiten und Rechten. Was gibt er ihr dafür? Aber auch kein Armer und Ärmster lebt, der nicht andere für sich schaffen ließe. Hat er den Willen, etwas wiederzugeben? Ist er gerecht, der Reiche sowohl wie der Arme?

Niemand kann als Reicher die Gesinnungen des Armen besitzen. Er wird in seinem Reichtum die Welt von oben ansehen, und von oben sieht die Welt sehr viel anders aus als von unten. Wie selten versteht jemand, der keine Geldsorgen hat, die Angst um den Pfennig! Die Fülle von Teilnahme für Menschenschicksal, die du heute hast, wirst du dir kaum erhalten können, wenn du über allen anderen thronst. Natürlich würdest du auch dann wohltätig bleiben, Gaben geben, nützliche Dinge unterstützen, aber wie schwer ist es, daß ein sehr Reicher eine innere Leidenschaft für den Sieg des Guten behält!

Die Menschenliebe sucht nach einem Platz im System der rationell betriebenen Wirtschaft. Die neue Welt muß in irgendwelchen Formen den Geist der Hingabe, des Entsagens und der Brüderlichkeit, den Geist der Wertschätzung der Seele des Armen, in sich aufnehmen. Mit der bloßen materialistischen Verkündigung des Profits und Klassenkampfes sind wir zu arm an seelischer Größe, aus der die großen Werke des Menschentums geboren werden. Das fühlt man oben und unten, man hat eine Sehnsucht, sei es nach Rousseau, der der weltliche Franziskus ist, sei es nach Franziskus, sei es nach dem Manne der Bergpredigt, nach dem Propheten der Innerlichkeit und Güte, die nicht aus berechenbaren Motiven herauskommt.

Der Geldgeist war nötig und ist nötig, und niemand wird es aufhalten, daß er sich über die ganze Menschheit verbreitet, aber dieser Geist ist nicht der Inhalt der Menschheit selber. Wenn alle Ahnungen, Mysterien, Sakramente, Doxologien, Kulte der Vergangenheit nur dazu dagewesen wären, um als Dekorationsstücke für eine wohlgenährte Gedankenlosigkeit zu dienen, dann möchten wir für solche Zukunft nicht arbeiten.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Eine Zeitlang kann eine um Lohngroschen kämpfende Arbeiterschaft oder eine mit dem Ausland ringende Unternehmerschaft sich einbilden, die ganze Welt bestehe nur aus Tarifen und Preisen. Man soll deshalb mit ihnen nicht rechten, denn sie dienen der Notwendigkeit des Augenblicks, aber noch weniger soll man sich von ihnen vorschreiben lassen, was zur vollen Menschlichkeit gehört, denn dazu sind die Geldkämpfer am wenigsten geeignet. Sie sagen, alles, was sich nicht in Ziffern ausdrücken lasse, das sei Wahn und Blödheit, aber dann, wenn sie selber alt und müde werden, wenn sie Schwierigkeiten mit ihren Kindern haben, wenn sie Undank erleben und unter die Räder kommen, dann stehen sie plötzlich in der Nacht wie Nikodemus vor unserer Tür und fragen, ob der Mensch wieder jung werden könne, wenn er alt ist, dann wollen sie kein Geld, keinen Profit, sondern etwas, was höher ist als alle Vernunft. Menschen aber in solchen seelischen Nöten nicht untergehen zu lassen, ist auch wirtschaftlich wertvoll. In diesem Sinne leisten auch diejenigen religiösen Richtungen etwas, die sich direkt mit sozialen Fragen gar nicht befassen.

Man denke sich etwas in die weitere Zukunft hinein. Da sind viele Millionen von Menschen, die nichts sind und werden können als dienende Glieder eines unübersehbaren Getriebes, mag man sie Beamte, Privatbeamte, Angestellte oder Arbeiter nennen. Diese Leute sind die Durchschnittsmenschen der künftigen Zeiten. Mögen sie gute Löhne und Gehälter haben und im Betriebsparlamentarismus der Zukunft ihre Vertreter wählen können, so bleibt doch die Frage übrig, ob ihnen ihr Leben in demselben Maße wertvoll sein wird, wie es das Leben auch unter harten Verhältnissen für den kleinen Bauern oder für den Handwerker gewesen ist. Dasselbe gilt auch von den Frauen der Zukunft. Sie werden vielfach leichtere Arbeit haben als in der Vergangenheit und erweiterte öffentliche und gewerb-

liche Rechte. Ob sie mehr Lebensinhalt gewinnen werden? Das hängt nicht von Betriebsformen und Vertretungsrechten ab, sonden von dem Miterleben großer seelischer Vorgänge. Der bloße Besitz einer Wohnung mit Balkon und einer Altersversicherung sind noch kein Ersatz für das, was früher Christentum hieß.

Vor sechzig Jahren! Damals gab es in der Tat ernsthafte Menschen, welche, berauscht vom frischen Tranke neuer Einsichten, sich kühnen Hoffnungen hingaben, als sei nun endlich die Nacht faustischer Zweifel an der Erkennbarkeit der Dinge vorbei. Wie weit liegt das schon wieder rückwärts! Wir sind wieder dort, wo Faust war, als er zwischen allen Geheimnissen des Lebens sterbensbereit die Osterglocken hörte: Christ ist erstanden! Wir sind bereit, einen Glauben zu hören, weil wir uns bis zum Verzweifeln mit dem Wissen geplagt haben. Viele tausend Menschen sind bereit. Wo aber ist der Glaube?

Wo ist der Glaube? Wo ist das, was dem zerteilten Wissen Einheit gibt? Wo erfahren wir mehr als im geologischen Museum und auf der Sternwarte? Wo erfährt der Durchschnittsmensch, dem alles Wissen nur wie ein Schattenspiel angelernter Wahrheiten erscheint, das, was des Lebens Zweck, Sinn und Inhalt ist? Die Ohren sind offen, aber noch fehlen die Propheten. Man rettet sich zum „alten Glauben", weil man den neuen Glauben nicht finden kann. Der alte Glaube soll wieder hervorkommen, als ob er jung wäre. Das nennt man dann ein geistiges Ostern.

Alter Glaube. Was ist das eigentlich? Es ist wie gewesenes Werden, verbrannte Glut, verklungener Ton, ausgeliebte Liebe, gestorbene Herrlichkeit. Ein alter Glaube ist wie eine Rittergeschichte in Zeiten, wo man keine lebendigen

Ritter mehr hat. Solche Geschichten können wunderschön sein, können alles, was in uns an alter Erbseele lagert, zum Jubilieren bringen, sind und bleiben aber doch eben Rittergeschichten. Sie fangen an: „Es war einmal" und schließen mit dem bedenklichen Zweifel: „und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch". Nie möchten wir diese Geschichten verlieren oder gar uns verschandeln lassen, aber sie sind eben Geschichten. Der alte Glaube ist so wie der alte Stil, die alte Tracht, die alte gute Melodie. Ohne Vertiefung in das gute Alte entsteht nichts Neues, was Saft und Kraft hat. Deshalb ist es Barbarenwerk, wenn jemand den alten Glauben behandelt, als sei er ein Betrug oder eine Verblödung. Im Gegenteil, der alte Glaube ist und bleibt heilig und ehrwürdig, denn an ihm sättigten sich unsre Vorväter. Wer für ihn keine Pietät hat, mit dem kann man zur Not über Alltagskram sich unterhalten, aber nie über Innerlichkeiten. Um mit der Seele zu sprechen, muß man sie in ihrem Vaterhause besuchen. Eins nur fehlt dem alten Glauben: er ist nicht neu!

Der Papst in Rom und der Oberkirchenrat in Berlin geben sich Mühe, den alten Glauben für neu zu erklären. Gehet hinaus, ihr Herolde, in alle Welt, stellt euch an alle Straßenecken und blaset dort mit brausendem Gedröhn, daß die ältesten Bekenntnisse von den Toten erstanden seien und durch München oder Köln wandeln, als seien sie Jünglinge! Blaset nur zu! Es hilft nichts! Die Leute hören es, wie wenn jemand im Winter neue Kartoffeln ausbietet. Wo wird er sie wohl herhaben? Aus dem Treibhaus, oder hat er die alten so lange geschüttelt, bis sie aussehen wie neu? Der alte Glaube wird dadurch gekränkt, daß man ihn in ein fremdes Klima versetzen will. Er gehört in seine Zeit. Da ist er lieblich und groß. In die Modernität versetzt, sieht er so merkwürdig zerdrückt aus, so gar wenig osterfreudig.

Wo aber ist der neue Glaube?

Er ist dort, wo der alte Glaube war, ehe er von Konzilien beschlossen wurde, er ist da, wo das Brot ist, wenn im Frühjahr die grünen, kleinen Halme sich auf den Äckern vom Winde hin und her treiben lassen. Von einem so jungen Glauben kann man sich noch nicht satt essen. Das ist die Pein derer, die heute Glauben in sich tragen, daß sie nicht mehr den alten Glauben und noch nicht den neuen darzubieten vermögen. Aber schon diese Erkenntnis, daß wir im Frühling stehen, ist ein Segen. Sie bewahrt vor jener Müdigkeit, die nichts weiß und nichts glaubt. Müde gewordene Menschenseelen halten alles Aussprechen über diese Dinge für vergebliches Geplapper. Sie kommen sich dabei oft recht vornehm vor, sozusagen mürbe und marode. Aber das machen die innerlich gesunden Menschen nicht mit, und vor allem die neue Jugend macht es sicherlich nicht mit. Sie will etwas zu hoffen haben, weil sie einen Zweck für ihr erst aufsteigendes Leben braucht. Diese Jugend ist zu weit vom alten Glauben, um ihn anders als mit Pietät, als geschichtlich zu betrachten, aber zu lebendig, um nur mit Museumswissen den Bedarf der Seele zu bestreiten. Es wächst Glaube mit jedem neuen Geschlecht, nur wächst er langsamer, als es unsrer Ungeduld bisweilen lieb ist. Heute gilt das, was die Vertreter des Neueren sagen, noch für unklares Gestammel! Mag sein! Schadet nicht! Ehe man neue Dogmen findet, muß man eine neue Sprache des Glaubens versuchen. Erst wird „im Geist" geredet, dann später in verständiger Klarheit. Heute ist protestantischer und katholischer Modernismus noch unsicher in seinen Ausdrucksformen. Aber trotzdem geht es vorwärts.

Als zunächst die astronomische Periode kam und durch Newton und andere die Weite der Himmelswelt geöffnet wurde, da sprach die Kirche nicht: wir beten an die unendliche Größe

dessen, der Himmel und Erde geschaffen hat!, sondern sie bemühte sich, ihn nicht größer erscheinen zu lassen, als ihr bisheriges Denken es erlaubte, weil sie sich selbst hätte ausweiten müssen, wenn sie die Größe der neuen Gottesoffenbarung unmittelbar in sich aufgenommen hätte. Und als die Geschichte rückwärts wies noch über Abraham zurück bis in die Dunkelheiten hinein, die auch in der Völkertafel des ersten Buches Mosis nicht geahnt werden konnten, auch da stand die Kirche wieder betroffen still und sagte: diese Ewigkeit wird mir zu lang! Da aber die Steine anfingen zu reden und durch den Mund der Geologen kund ward, daß die Unendlichkeit noch viel größer sei, als man jemals sich denken konnte, da blieben sie lieber bei der Vorstellung, die sie vorher hatten; und als dann gar die hohen Philosophen kamen und in die Begriffe und das Wesen des Denkens tief hineinleuchteten, da sprach die Kirche wieder: wir wollen treulich bleiben bei jenen alten Philosophen, die wir bereits in unseren Glauben hinein übernommen haben; das sind geistige Verträge gewesen, die unsere Ahnen gemacht haben! Die Kirche hatte nicht den Mut, ähnliche neue Verträge auf eigenes Risiko noch einmal zu machen, und so entstand der Zustand, daß die Kirche rings umgeben wurde von neuen Offenbarungen, die weit über sie hinausgingen, Offenbarungen der Naturkräfte, der Geschichtsgröße, der Begriffsvertiefung.

Die bloße Nachwirkung des vergangenen Aufklärungszeitalters reicht nicht aus, die jetzige Strömung zu alten Formen zu brechen, aber es gibt noch neues Leben in Seelen, die sich nicht durch die gekünstelte Gotik der herrschenden Orthodoxie gefangen nehmen lassen, und jeder weitere Schritt auf dem Wege formalistischer Konfessionalität hat als Gegenwirkung eine Stärkung dieser Strömung. Wo sind denn heute die Seelenprobleme, wo ist das Ringen um die Wahrheit, wo ist das Opfern der

eigenen Existenz, wo ist noch wirkliche, schaffende, gärende Frömmigkeit? Doch nicht mehr dort, wo man Synodalbeschlüsse über Lehrzwang der Professoren faßt und lebendige suchende Theologen ausmustert! Durch Unglauben wird kein Priesterglaube überwunden; aber sicher durch Glauben, und sei er vorerst noch so gestaltlos. Hat man heute den Eindruck, daß der Kirchenglaube noch Berge versetzt? Was tut er als Gewissen des Volkes in den sozialen Kämpfen?

Es wächst unter uns etwas wie ein neuer Glaube. Er hat alles das nicht, was erst in Jahrhunderten erworben wird, kein bereits feierlich gewordenes Bekenntnis und keine heiligen Gewänder und Zeichen; er ist nicht schön, weil er noch unfertig ist. Es ist eine Geistesströmung, die etwa im siebzehnten Jahrhundert in England beginnt und zu der die großen deutschen Philosophen gehören. Dieser neue Glaube sucht Religion für uns, er hat sie noch nicht, sondern sucht sie. Sein Vorzug ist die Ehrlichkeit, mit der er sich zur Wissenschaft stellt. Er ist ehrlich, aber deshalb unpoliert und ungeordnet.

Ein Glaube, der für jetzige Menschen etwas sein will, muß absolut offen zu den Fragen der Erkenntnistheorie, Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft stehen. Im Bunde mit ihnen muß er den Menschen ihr Lebensziel verkündigen. Dabei wird er oft auf jene alten Propheten und Fischer zurückgreifen, aber ohne Bindung. Dieser neue Glaube kommt schwerfällig dahergefahren, beladen mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts. In ihm wimmelt es noch von Widersprüchen, Gegnerschaften und Unklarheiten. Er ist häßlich, weil er kritisch ist, und pietätlos, weil er voller schwerverständlicher Zweifel steckt und voller unerfüllbarer Wünsche. Das einzige, was er von sich sagen kann, ist, daß er auch dann nach Wahrheit sucht, wenn die Wahrheit nicht schön ist. Das ist sein Unterschied vom alten Glauben.

Wir müssen glauben, daß Gott nicht nur in den Wolken des Sinai vor Zeiten gewohnt hat, sondern daß er im Hochofen nicht weniger gegenwärtig ist als im Haine Mamre. Gott ist im modernen Getriebe.

Der Glaube muß in das Verkehrszeitalter hinein und muß seine alten Begriffe noch einmal wieder flüssig werden lassen. Entweder man benutzt die religiösen Begriffe so wie eine geprägte Münze und gibt sie weiter. „Wes ist das Bild und wes ist die Unterschrift?" Sie hat entweder römisches oder lutherisches Gepräge! Das Geldstück rollt weiter. Es wird etwas abgegriffen, aber bleibt wie es ist; oder der Glaube wird benutzt als einer jener Werte, die vertauscht werden und wandelbar sind und aus denen heraus neue Werte gewonnen werden können. Da stehen wir vor dem Problem, wie durch Einschmelzen der Begriff Religion nicht verloren, sondern gewonnen wird. Anders gesprochen: wie das alte Schriftwort von dem Weizenkorn redet, das erst in der Erde sterben muß, ehe es Frucht bringen kann, so ist es auch mit dem durch die Jahrhunderte gewonnenen Religionssamen, der auch immer wieder von neuem in die Erde des Menschengemüts hineingeworfen werden muß, so daß uns gar nichts daran liegen kann, daß man ihn in einem bestimmten Raum und mit bestimmten Stunden konserviert, sondern wir glauben daran, daß in ihm Kraft genug ist, daß immer wieder etwas neues Lebendiges, für die Menschen Mögliches und Greifbares herauskommt. Werft den großen Begriff „Gott" ruhig hinein in das Denken der Menschen! Es wird zeitweise so aussehen, als ob er im Wasser unterginge, und dann werdet ihr finden, daß er immer wieder aus dem Wasser hervorkommt! Werft unter das Wasser jene alten Worte, daß die Seele eines Menschen soviel wert sei, daß, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele, er davon nichts hätte! Das kommt

wieder! Werft es hinab, was Jesus gesagt hat vom Nächsten und vom barmherzigen Samariter. Die Perlen kommen wieder, die großen lebendigen Begriffe: Gott, Persönlichkeit, Liebe, Reich Gottes. Was die Seele der ersten Jünger bewegt hat, das stirbt nicht. Das bleibt das Beste in dieser Zeit des großen Verkehrs, der vielfachen Geistesanspannung, der Unruhe. Jene Ruhe des Besonnenen, wie der Hirt sie auf der Weide bei seinen Schafen hat, die können sich viele von uns im modernen Getriebe nicht mehr denken, aber unser Ersatz dafür ist jene andere Ruhe, die aus dem ernsten Denken herauskommt, so daß wir nicht sagen, daß wir die Vernunft gefangen geben durch den Glauben, sondern sagen, daß Gott uns in dieser Zeit der Unruhe den reinen Gedanken gegeben hat, um eine Insel der Ruhe zu gewähren in der Vielfältigkeit der täglichen Ablenkung.

Der Glaube kann sich nicht darauf einlassen, die ganze Weltgeschichte als ein blindes Fatum anzusehen, sondern muß dort beginnen, wo der alte Anaxagoras in Griechenland sein Werk begonnen hat, daß es eine Vernunft gibt, die in den Dingen waltet, und zwar eine Vernunft, die auch Ziele setzt für das Leben der Menschen, damit uns nicht alles als Unvernunft und als sinnlose Quälerei vorkommt, was wir selbst arbeiten und in der Weltgeschichte erleben müssen. Auf die Frage: Wozu macht man denn das alles? will die Menschheit eine Antwort haben, und diese Antwort kann nicht bloß heißen: Damit es dir gut geht!, denn oft geht es uns nicht gut, sondern die Antwort muß heißen: Damit du größeren Zielen dienst, als du selber bist, und selbst, wenn du stirbst, dein Tod nicht umsonst gewesen ist! Einen solchen Glauben an die Fortentwicklung den Menschen geben zu können, ist das Urelement aller freien Religion. Und nun meine ich, diejenigen, die uns die Religion im wesentlichen darstellen als einen Rückblick auf

Vergangenes, haben weniger zu bieten, als diejenigen, die die Religion schauen unter dem Gesichtspunkte dieser gottgewollten Geschichte. So erst führt die Weltgeschichte eine innerliche Sprache. Der Weltgeschichte gegenüber ist man sehr ratlos, solange man nichts glaubt von der Menschheit im allgemeinen. Da lehrt man, daß Könige waren und Könige starben, und daß es auch noch andere Leute außer den Königen gegeben hat, von vielen aber weiß man nichts weiter, als: beerdigt sind sie alle, wozu? Mit diesem Wozu schließt die ganze mühsam aus Erden und Steinen und Papyrus herausgegrabene Geschichte, solange kein Blick hinausgeht auf die Idee der geistigen Entwicklung der Menschheit. In diesem werdenden Kunstwerk nun ein Organ, ein kleiner Faktor zu sein, ist das größte, was der Mensch in seinem Leben erreichen kann.

Je dichter das Zusammenwohnen der Menschen sich gestaltet, desto abhängiger wird einer vom anderen. Die größte Unabhängigkeit haben die Bewohner dünnbevölkerter Gebiete. Sie sind meist arm und ohne die Wohltaten der Kultur, aber sie können tun und lassen, was sie wollen. Jeder kämpft seinen Kampf für sich, hat seine eigene Welt, ist ein Spielball der Natur und feindlicher Kräfte, aber sein eigener Herr. Dieser Zustand des Nomaden macht schon einer gewissen Gesetzlichkeit Platz, wenn die Stämme sich vergrößern oder wenn seßhafter Landbetrieb eintritt. Aber auch die Gesetzlichkeit des auf seinem Gut allein sitzenden, sich selbst genügenden Ackerbauers ist noch gering gegenüber der Zahl von Rücksichten und Regeln, an die der Stadtbewohner gebunden ist. Das höchste Maß von Vorschriften tritt jedoch erst dann ein, wenn an Stelle der Selbstwirtschaft die Produktion für den Verkauf tritt. Jeder wird dann jedermanns Knecht, und seine Freiheit beruht nur darin, daß seine Abhängigkeit nicht größer und nicht anders ist, als die seines Nachbars. Das Zeitalter der wachsenden Masse und der wachsenden Arbeitsteilung der verschiedenen Gruppen der Masse ist von Natur ein Zeitalter immer verwickelterer wirtschaftlicher Abhängigkeiten.

Der Verkäufer wird abhängig vom Käufer, aber auch vom Mitverkäufer. Der deutsche Landmann wird abhängig vom Verkäufer in Argentinien, der Händler in der Kleinstadt

vom Kaufmann in der Großstadt, der Bauer von der Kaufkraft des Städters, der Städter von der Kaufkraft des Landes, der Exporteur von der Leistung der Gewerbe seines Hinterlandes, der Importeur von Geschmack und Zahlungsfähigkeit seiner Abnehmer, der Fertigfabrikant vom Halbzeugfabrikanten, der Walzwerksbesitzer vom Kohlenbesitzer, der Mieter vom Hausbesitzer, der Hausbesitzer von der Nachfrage nach Wohnungen, der Arbeitnehmer vom Arbeitgeber, der Arbeitgeber von Zahl und Qualität der vorhandenen Arbeitskräfte, der Beamte von der Steuerkraft der Bevölkerung, der Geschäftsmann von den Vorschriften des Beamten, alle leben von allen, alle streiten sich mit allen, es entsteht ein Netz von Kontrakten, Verträgen, Tarifen, Gewohnheiten, Rechten, Krediten, Gesellschaften, Pflichten, wie es nie vorher in der Menschheit so verwickelt und bunt vorhanden gewesen ist. Der Einzelmensch hört auf, eine Größe für sich zu sein. Er gleicht einem Getreidekorn, das auf dem Gummiband durch das Lagerhaus gefahren wird. Es kann an seiner Stelle springen und tanzen, wird aber während dessen mechanisch weitergeschoben und von den Rändern des Bandes in die Mitte zurückgeworfen, sobald es sich verirrt. Damit ändern sich die seelischen Zustände des Menschen. Das alte Ideal, für sich allein etwas zu sein, verblaßt und verkümmert. Es war und ist ein schönes und hohes Ideal, aber undurchführbar im Massenvolke. Alle Verhältnisse werden vom Gedanken der Organisation, das ist der Regelung der Menge, durchdrungen. Es wird ein Stolz des Menschen, in großen Betrieben zu stehen, in weite Verbindungen hineingezogen zu sein.

Noch nie gab es eine so große Masse abhängiger Leute, die ihre Abhängigkeit fühlen und bereit sind, die Notwendigkeit geschichtlich gewordenen Abhängigkeitsverhältnisses zur Erörterung zu stellen. Sie werden uns alle zwingen, sie zu ver-

stehen, und zwar um so mehr, als es den übrigen Volksteilen zum Bewußtsein kommt, daß das, was wir Arbeiterfrage nennen, gar keine bloße Arbeiterfrage ist, sondern die Frage nach der Bedeutung des menschlichen Ich in der Massenzeit überhaupt.

Der Lohnarbeiter ist der erste Massenbestandteil des neuen Volkes. Man mag über ihn noch so schlecht urteilen, so kann man ihm nicht bestreiten, daß er am reinsten die Menge darstellt. Er ist mehr als der Landmann der normale Durchschnittsdeutsche der Zukunft. Beklage das, wer will! Die Klage ist frei, ändert aber nichts. Die Lebenshöhe der Arbeiter ist mehr als irgend etwas anderes entscheidend für die Qualität der nationalen Arbeit. Die Gesundheit der Rasse hängt von den gesunden Existenzbedingungen der vielen ab. Die Arbeiter werden entweder aufwärtsgehoben, oder das Bleigewicht ihrer Unerzogenheit und Unkultur zieht uns alle niederwärts. Es ist gut, daß sie aufwärts wollen. Wenn sie nicht aufwärts wollten, wäre unse Volkswirtschaft aussichtslos.

Ist es Tendenz der maschinellen Entwicklung, den Prozentsatz persönlich unselbständiger Menschen zu vermehren? Wie werden die Charaktere der Menscher sein, wenn es noch viel mehr Maschinen gibt, freier oder unfreier?

.... Wenn ich wagen darf, mit allem Vorbehalt des Irrtums meine Meinung zu sagen, so wird es im Maschinenzeitalter stets eine große Unterschicht von persönlich unentwickelten Menschen geben. Daran würde auch eine sozialistisch-kommunistische Arbeitsverfassung zwar einiges bessern, aber nicht sehr viel ändern können. Die Gewinnung der Rohstoffe, die Ausführung der Massenarbeiten, die Hilfsdienste der bloßen Muskelkraft formen eine Unterschicht ohne aktives Ich. Dieser Unterschicht soll und muß durch Verkürzung der Arbeitszeit Gelegenheit geboten werden, ihr geistiges Dasein so hoch zu

heben als möglich, aber das, was eigentlich hebt, die Möglichkeit, selber zu schaffen, kann ihr nicht gesichert werden. Ihre Arbeit ist und bleibt sehr eng gebunden. Ihr Bewußtsein muß darum Massenbewußtsein sein, dieses Wort sowohl in seiner Kraft wie in seinem Mangel verstanden. Über dieser Masse aber entsteht ein, wie mir scheint, sich vergrößerndes Gebiet von persönlicher Wirkung. Die Maschine schafft in ihrer fortschreitenden Selbstenthüllung soviel Plätze für Intelligenz, wie sie in keinem früheren Zeitalter vorhanden waren. Die Stellen, wo ein Ich in die Materie hineingelegt werden kann, vermehren sich. Nicht im handwerksmäßigen Kleinbetrieb, sondern im Großbetrieb der Herstellung von Werkzeugmaschinen ist die eigentliche Heimat der fortschreitenden Personenentwicklung. Dazu kommt die Fülle von Personalleistung im modernen Handel. Auf diese Schichten der sich erweiternden Selbsttätigkeit muß der Ethiker in erster Linie sein Augenmerk richten. Hier ist das, was er braucht: Wille. Der Wille dieser Schicht wird die Anderen mit sich ziehen. Hier bildet sich zwischen Maschinen und Lokomotiven eine neue Ethik, in der Sozialismus und Individualismus sich mischen, die Ethik einer Schicht, die ein Gesamtleben führt, in dem der Fortschritt von dem Mysterium abhängig ist, daß es persönliche Hingabe an die Arbeit gibt.

Ich fühle, indem ich dies schreibe, daß ich etwas Unfertiges sage, aber zugleich, daß ich meinen Fuß auf einen Boden setze, auf den die Ethiker treten müssen, wenn sie nicht in allgemeinen Generalideen stecken bleiben wollen. Es gilt die Arbeitsverhältnisse der Menschen als Grundlage ihrer Seelenbildung stärker in Anspruch zu nehmen als bisher. Die traumhaft schöne Idee von dem Maschinenzeitalter, das lauter freie, große Charaktere schafft, schwebt über den Dingen. Die Angst, als ob die Maschine allen Charakter ruiniere, lebt außer der Wirklichkeit. Die Wahrheit ist, daß eine neue Gruppierung stattfindet, an die wir uns gewöhnen müssen, der Übergang

des moralischen Zentralpunktes in die Räume, wo das Eisen sich mit dem Willen verbrüdert. In der Beseelung des Eisens liegt in der Zukunft die erste Arbeit gerade unseres Volkes. Dort liegt der Herd, an dem auch die moralischen Kräfte geschmiedet werden, der Herd der neuen Energien.

Wenn man die Rede über den untergehenden Mittelstand zum erstenmal hört, so macht sie einen großen Eindruck; denn es liegen in der Tat gewisse Anzeichen von Schwäche und Krankheit vor. Aber das Handwerk wird überall da bestehen bleiben, wo der einzelne Mensch versorgt werden will. Es gibt die Massenartikel ab und versucht die besondere Pflege der Kundschaft. Daß ihm dabei die Gesetzgebung helfen muß, ist selbstverständlich.

Der Begriff Lohnarbeiter ist noch ungeheuer weit! Was für Unterschiede gibt es zwischen den Schriftsetzern, Bildhauern und Feinmechanikern einerseits und den Erdarbeitern, Sackträgern und Hafenarbeitern andererseits! Es liegen ganze Kulturfernen zwischen den einen und den anderen. Und doch, sie alle haben nicht Haus, nicht Hof, nicht Acker, nicht Rente, sie haben nichts als sich selbst und ihre Arbeit. Hört die Arbeit auf, dann sinken sie zusammen, wird der Lohn knapp, dann steigen sie abwärts. Derselbe gute Geschäftsgang pflegt sie alle zu heben und dieselbe Krisis sie alle zu drücken. Es gibt unter ihnen ein gewisses gemeinsames Leben, ob sie sich auch nicht kennen. Dieses Leben, das ihnen allen gemeinsam ist, macht den Inhalt ihrer Politik aus. Es ist die Politik des Lohnes. Was kann es anders sein? Lohn ist ihr Wohnen, ihr Essen, ihre Kleidung, ihre Heizung, Lohn ist ihre Bild-

dung, ihre Gesundheit und die Möglichkeit der Erziehung ihrer Kinder. Um den Lohn dreht sich nun einmal das Leben der Masse. Das mag verwöhnten Menschen, die von Renten leben, ärmlich und peinlich erscheinen, aber es ist die nackte Wahrheit: im Steigen und Fallen des Lohnes steigt und fällt die Lebenstemperatur der Hälfte des Volkes.

Was ist ein einzelner Mensch innerhalb der Masse?

Was ist ein Bergarbeiter? Es gibt etwa 900 000 erwachsene männliche Arbeiter, die in den deutschen Bergwerken, Hütten, Salinen und Torfgräbereien beschäftigt sind. Eine gewisse Anzahl von ihnen sind Vorarbeiter, Gruppenführer, Steiger oder Obersteiger. Diese heben sich einigermaßen aus der Masse heraus, aber viele von ihnen sind auch nicht sehr etwas anderes als die anderen Arbeiter. Wollen wir annehmen, daß von den 900 000 etwa 100 000 sich in irgendwelcher Weise von der Masse unterscheiden, sei es durch ihre Stellung im Betriebe, sei es durch Leistungen in der Vereinsorganisation oder auf einem anderen Gebiete, so bleiben noch immer 800 000, deren ganzer Lebenslauf heißt: sie fingen eines Tages an, Bergarbeiter zu sein, und blieben es, bis ihr Körper versagte oder bis ein Unfall sie verletzte; von da an waren sie Berginvaliden, bis sie starben. Diese Lebensbeschreibung wird unterbrochen durch einige Angaben folgender Art: er verheiratete sich, hatte zwei Söhne, von denen einer Bergarbeiter wurde und ein anderer Schaffner, hatte zwei Töchter, von denen die eine einen Bergarbeiter heiratete und die andere als ledige Schneiderin lebt; er wechselte im ganzen fünfmal die Grube und war zweimal längere Zeit im Krankenhause, polizeilich ist nichts Ungünstiges über ihn bekannt. Dieser Teil lautet bei jedem einzelnen etwas verschieden, aber alle diese Verschiedenheiten sind wiederum so eintönig, daß es schwer ist, sich das Bild eines solchen Lebens als eines be-

sonderen Daseins zu machen. Ein Tag gleicht dem anderen, ein Lohnbuch dem anderen, ein Haushalt dem anderen.

Noch gibt es freilich Unterschiede, aber sie werden im Laufe der Zeit nicht größer, sondern kleiner. In dem heutigen Geschlecht von Bergarbeitern merkt man noch den Unterschied zwischen Einheimischen und Zugewanderten. Da bringen noch viele ihre besonderen Gewohnheiten und Sitten aus der Heimat mit, ihre Sprachformen, Speisen, Getränke, Erinnerungen. Das alles aber gleicht sich immer mehr aus, denn die Kinder gehen in dieselbe Art von Schulen, lernen aus denselben Büchern nach gleichen Lehrplänen, die Frauen kaufen bei derselben Art von Krämern ungefähr dieselben Waren, die Männer lesen dieselben Zeitungen, sitzen in der gleichen Art von Wirtschaften, reden über dieselben Lebensfragen. Der eine ist klüger als der andere und versteht das Leben besser, aber im Grunde sind sie alle nur Blätter eines Baumes, Gräser einer großen Wiese, Menschen mit dem Massenschicksal.

Und geht es etwa nur dem Bergarbeiter so?

In allen Arbeitszweigen, in denen die Arbeit keine besonderen schwer gewinnbaren Fähigkeiten fordert, ist es ähnlich. Soll man das Leben der Textilarbeiter beschreiben? Die Beschreibung ist gar nicht viel anders als die der Bergarbeiter, nur daß an die Stelle der Kohlengrube der Fabriksaal tritt. Fast hat dieses Leben noch weniger Abwechslungen und darum weniger Gelegenheiten, daß der Einzelmensch sich als Person heraushebt. Es gibt in der deutschen Textilindustrie etwa 400 000 Arbeiterinnen in Fabriken oder anderen Anlagen, die der Gewerbeinspektion unterstellt sind. Diese 400 000 gehen jeden Tag zur Arbeit. Was aber läßt sich von dieser Arbeit erzählen? Der Statistiker kann allerlei davon sagen, auch der Techniker und der Kaufmann, aber was für persönlicher Lebensinhalt ist darin? Die Maschinen schnurren ihr ewiges Lied, der Staub wirbelt um die Lampen gestern wie heute,

das Tagesquantum muß fertig werden. Ganze Kilometer von Garn laufen an den Augen vorüber, immer Garn, immer weiße Linien, immer blinkendes Metall und immer derselbe Lärm, den man nicht eigentlich mehr hört, der aber die Nerven nicht zur Ruhe kommen läßt.

Vorhin mußte gesagt werden, daß alle Lohnarbeiter eine gewisse Gleichmäßigkeit ihrer Daseinsbedingungen haben. Jetzt fügen wir hinzu, daß die politische Leistungskraft der verschiedenen Schichten des Proletariats eine äußerst verschiedene ist. Der Hauptunterschied ist der von ungelernten und gelernten Arbeitern. Natürlich ist das kein ganz scharfer Unterschied. Irgend etwas muß jeder gelernt haben, und das Lebensschicksal wirft auch oft denselben Mann einmal nach oben und einmal nach unten. Aber im Grunde gibt es doch auch hier zwei Welten, und politisch kommt für den Stimmzettel Ober- und Unterwelt, für die politische Arbeit und Gedankenbildung aber fast nur die proletarische Oberwelt in Betracht, wenigstens fängt es an, so zu sein. Bis heute war der Zustand vielfach so, daß die Kräfte der oberen Hälfte mit Gedanken arbeiteten, die zur unteren Hälfte gehören, man sieht aber, wie das mit dem Erstarken der Gewerkschaftsbewegung anders wird. Der gelernte Arbeiter tritt fester hervor und zeigt seine Eigenart. Das ist im Blick auf den Gesamterfolg der demokratischen Bewegung höchst wünschenswert und gut. Der organisierte, höhere Arbeiter ist Realist, er will Vorteile erkämpfen, während der unorganisierbare, ungelernte Arbeiter Utopist ist, Wolken im Kopfe hat. Auf letzteren Punkt kommt es an. Solange die Lohnarbeiterschaft sich vom Gedankengange ihrer unentwickelten Unterschicht leiten läßt, kann sie naturgemäß wenig leisten, denn diese Unterschicht ist ihrer ganzen Anlage nach unpolitisch. Ihr fehlt die nötige Organisation, Einsicht und Disziplin. Mit

ungelernten Tagearbeitern kann man zwar Wahlerfolge haben, aber einen reellen politischen Gedankengang pflegt doch nur die sogenannte Schicht des intelligenten Arbeiters. Es soll nicht geleugnet werden, daß sich aus dem ungelernten Proletariat einzelne überaus fähige, politisch tüchtige Köpfe erheben, aber die Schicht als solche ist für die verwickelten, schwierigen Gedankengänge zu wenig reif. Sie muß geführt werden, und zwar von der ihr nächststehenden Schicht, vom gelernten, qualifizierten Arbeiter.

Die unterste Schicht der Lohnarbeiter wird voraussichtlich immer durch gesetzlichen Minimalschutz vor dem Versinken in Barbarei bewahrt werden müssen. Es wird in aller für unser Auge erkennbaren Zeit eine Unterklasse von Arbeitskräften geben, deren rein kaufmännischer Wert so gering ist, daß sie nur durch einen Rechtsakt der Gesamtheit vor äußerster Willkür und Ausbeutung gesichert werden kann. Das sind die Menschen, die von der großen kapitalistischen Materialfülle nichts ihr eigen nennen können, als eben nur ihr Hausgerät und ihre Kleider, die oft traurig genug aussehen; die Leute, von denen das Wort des kommunistischen Manifestes richtig bleibt, daß sie nichts zu verlieren haben als ihre Ketten; eine Schicht, die zur Angst und Qual aller übrigen Volksgenossen wird, sobald man sie unter Menschenmaß herabgleiten läßt. Um ihretwillen muß der gesetzliche Arbeiterschutz eine dauernde Einrichtung sein. Für die höheren Arbeiterschichten verliert er aber in dem Maße an Notwendigkeit, als ihnen die Freiheit gewährleistet wird, für ihre Interessen gemeinsam einzutreten; denn jede einigermaßen gute Gewerkschaft erzwingt sich das in Freiheit selber, was das Gesetz als Minimalbedingung zu fordern in der Lage ist. Hätten wir mehr Freiheit der gewerkschaftlichen Entwicklung gehabt, so würden wir weniger Ge-

setze, Strafen und Beamte gebraucht haben. Es gehört zur Weisheit und Ironie aller Geschichte, daß aller Freiheitsmangel sich als Organisationsbelastung äußert. Wenn man statt des Sozialistengesetzes und statt aller der polizeilichen Schikanen, deren sich heute alle Welt zu schämen beginnt, ein ordentliches freies Recht für Berufsvereine geschaffen hätte, so würden wir jetzt einen gut funktionierenden Selbstverwaltungsapparat besitzen, in dem die Sekretäre der Unternehmer und Arbeiter sich auf Grund von Tarifverträgen verständigen. Das würde für die Staatsverwaltung eine Entlastung und für alle Beteiligten eine höchst nützliche Schulung sein. Mit jedem Stück polizeilicher Verfolgung eines Arbeitervereins wurde die gesunde liberale Lösung der Arbeiterfragen gehindert. Die Gewerkschaften konnten keine verhandlungsfähigen Körper bilden, die Arbeiter konnten nicht auf Besserung ihrer Lage durch eigene gemeinsame Anstrengung rechnen. Wenn man die Großtaten der deutschen Reichsregierung in Sozialpolitik rühmt und preist, so soll man nie verschweigen, daß ein bedeutender Teil dieser Großtaten nur nötig geworden ist durch ebenso gigantische Irrtümer derselben Regierung, und daß aller Arbeiterschutz für gelernte Arbeiter nur ein dürftiges Ersatzmittel der freien Bewegung der Berufsvereine der Arbeiter ist.

Man mag vom Glanz unserer Zeit reden, was man will, das Wohnungswesen ist Nacht und Grauen! Auch das besagt nicht übermäßig viel, daß die Prozentziffern sich im allgemeinen gebessert haben, denn die absoluten Ziffern der Menschen, die ein menschenunwürdiges

Wohnen ertragen müssen, wachsen beängstigend. In solcher Wohnungen sollen die zukünftigen wirtschaftlichen und militärischen Verteidiger des Vaterlandes geboren werden!

Es ist ein Elend, mit was für kleinen und teuren Wohnungen sich fast die Hälfte des Volkes behelfen muß! Nicht das ist das wichtigste, daß an einzelnen Stellen ganz schmutzige Löcher als Wohnungen ausgeboten werden. Die Mehrzahl der deutschen Wohnungen ist nicht schmutzig und faulig. Selbst die Landarbeiterwohnungen fangen an, sich über den allertiefsten Zustand zu erheben. Die Wohnhäuser der großen Städte und Industriegebiete sind meist erst in neuerer Zeit entstanden, unterlagen baupolizeilicher Prüfung und werden, schon um ihre Vermietbarkeit nicht zu schädigen, zwar nicht glänzend, aber erträglich gehalten. Sie sind aber so teuer, daß im allgemeinen die von ihrer Arbeit lebende Familie halb soviel an Wohnung hat, als sie aus gesundheitlichen und sittlichen Gründen haben sollte.

In langem Streit, unter Erschütterung des sozialen Friedens, erkämpfen die Gewerkschaften Vorteile — für die Wohnungsbesitzer! In vielen Demütigungen erbitten die Beamten Geld — für die Wohnungsbesitzer! Die schlechtesten Zimmer steigen im Preise. Ganz alte Häuser, die, kaufmännisch gesprochen, längst abgeschrieben sind, vermehren ihre Einnahme. Die Allerärmsten bezahlen verhältnismäßig das allermeiste. Eine alte Näherin, die eine Kammer für 10 M. im Monat mietet, arbeitet 10 Tage, um wohnen zu dürfen.

Die Qualität des Massenvolkes leidet unter seiner räumlichen Zusammendrängung, die Moral leidet und der Reichtum an inneren Werten. Es ist deshalb ein Haupterfordernis der neudeutschen Volkswirtschaft, *die Menschen zu dezentralisieren, um sie zu erhalten.*

Das Ideal also muß sein: Dezentralisation der Masse, soweit es nach der Natur der Bodenschätze möglich ist, Industriestraßen durch die Provinz, Belebung der Kleinstädte, Industrialisierung des flachen Landes! Wenn wir die Menschen auf dem Lande halten wollen, so müssen wir ihnen dort Lebensmöglichkeiten verschaffen. Heute will der Landmann von der Industrialisierung der Provinz oft wenig wissen. Er sagt einfach: ich will keine Sozialdemokraten sehen! Er will für sich bleiben, vergißt aber dabei, was es für seinen Absatz bedeutet, die Käufer vor der Tür zu haben. Die Landleute industrialisierter Gebiete sind mit ihrer Kundschaft zufrieden, sobald diese gute Löhne verdient. Die Industrialisierung des flachen Landes sollte zur allgemeinen Parole gemacht werden.

Versuchen wir festzustellen, worauf sich die großen arbeitslosen Einnahmen etwa eines Berliner Bodenbesitzers gründen. Er besitzt ein Grundstück, das als Ackerboden minderwertig ist und durch alle vergangenen Jahrhunderte hindurch nur wenigen Menschen Nahrung bot. Der Wert dieses Grundstückes hat sich erst von da an gehoben, als die Großstadt zu ihm hinausrückte. Was hat der Besitzer dafür getan, daß die Stadt wächst? Dieses Wachsen ist ein geschichtlicher Vorgang, der weit über seine kleinen Privatinteressen hinausgeht. Vielleicht war er stets bei der Partei derer, die dem Wachstum Hemmnisse bereiteten. Auch das ändert nichts an seinem Gewinn. Die Verlegung des politischen Schwergewichts vom deutschen Süden nach dem Norden, der Sieg des preußischen Heeres, die Verbesserung der Verkehrsmittel, der Zusammenfluß von Menschen und Geld sind für ihn dagewesen. Er gewinnt von der Abwanderung aus den östlichen Provinzen, von der Hoffnungslosigkeit der Tagelöhner, von den Fortschritten der Hygiene, er ist ein Glückskind der neuen

Wirtschaft. Alles scheint sich ihm in Gold zu verwandeln, und er selber wird nobel, ohne daß er es merkt.

Das Land der Masse! So tönt es, wenn wir die Klage der städtischen Mieter wie dumpfes tausendfältiges Rauschen vernehmen. Gehört nicht das Land dem Volke? Ist es nicht altes germanisches Rechtsbewußtsein, die Gesamtheit als Herrin des Bodens zu betrachten? Sind Eigentumsrechte an Grund und Boden dazu da, um Millionen von Menschen heimatlos zu machen, und um durch das Anwachsen der Menge eine Minderzahl mühelos zu bereichern? Was sollte denn das Eigentumsrecht an Grund und Boden ursprünglich sein? Ein Schutz der Arbeit vor fremdem Eingriff. Heute wird es zum Anrecht auf einen Anteil an fremder Arbeit. Das trifft ja oft auch sonst beim Eigentumsrecht zu, wird aber auf diesem Gebiet am unmittelbarsten empfunden. So juristisch fest das Eigentumsrecht an Grund und Boden formuliert ist, so sicher ist, daß das öffentliche Bewußtsein, das Gewissen des Volkes, dieses Recht nicht mehr versteht. Man sieht den Zweck nicht ein, weshalb die städtischen Bodenwerte heute beliebigen Einzelpersonen zugute kommen, und die große Reform, die dunkel in dem Nebel der zukünftigen Dinge liegt, heißt Ablösung dieses moralisch nicht mehr haltbaren Rechtes.

So leicht es aber ist, das neue Rechtsbewußtsein gegenüber dem alten Bodenrechte auszusprechen, so unendlich schwer ist es, den geordneten Weg zur Überleitung in bessere Rechtsverhältnisse zu finden. Man muß dabei sich gegenwärtig halten, wie überhaupt neue Rechte zu entstehen pflegen. Sie kommen nicht aus einer bloßen Theorie heraus. Deshalb, weil etwas theoretisch richtiger ist, geschieht es noch lange nicht. Wieviel müßte sonst in der Welt schon geschehen sein! Neues Recht ist gewöhnlich nur Formulierung eines neuen Zustandes, der sich unter der Decke des alten Rechtes sein Dasein er-

zwungen hat. Wo aber ist bis heute der neue Zustand im Wohnungswesen? Alle unsere Baugenossenschaften sind bis jetzt noch junge Kinder mit geringen Kräften. Erst wenn sie wachsen, werden sie ihre Rechte schaffen. Alle öffentliche Bautätigkeit ist nur ein Anfang. Das Erbbaurecht ist ein Versuch. Die Zusammenfassung der Mieter als gemeinsame Wirtschaftskraft ist kaum irgendwo erfolgreich zu spüren. Die Organisation des Proletariats versagt bis jetzt gegenüber dem Wohnungsproblem. Man klagt und zahlt! Die Idee „das Land dem Volke" hat ihre Form noch nicht gefunden. Nur auf dem Wege der Besteuerung versucht man da und dort der wachsenden Rente einen Teil ihres müheloſen Gewinnes zu entwinden. Diese Lage ist peinlich für jeden, der die Wohnungsfrage in ihrem ganzen Umfange begriffen hat. Aber ist es nicht schon ein Vorteil, daß wenigstens die Zahl derer, die sie begreifen, im Zunehmen ist?

Bei Freund und Gegner wird eine Grundfrage der Frauenbewegung oft falsch aufgefaßt, indem man so tut, als wäre das Eintreten der Frauen in die Politik etwas Neues. Neu ist nämlich nicht die Sache selbst, sondern nur ihre gegenwärtige Erscheinungsform: der Kampf um das Wahlrecht. Auch die Männer wählen ja erst seit kurzer Zeit. Vorher war ihre Lage genau wie jetzt die der Frauen. Ohne Männer und Frauen könnte der Staat niemals bestehen, und deshalb waren sie auch vor den Wahlrechten schon immer tatsächlich Mitregenten. Der Fortschritt der Neuzeit liegt nur darin, daß für dieses uralte sachliche Verhältnis die parlamentarische Form gefunden wurde, und zwar zuerst für die Männer. Was die Frauen verlangen, ist in Wirklichkeit kein neuer Zustand,

sondern nur ein neuer Ausdruck für gutes altes, ungeschriebenes Recht.

Wer sich die alten vorrevolutionären Staats- und Gesellschaftszustände vergegenwärtigt, wird sich leicht von selber vorstellen, daß in ihnen die Frau keine kleine Rolle gespielt hat. Je weniger nämlich das geschriebene Recht waltet, desto selbstverständlicher ist die Mitwirkung beider Geschlechter an der Staatsmeinung. Daß die Fürsten selbst von Frauen oft ebensosehr geleitet wurden, wie von ihren Kabinettsministern, ist in allen Geschichtsbüchern zu lesen. Aber fast wichtiger noch ist in der Zeit des Beamtenstaates die durchschnittliche Beamtenfrau gewesen, die geborene Vermittlerin zwischen Volk und Staat, zwischen Menschlichkeit und Vorschrift. Und wenn es irgendwo zu Aufständen und Unruhen kam, da war in Paris, ebenso wie bei den schlesischen Weberrevolten, die Frau dabei, und zwar nicht nur im Hintergrund. Es gibt keine große Volksstimmung, weder im guten noch im bösen Sinne, ohne Frauen, weil es überhaupt kein Leben ohne sie gibt. Ohne die Frau gibt es keine Kinder, keine Schulen, keine Soldaten, keine Priester, keine Feldarbeit, keine Viehzucht, keine Kleider, kein Mittagessen und keine Meinung über alle diese Dinge, denn wer mitarbeitet, redet mit. Man mag diesen Einfluß der Frau indirekt nennen, so war er in den vorparlamentarischen Zeiten sicherlich im ganzen nicht viel geringer als der der Männer. Daß nicht jede Frau viel bedeutet hat, ist klar, aber das lag bei den Männern nicht anders, denn auch die Verlesung des bekannten Bibelwortes bei der Trauung war noch nie ein Hindernis für die Frauen, ihren Kopf durchzusetzen, wenn sie einen hatten. So wenigstens lagen die Dinge nördlich der Alpen, bei Engländern, Skandinaviern, Deutschen und Nordfranzosen. Das, was die Männer voraus hatten, war die biblisch und römisch-rechtlich begründete Füh-

rung des öffentlichen Wortes. Und dieser Vorzug wuchs dadurch, daß Wahlrechte entstanden. Der Mann wurde Redner, Wähler, Abgeordneter, Schriftsteller. Die geschriebenen politischen Rechte wurden Männervorrechte.

Es liegt nun aber seit der Einrichtung des parlamentarischen Betriebes nicht etwa so, als ob jetzt die Frauen gar nichts mehr zu sagen hätten. Eine so weitgehende Ausschaltung der einen Hälfte des Volkes ist sachlich überhaupt nicht durchführbar und sollte auch in der Frauenagitation gar nicht als vorhanden hingestellt werden; denn wenn in der Tat die Frau heute völlig ausgeschaltet wäre, so könnte man nur schwer glauben, daß sie morgen durch bloße Änderung von Gesetzesparagraphen zur politischen Größe erhoben werden sollte, weil Gesetze doch nur dann wirkungsvoll sind, wenn sie das aussprechen, was schon tatsächlich vor der Tür steht. Die Frau besitzt noch heute alle ihre ewigen und unveräußerlichen ungeschriebenen Rechte, und sie verlangt nichts anderes, als daß in einem Zeitalter, wo alle alten Rechte in Paragraphen gebracht werden, auch ihr Recht so formuliert wird, wie es der Zeitsitte entspricht. Dazu gehört allerdings die grundsätzliche Überwindung des biblischen und römischen Verbotes der urkundlichen Rede. Nur um diese Änderung handelt es sich, nicht um eine Neueinführung der Frau in den Staat.

Und wann ist denn der rechte Zeitpunkt für die notwendige Neuformulierung des alten Rechtes der Frau? Ist er jetzt in England vorhanden, wird er nächstens für Deutschland dasein? Das ist nie theoretisch zu beantworten. Der Zeitpunkt für neue Rechtsformulierungen ist, wie wir schon vorhin sagten, dann immer da, wenn die neuen Rechte tatsächlich bereits vor der Tür stehen. Das heißt in diesem Falle: wenn es für jeden Sehenden offenbar ist, daß in der Praxis von den Frauen Politik gemacht wird, und zwar nicht nur von Vereinzelten, sondern von vielen; dann ist die Ver-

leihung geschriebener Rechte ein letzter Vollzug dessen, was schon eingetreten ist. Es steht also das neue Recht nicht am Anfang, sondern in der Mitte einer Entwicklung, und es ist bedenklich, die Entscheidungsschlacht zu beginnen, ehe die Mobilmachung fertig ist.

Statistik und Leben bezeugen es gleichmäßig, daß *in allen Teilen des Volkes eine Umschiebung in der Lage und Seelenstimmung der Frau vor sich geht*, die noch weit größer ist als das, was man gewöhnlich mit dem Wort Frauenbewegung bezeichnet. Auch in den konservativsten Familien sind die Töchter von heute nicht mehr dasselbe, was vor 30 Jahren ihre Mütter waren. Sicherlich ist im letzten Menschenalter die Veränderung im Wesen der Frau eine viel größere als die bei den Männern. Dabei denken wir gar nicht an besonders theatralische Vorkämpferinnen einer neuen Moral und einer neuen Kleidung. Die mögen ihren Weg für sich gehen; das ist mehr Frauensport als Frauenbewegung! Wir reden vom guten Durchschnitt in allen Ständen, und von ihm sagen wir, daß die Töchter freier geworden sind als die Mütter sein konnten. Diese Umänderung kommt mit Naturgewalt und hängt mit der Änderung der Arbeitsverfassung zusammen: alle Arbeit wird in Geld ausgedrückt, auch die Frauenarbeit. Noch ist es nicht so weit, daß die Tätigkeit der Hausfrau und Mutter finanziell abgeschätzt und gegen freie Station und gute Behandlung in Anrechnung gebracht wird, aber selbst dieser Gedanke liegt heute nicht mehr so fern wie früher, denn das junge Mädchen, das bis zur Eheschließung selber etwas verdient hat, weiß, daß ihre Tagesarbeit einen gewissen Marktwert besitzt. Sie rechnet mit sich als mit einer Kraft, die nicht auf Wohlwollen allein angewiesen ist. Darum ist auch die Frauenbewegung keineswegs mehr nur eine Angelegenheit der Eheloſen, sondern dringt in alle Frauenverhältnisse hinein.

Wenn es richtig erscheint, daß die Vermehrung der Bevölkerung der Ausgangspunkt der neuen Volkswirtschaft ist, so ist gleichzeitig von selbst klar, daß die Frau als Mutter als erste Bringerin der Neuzeit zu gelten hat. Alle andere Frauenarbeit tritt vor der Arbeit der Mutterschaft zurück. Welch bedeutsame Tatsache, daß in einem Jahre zwei Millionen Kinder geboren werden! Mitten in der volkswirtschaftlichen Erörterung möchte man an dieser Stelle eine Pause machen, um ein Lob der Mutterschaft zu singen. Die Männer erfinden Werkzeuge, die Frauen aber bringen Menschen zur Welt; die Männer schmieden Waffen, in den Armen der Mütter aber entstehen die Soldaten; die Männer regieren, die Frauen aber tun zur Größe der Nation das größte, denn nur die Völker mit leistungsfähigen Müttern setzen sich durch. Die Mütter sind das erobernde Element. Wird in einem Volke die Mutterschaft schwach, so nützt alle übrige Kultur nichts mehr, das Sinken der Mutter ist der Niedergang an sich, der Sturz ins Greisenalter der Völker. Die Jugendlichkeit der Nation hängt daran, daß ihre Töchter gern Mütter werden wollen. Jedes Mädchen, das dieses will, ist ein volkswirtschaftlicher Wertgegenstand.

Die alte Zeit war weniger geldwirtschaftlich. Man arbeitete und lebte zusammen. In dieser alten Zeit brauchte die Mutterschaft nicht berechnet zu werden, denn sie bedeutete keinen direkten Verlust für die Lebensmöglichkeit der Mutter. Jetzt bedeutet Mutterschaft Geldverlust, das heißt: die Frau hört in dem Maße auf zu verdienen, als sie Mutter ist. Die gewöhnliche Arbeit der Frau im Handel oder in der Industrie wird bezahlt, auch wenn sie volkswirtschaftlich von nur geringem Werte ist, die höhere Mutterarbeit aber macht sich nicht bezahlt, ja um sie leisten zu können, muß die Frau

Opfer bringen. Die Frau als Individuum geht viel leichter durch die kapitalistische Welt, wenn sie nicht Mutter wird. Sie arbeitet dann nicht Menschen, sondern nur Ware, und verkauft Hände, da ihr niemand für Kinder etwas gibt.

Nicht nur die Arbeit der Mutterschaft, sondern alle weibliche Arbeit überhaupt steht in der neuen Zeit relativ schwerer da als früher. Die frühere Kultur beruhte viel mehr auf Frauenarbeit als die heutige. Das war nicht in jeder Hinsicht ein Vorzug, denn die Möglichkeit, daß der Mann den Herrn spielte und die Frau den Acker bestellen ließ, war in allen alten Kulturen vorhanden. Das äußerste, was in dieser Hinsicht möglich ist, zeigen gewisse Negervölker, wo die Frau als solche Sklavin und Arbeitstier ist. Auch in Deutschland gab es genug Barbarenrecht des Mannes gegenüber der Frau, diese wußte sich jedoch immerhin im großen und ganzen als Bäuerin und Meisterin in der alten deutschen Welt ihren Platz zu sichern. Das wesentlichste war natürlich ihre Stellung innerhalb der Landwirtschaft, da ja 75% des alten Volkes landwirtschaftlich waren. Die Stellung der Frau in der älteren deutschen Landwirtschaft gehört zu den besten Positionen, die sich die Frau in irgendwelchen Kulturformen errungen hat. Auch da, wo sie erbrechtlich benachteiligt und kirchlich ihrem Manne unterworfen war, fand sich in der Wirklichkeit des Lebens eine gewisse Selbständigkeit der Bauersfrau ein, die gar nicht selten in bäuerliche Mutterherrschaft überging. Die alte Bäuerin war und ist noch häufig ein Faktor, dem sich alles andere unterordnet. Wirtschaftlich beruht diese ihre Vorzugsstellung darauf, daß die Wirtschaft alten Stils ohne sie gar nicht getrieben werden kann, da es ein fester Bestandteil der alten deutschen Sitte wurde, daß die Kuh zur Frau gehört, und daß die Kuh das Haupttier des alten Betriebes ist. In der Milchwirtschaft hatte die Frau ein

Gebiet, in dessen Finanzen auch bei beginnender Geldwirtschaft die Männer nicht hineinzugreifen vermochten. Erst die moderne Molkereigenossenschaft entzieht der Frau den Rückhalt der Milchkasse, ein Verlust, der durch alle Vorteile des Molkereisystems nur schwer gutgemacht werden kann, da er die Frau um eine Stufe tiefer in die Abhängigkeit vom Manne hinabsteigen läßt. Immerhin bleibt in der Landwirtschaft auch heute überall dort, wo Viehzucht getrieben wird, die Frau in relativ gesicherter Höhe, denn die Kinderstube der Tiere erfordert im allgemeinen weibliche Hände. Auch die Garten- und Hackfruchtkultur ist günstig für weibliche Kräfte. Selbst in der Unterschicht der ländlichen Bevölkerung gelingt es dort, wo noch irgendwelcher eigener Wirtschaftsbetrieb vorhanden ist, der Frau verhältnißmäßig leicht, sich selbst durchs Leben zu bringen. Sie steht in dieser Schicht sehr tief, weil die Schicht selbst tief ist, aber sie steht nicht in reiner Abhängigkeit vom Mann. Und fast überall hat es die Landwirtschaft alter Art ziemlich gut fertig gebracht, Frauenarbeit und Mutterschaft zu vereinen. Es waren Drang- und Mühezeiten für die Frauen, wenn sie kleine Kinder hatten, aber das System als ganzes hat doch innerhalb gewisser Grenzen sich gut bewährt: die Arbeit war elastisch genug, die Fruchtbarkeit nicht zu hindern. Ähnliches gilt vom alten Betrieb des Handwerks und auch des lokalen Handels. Beide waren ohne Frau undurchführbar, da beide eine Zusammenfassung von Familie und Arbeit darstellten, in der die Frau mindestens so nötig war wie der Mann. Als noch alle Arbeitskräfte zur Familie gehörten, konnte die Arbeit oft leichter von einer Frau ohne Mann als von einem Mann ohne Frau fortgeführt werden.

Die Familie, in und von der gearbeitet wird, ist es, die durch die neuere Zeit verdrängt wird, denn die Vergrößerung der Betriebe hat zur Folge, daß Familie und Produktion sich

trennen. Das Handwerk tritt aus der Familie heraus und wird Fabrik, Werkstätte. Der Geselle tritt aus der Familie heraus und wird Arbeiter, der nur während der Arbeitsstunden mit dem Arbeitsleiter in Beziehung steht. Selbst der Lehrling erscheint nur für die Arbeitszeit. Die Männer gehen „auf Arbeit". Damit entleert sich der alte Begriff der Familie, und es entsteht die neue Familienform, die es in den alten Zeiten nur vereinzelt gab, die Wohnstätte, die nur für Konsumtion und Kindererziehung in Betracht kommt, aber nicht für Produktion. Diese neue verkleinerte Familie wird nun der Lebensbereich der Frau, welche dadurch von einer mitschaffenden zu einer verwaltenden Kraft herabgedrückt wird. Dort, wo viel zu verwalten ist, wird das weniger empfunden, denn die Leitung einer wohlhabenden Haushaltung bietet der Frau auch dann noch Spielraum genug, wenn sie ihren Mann in ein Geschäft gehen sieht, an dem sie keinen Anteil mehr hat; aber im kleineren Lebensgebiet, wo die Wohnung eng und der Konsum gering ist, da wird jetzt die Frau zur verkümmernden Pflanze. Und zwar wird sie das um so mehr, je geringer das Quantum von Tätigkeiten wird, das sich für Familienbetrieb eignet. Die Zahl der Hausarbeiten nimmt immer mehr ab. Das Schlachten und Backen geschieht kaum noch auf dem Lande in der Familie, das Waschen vermindert sich bei verringerten Räumen, die Hausschneiderei weicht der Billigkeit der Konfektion, das Besorgen der Lampen wird durch Gas überflüssig, die Heizungsvorrichtungen vereinfachen sich, alles kann gekauft werden, und wer nicht kochen will, kauft Essen in der Gastwirtschaft. Was bleibt schließlich noch übrig, wenn das Haus das Reich der Frau sein soll? Muß es nicht wie Verzweiflung über sie kommen, wenn sie sich mit der alten Familie zurückgehen sieht? Man sagt ihr, sie solle sich an der Erziehung ihrer Kinder genügen lassen. Aber wie kann jemand erziehen, der nichts erlebt? Die Erziehung

der vier Wände, in denen Woche für Woche ein Weib sitzt, das nur davon lebt, daß der Mann Geld in ihre Hände legt, ist in Wirklichkeit keine Erziehung, die auch nur entfernt das bieten könnte, was die oft hausbackene und nicht von des Gedankens Bläße angekränkelte Erziehung der alten Bäuerin und Meisterin leistete, auch wenn die Frau in den vier Wänden mehr gelernt hat als ihre Ahnfrau. Und was sollen all die unverheirateten Frauen tun? Für sie ist schlechterdings in der verkleinerten Familie kein Platz. Einst konnten Tanten, Muhmen, Basen überall gebraucht werden, und alle alten Familiengeschichten reden von ihnen; jetzt aber kann der kleine Mann in der Stadt beim besten Willen nichts mit ihnen anfangen. Wo soll die Frau bleiben, die noch nicht Mutter ist, oder die niemals Mutter wird, oder die ihre Kinder zeitig großgezogen hat? Ihr Suchen nach Produktion und Verdienst ist der Teil der Frauenfrage, der am offensten vor allen Augen liegt.

Die Frau muß auch auf Arbeit gehen! Alle moralischen Einwendungen sind bei heutigen Verhältnissen nichts als Geplapper. Das Weib ohne Rente, das heute nicht auf Arbeit geht, ist moralisch viel gefährdeter als die Arbeiterin. Die Würde der Frau im modernen Leben liegt sogar eben darin, daß sie sich ihren Lebensbedarf nicht schenken lassen und nicht mit Leistungen erkaufen will, die ihrer Natur nach nicht käuflich sein sollen. Ehre jedem Mädchen, das etwas lernen will, um sich nicht verkaufen zu müssen! Sittlich liegt die Sache sehr klar, aber volkswirtschaftlich leider desto unklarer.

Der Mittelpunkt der Schwierigkeiten ist die beständige Vermehrung von wichtigen Arbeiten, für die sich die Frau aus natürlichen Gründen nicht eignet. Jede Arbeit, die maschinell betrieben wird, gleitet damit mehr oder weniger aus den weiblichen Händen heraus, denn sowohl der Bau der Maschine wie auch ihre Bedienung ist ebenso wie Transport und Kohlen-

beschaffung männlich. Was für die Frau im allgemeinen übrig bleibt, sind Handgriffe, die die Maschine nicht machen kann oder will. Die Zahl dieser Handgriffe ist sehr groß; deshalb wächst die weibliche Ziffer, aber die gewerbliche Arbeit selber in ihrem Kern ist heute so männlich wie jemals. Man gehe nur in die Fabriken! Ich habe ein gutes Teil in den verschiedensten Arbeitszweigen gesehen, kenne die langen Säle voll weiblicher Arbeit, weiß, daß alles Zurichten, Putzen, Einpacken, Sortieren, Anheften, Löten, Stanzen, Anmalen ohne Frauen gar nicht gemacht werden kann, will nur davor warnen, daß man aus bloßer Statistik über die Stellung der Frau im Gewerbe sich falschen Meinungen hingibt. Sie dient und hilft, aber sie leitet nicht. Daran ändert es auch wenig, wenn die Zahl der „selbständigen" sich sehr vermehrt.

Im ganzen sind es die armen Industrien, die der Frau die Türen aufgemacht haben, teilweise Industrien, deren Aufrechterhaltung in der Konkurrenz des Weltmarktes sehr schwer sein wird. Die großen, entscheidenden Industrien sind fast frauenlos. Um nur die größten zu nennen: das Baufach in allen seinen Teilen, der Bergbau, die Metallindustrie, die chemische Industrie, der Eisenbahnbetrieb, die Holzverarbeitung. Diejenigen Arbeitszweige, in denen die Neuzeit am lebhaftesten pulsiert, die in der Volkswirtschaft unserer Tage das eigentlich Neue sind, stellen der Frau fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Und gerade diese Industrien müssen wir pflegen. Von der Eisenindustrie hängt, wie wir täglich sehen, aller andere Fortschritt ab. Es ist ein Unglück, mit dem die Frauen sich abfinden müssen, daß die neue Kulturperiode ihnen in so hohem Grade das Leben schwer macht. Aber nicht nur die Frauen müssen sich damit abfinden, sondern wir alle ohne Ausnahme müssen die Lage der Frau in ihrer ganzen, nie vorher vorhandenen Schwere kennen lernen, um bereit zu sein, zu helfen.

Das was die Frau mitbringt, ist die Kleinheit der Finger, der Geschmack für das Zierliche und Nette, die anerzogene Geduld, Ordnungsliebe und Bedürfnislosigkeit. Mögen einige dieser Eigenschaften auch nur durch die Not herangebildet worden sein, so sind sie doch jetzt da und bilden Waffen der Frau im Kampfe ums Dasein. Im neuen Wirtschaftsvolke ist die konkurrierende, billige und geschickte Frau der gewerblichen Berufe und die Verkäuferin der neueste Bestandteil. Viele weibliche Kräfte, die bei Handwerksberufen mitgezählt sind, sind in Wirklichkeit auch Verkäuferinnen. Textilbranche und Handel öffnen sich dem Weibe. Es ist kleinlich, wenn die Männer bei der oben dargelegten Schwierigkeit der Frauenberufsfrage auch hier noch den Frauen Nöte machen wollen. Überhaupt soll man ihnen alle Arbeitszweige, die sich gesundheitlich für Frauen eignen, aufmachen, damit sie selber prüfen, ob sie in ihnen sich ein Leben schaffen können! Seid liberal gegen die Frau, denn wir alle brauchen, daß sie nicht von der Eisenzeit und Geldzeit zur käuflichen Ware oder zum Luxusspielzeug herabgedrückt wird! Es ist die Seele des Volkes und der Nachwuchs des Deutschtums, der in dieser Frage auf dem Spiele steht.

Die Doppelaufgabe heißt also: erstens müssen inmitten der modernen Kultur hinreichend breite Arbeitsgebiete für die Frau hergestellt werden, und zweitens muß die Arbeit in diesen Gebieten so angelegt werden, daß die Mutterschaft sich mit der Arbeit verträgt. Es darf nicht heißen: entweder Arbeit oder Mutter, denn so einleuchtend dieses „entweder — oder" für eine gemütvolle Betrachtung sein mag, so tötet es auf die Dauer die Mutterschaft. Der Zug zur Berufsarbeit ist groß und wachsend unter allen unseren jungen Mädchen. Wer von diesem Zuge nicht ergriffen wird, taugt im allgemeinen weniger, als wer ihn stark empfindet. Das bessere, charaktervollere

Weib muß bei heutiger Sachlage Selbstverdienerin werden wollen, solange sie noch jung ist und ihres Lebens Plan zu machen beginnt. Soll nun für sie die Aufforderung zur Ehe unter allen Umständen die Aufgabe der erlernten Arbeit und gewonnenen finanziellen Selbständigkeit bedeuten, so wird in vielen Fällen die Aufforderung ablehnend beschieden werden. Ein Mädchen, das für sich etwas in der Welt geworden ist, hat nicht die einfache Naivität der ungelernten Tochter, die unter allen Umständen einen Versorger braucht. Soll gerade die straffe, tüchtige, berufliche Tochter sich von der Mutterschaft ausschließen? Das wäre ein Unglück für sie und das Volk! Es gilt also die Arbeitsverhältnisse der Frauen elastisch zu machen, so daß Heirat und Arbeit sich auch in der neuen Kultur vertragen, wie sie sich in der älteren Kultur vertragen haben. Ein Beispiel dafür ist der Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland hinsichtlich der Lehrerin. In Frankreich darf die Lehrerin verheiratet sein, bei uns nicht. Ohne Zweifel ist es eine große Anforderung an Umgewöhnung unserer Sitten, was in den letzten Sätzen gefordert wird, aber man überlege das Problem selbst, um sich zu fragen, ob nicht doch die einzige dauerhafte Losung der Frau lauten muß: Arbeit und Mutterschaft.

Arbeit und Mutterschaft! Mit diesem schweren Doppelideal allein ist die Zukunft der Frau gesichert, und zwar deshalb, weil nur so die Frau körperlich und sittlich gesund bleibt (oder wird), und weil nur so das Volk im ganzen weiterbestehen kann. Gelingt es nicht, dieses Doppelideal zu verwirklichen, so teilt sich die Frauenwelt in zwei Hälften, nämlich in

mutterschaftslose Arbeiterinnen und
berufslose Mütter.

Die mutterschaftslose Arbeiterin ist aber in sich selbst ein halbes Wesen, mag sie sinnlichen Lebensgenuß ohne Mutterschaft sich versagen oder gestatten. Sie ist in beiden Fällen

viel schlechter daran als der Mann, der nicht Vater ist. Auch als Arbeitskraft ist sie teilweis entwertet durch die seelische Unbefriedigtheit ihrer Zwangslage. Und andererseits ist die berufslose Mutter eine Wunde am Volkskörper, da sie, wie schon gesagt, an Charakter zurückgehen muß und außerhalb der Jahre der Kinderpflege sich als zweckloser Bestandteil der Gesellschaft empfindet, selbst wenn sie mit Kochen und Möbelputzen und Pflege des Mannes ihre Zeit auszufüllen lernt. Das richtige Gefühl, daß ihre Arbeiten nicht groß genug für ein ganzes Menschenleben und vielfach technisch rückständige Arbeiten sind, liegt wie Blei auf ihrer suchenden Seele. Weshalb haben wir so viele Puppen unter unseren Frauen? Weil sie ihr Dasein mit Puppenarbeit hinbringen! Sie erhalten die häusliche Kleinwirtschaft aus Lebensangst. Sie flehen, daß das Zeitalter der Maschine ihnen ihre Arbeit nicht noch mehr erleichtern soll. Denn wozu, wozu würden sie dann auf der Welt sein?

Das Problem selber ist also deutlich. Aber das ist leider auch fast alles heute. Sobald man sich in seine Wirrnisse vertieft, muß man Gefühle und Organisationen verletzen, die durch Jahrhunderte geheiligt sind. Die ganze bisherige Rechtsform der Ehe beruht auf der Voraussetzung, daß die Frau Arbeitskraft im Betriebe des Mannes ist. Diese Voraussetzung trifft in der Landwirtschaft noch meist zu und ist in vielen anderen Berufen herstellbar. Sie ist und bleibt die natürlichste Form der Vereinigung von Arbeit und Mutterschaft, die gegebene Normalform. Alle diese Fälle, in denen Mann und Frau in demselben Produktionsverband stehen, machen keine neuen Schwierigkeiten. Anders aber steht es, wo beide auf verschiedene Arbeit gehen. Und dieser Fall wird leider der Musterfall in der Zukunft des gewerblichen Volkes, da die kleinen häuslichen Privatbetriebe an Bedeutung verlieren. Schon heute ist dieser Fall

in allen Textilgegenden zahlreich vertreten. Dort entsteht am ersten die neue Form des Frauenlebens. Die wichtigsten Entscheidungen der Frauenfrage liegen dort, wo

der Umfang der Hausarbeit am meisten verkleinert ist,

die weibliche Erwerbskraft am meisten eingebürgert ist. Dort entsteht in Not und Drang die Gestaltung, die sich dann mit der weiteren Ausdehnung dieser Vorbedingungen möglicherweise weiterverbreitet.

Wir wissen wohl, daß es der herkömmlichen Betrachtungsart der Frauenbewegung, soweit sie bürgerlichen Charakters ist, durchaus widerspricht, die Textilarbeiterin als die eigentliche Musterform der modernen weiblichen Entwicklung anzusehen. Nichtsdestoweniger müssen wir an dieser Auffassung festhalten, denn alle neuen Organisationsformen des Lebens entstehen dort, wo die neue Not am dringendsten ist. Nicht als ob die ganze Zukunft aus den Tiefen heraufstiege! Die Gedankenarbeit wird oben getan, aber das Material selbst zur Umgestaltung der Gedanken, das Rohmaterial der Kulturumgestaltungen, ist dort zu finden, wo das alte System am meisten in die Brüche geht.

Die Stellung des Mannes zur Familie ist von da an, wo die Familie mit dem Arbeitsbetrieb nichts mehr zu tun hat, und wo die Frau sowieso als Verdienerin in Betracht kommt, eine lockere. Wenn in ihm die Moral des früheren Zustandes nicht stark nachwirkt, so fängt er an, von der „Familie seiner Frau" zu reden, für die er Geld geben muß, weil er der Vater ist. Er tritt zur Frau in ein formulierbares Verhältnis von Leistung und Gegenleistung, sobald der Begriff der gemeinsamen Einheitswirtschaft sich aufzulösen beginnt. Der Umkreis ihrer gemeinsamen Tätigkeiten verkleinert sich. Diese Veränderung kann durch keine Schärfung der Familienpredigt, so nötig und unentbehrlich sie ist, aus der Welt geschafft wer-

den. Von da aus aber verändert sich auch die Stellung der unverheirateten Mutter. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie den geschichtlich gewordenen, in der Vergangenheit tief verankerten Sittengesetzen nicht genügt, aber das Urteil über sie verschiebt sich in dem Maße, als es sich um selbsterwerbende Frauen handelt, die die Verantwortung für die Versorgung von Kindern für sich übernehmen können. Ein starker Grund der alten rechtlichen Unterordnung der Frau unter den Mann fällt damit weg. In solchen Fällen braucht die uneheliche Entstehung des Kindes keine Übereilungssünde zu sein. Die Frau sucht nach einem Wege, um freie selbständige Arbeit mit Mutterschaft zu vereinigen. Sie will auf dem Arbeitsmarkt ihr eigener Herr bleiben. Wie sie dann ihre doppelte Belastung trägt, ist ihre eigene Sache, oft wird sie und das Kind dabei zerbrechen. Es ist aber schon ein Fortschritt, daß die Krankenkasse diesen Zustand ihrerseits anerkennt. Man muß dieses alles vor Augen haben, wenn man die Folgen der Trennung von Familie und Arbeit recht verstehen soll. Wer diese Folgen rücksichtslos und grundsätzlich ablehnen will, muß letztlich die erwerbende Frau ablehnen.

Die Frauen mit besserer geschichtlicher und moralischer Erziehung werden sich trotz der Größe ihrer Lasten nicht davon abbringen lassen, daß die lebenslängliche Einehe die endgültig beste Form der Gemeinschaft von Mann und Weib ist. Es fragt sich nur, inwieweit diese beste Form sich mit der neuen Wirtschaftslage der Frau verträgt. Hier kann nur die opferwillige Praxis selbst zur Bildnerin von Recht und Sitte werden. Was wir hier inmitten volkswirtschaftlicher Untersuchungen nur zu fordern haben, ist, daß man nicht durch eine allzufertige Moral die Unmoral, das ist die Unfruchtbarkeit des Volkes, fördert. Das andere aber ist, daß wir an alle Arbeitgeber, die weibliche Kräfte

beschäftigen, die dringende, aus ernster Zukunftssorge herausgeborene Bitte richten, es der verheirateten Frau zu erleichtern, erwerbend zu bleiben. Es ist das nicht leicht, denn alle Mutterschaft bedeutet Arbeitsstörung. Es gehört viel guter Wille und Klugheit dazu, der Frau im Arbeitsprozeß ihre richtige Stelle zu geben, in der sie nützliche Kraft, Charakter und Mutter zugleich sein und bleiben kann. Es ist aber eine der allerwichtigsten Fragen, die wir überhaupt vor uns haben. Ihre Vernachlässigung wird unser Volk frühzeitig alt machen. Erst dann werden wir alle unsere Töchter mit gutem Gewissen den Weg der Berufsbildung gehen lassen können, wenn wir wenigstens soviel wissen, daß dieses nicht der Weg zum Ende des Volkstums sein muß.

Wir müssen die sozialen Motive stärken, indem wir die Last der Kindererziehung wieder mehr zur Sache der Gemeinschaft machen. Wir sagen nicht die Kindererziehung selbst, sondern ihre volkswirtschaftliche Last. Heute werden die Hersteller der Menschen von allen Seiten belastet, als sei es nötig, ihnen ihr Werk besonders zu erschweren. Weder der Vater noch die Mutter nehmen deshalb mehr ein, weil sie Kinder liefern. Man sagt ihnen: Ihr habt dafür das Vergnügen an den Kindern! Ganz abgesehen davon, daß dieses Vergnügen oft recht starken Trübungen unterworfen sein kann, so ist die Rechnung, daß der menschliche Drang, sich an Kindern zu erfreuen, ein so gewaltiger sei, daß er alle Hemmnisse spielend überwinde, keine allzu sichere. Jedes neue Kind verengt zunächst den Raum, vermehrt den Bedarf und verkürzt die Unabhängigkeit der Eltern. Wer Kinder hat, zahlt mehr Miete, zahlt Schulausgaben, verausgabt seine Kraft für die nächste Generation. Die Aufhebung des Schulgeldes ist nur allererster Schritt zur Anerkennung, daß es eine öffentliche Leistung ist, Kinder zu erziehen. In

dem Maße, in dem die Natur und die starke Gattungsmoral der Vorzeit schlaffer werden, werden wir weitere derartige Schritte tun müssen, wenn wir als Volk nicht zurückgehen wollen.

Die Herstellung der neuen Menschen ist gemeinsame Aufgabe beider Geschlechter, und wenn die Frau mehr physische Leistungen zu übernehmen hat, so gehört es sich, daß der Mann wirtschaftlich für sie eintritt: das ist die heutige Auffassung unserer Moral, und wir sind weit entfernt, von ihr etwas abstreichen zu wollen, möchten sie im Gegenteil stärken, können uns aber doch nicht verhehlen, daß damit die Schwierigkeit nicht völlig beseitigt ist, denn auch für den Mann als Individuum liegt es so, daß er leichter durch die kapitalistische Welt wandert, wenn er sich nicht mit Kindern belastet. Auch ihm gibt niemand etwas dafür, wenn er der Volkswirtschaft als Vater viel größere Dienste leistet als sein Nachbar. Gerade hier am Ausgangspunkt aller menschlichen Wirtschaft versagt die reine Geldwirtschaft. Man behauptet, die Gesellschaft werde durch den wohlgeordneten Eigennutz der Einzelnen zusammengehalten. Das ist vielfach richtig. Aber eine Gesellschaft, die nur durch diesen Eigennutzen bestimmt wird, stirbt aus. Man sagt, jede gesellschaftlich notwendige Leistung mache sich privatwirtschaftlich bezahlt. Auch das ist vielfach richtig. Nur die Neuschaffung macht sich nicht bezahlt, weder die geistige noch die physische, da neue Menschen und Ideen im Augenblick ihrer Herstellung noch keinen Marktwert haben. Je exakter man also den Gedanken des bloß geldwirtschaftlichen Systems durchdenkt, desto mehr enthüllt er sich als ein Gedanke der Unfruchtbarkeit. Er ist ein notwendiger Hilfsgedanke im volkswirtschaftlichen Getriebe, nicht aber das A und O.

Die Vergangenheit zeigt keinen blendenden einmaligen Sieg des Persönlichkeitsgedankens, aber ein beständiges erfolgreiches Ringen für ihn. Ihn nehmen wir Heutigen aus den Händen der Vorfahren und tragen ihn in unser technisches Zeitalter hinein, so daß unsere Parole heißt: Maschine und Persönlichkeit! Das ist der Gesinnungsinhalt, der hinter aller politischen Betätigung im Urgrunde der Geister auf der linken Seite liegt.

Dieser Gesinnungsuntergrund ist auch bei der Sozialdemokratie vorhanden. Mögen auch die Programmformeln so klingen, als käme auf Persönlichkeitswerte wenig an, und mag auch die Praxis der Partei zeitweise als Druck für Persönlichkeiten empfunden werden, es ist doch sicher, daß die Masse bei ihrem politischen Wollen von einem Persönlichkeitsideale vorwärts gedrängt wird, das der einzelne in sich hat. Der einzelne will menschenwürdig leben! In diesen Begriff „menschenwürdig" legt der Arbeiter seine materiellen wie sittlichen Ansprüche hinein. Er kämpft nicht für eine abstrakte Gesellschaftsordnung, auch nicht für seine arme Einzelperson, die bald ein Opfer gerade der politischen Tätigkeit werden kann, er kämpft für seinen Glauben an die Menschheit, das heißt für sein Ideal der Persönlichkeit, das er in Zukunft verwirklicht wissen möchte.

Die Großbetriebsentwicklung ist an sich kein Volksfortschritt, solange sie nicht mit Menschenrechten durchsetzt und gesättigt wird. Zwischen den gigantischen Industriezünften der Neuzeit versinkt die Menschlichkeit, wenn ihr nicht Bewegungsrechte garantiert werden. Wir werden ein Volk von Industriechinesen, wenn wir uns nicht zu vernünftigen Industrieverfassungen hindurcharbeiten. Das ist der Zentralpunkt der Zukunftsaufgaben in der inneren Politik, und hier ist der Liberale an seinem Platze. Der Sozialismus kommt schon

von selbst als Regelung der Produktion und als Verbandszwang aller arbeitenden Menschen, aber daß er zum Segen werde, dazu müssen wir die alte Fahne der Menschenwürde im Geiste des alten Liberalismus wieder hochhalten. Die bloße Verkündigung der Großbetriebsentwicklung für sich allein ist heute ohne magnetische Kraft. Wir alle wissen, daß sie kommt, und fühlen ihre Wucht und ihren Druck. Darauf kommt es an, wie sie gestaltet wird.

Bis jetzt sind wir gewöhnt, die Sicherung der Menschenrechte des Angestellten und Arbeiters ohne weiteres als zum Tätigkeitsbereich des Staates gehörig zu betrachten, weil wir den Arbeiterschutz in seiner staatsgesetzlichen Form am deutlichsten vor uns sehen; grundsätzlich aber muß festgehalten werden, daß er ein Stück der Industrieverfassung selber ist, und daß der Staat nur dort einzugreifen hat, wo diese sich als unwirksam erweist. Wir brauchen deshalb so viele Staatsgesetze, weil unsere Industrieverfassung so unentwickelt ist. Hätten wir starke Gewerkschaften einerseits und wirksamen Fabrikparlamentarismus andererseits, so würden wir uns viele staatliche Bureaukratie sparen können, denn dann würden diese beiden Faktoren für sich allein in der Lage sein, durch Verhandlung mit Syndikaten, Unternehmerverbänden und Unternehmern dasjenige Maß von Schutz und Bewegungsfreiheit zu sichern, das der Angestellte und Arbeiter braucht, um Mensch sein zu können.

Die Frage, was der Betrieb nicht darf, wächst mit jedem Jahre zu immer zentralerer Bedeutung an. Man hat bis jetzt die soziale Frage viel zu einseitig als bloße Frage materieller Versorgung angesehen, sie ist im Großbetrieb einfach die Frage des Menschenrechts .... Wir sehen eine Zukunft mit immer größeren Riesenbetrieben heranrücken. Wird diese

Zukunft eine neue Sklaverei sein, ein Ende aller liberalen Träume, eine Hörigkeit der Masse? Oder gibt es eine Form der Mitwirkung der Beamten und Arbeiter an der Leitung, die derartige moderne Versklavung unmöglich macht? Behalten wir Menschenrechte im Industrialismus? Das ist das tiefste Problem der Industrieverfassung.

Die Seele der Menge ist in einer merkwürdigen Umschiebung begriffen, deren Wesen man vielleicht so bezeichnen kann: bei unveränderter Kleinheit der Privatinteressen vermehren sich die Allgemeininteressen. Es entsteht der Mensch, der von aller Welt etwas weiß und doch nur über sehr geringe Dinge selbst verfügen kann. Dieser Mensch trägt eben damit einen Widerspruch in sich, der in früheren Zeiten bei der Menge des Volkes nicht so vorhanden sein konnte, den Widerspruch der gedachten und der wirklichen Welt. In seiner gedachten Welt steigen Völker, Heere, Rassen, Klassen auf und nieder, und sei es auch nur wie im Nebel sich drängende Schatten, in seiner wirklichen Welt aber gibt es den Geruch aus der Küche des Nachbars und das Gebell der Hunde auf dem Dorfweg wie vor alters. Welchen Wert hat nun für ihn die neue Ausweitung des Wissens? Ist er selbst damit größer und reicher geworden? Sind wir alle reicher geworden, weil wir alle mehr Tagesereignisse und Tagesurteile erfahren als selbst Goethe und Kant erfahren konnten? . . . . . Langsam und unvollkommen nur werden die zwei getrennten Welten ihren Zusammenhang finden können, indem einerseits der Umkreis der verantwortlichen Tätigkeiten sich erweitert und andererseits die Kenntnisse der weiten Welt im Laufe der Jahrzehnte sich vervollständigen. Das zweite geschieht von selbst, sobald nur die Schule guten Unterbau liefert,

das erste aber ist das Problem des Seelenlebens der Gegenwart in seiner schärfsten Zuspitzung. Es ist die Frage, ob wir in Zukunft Menschen haben können, deren Privatinteressen nicht eng und kleinlich sind, sondern sich dem erweiterten Weltbilde anpassen. Man versteht, welches Gewicht von diesem Gesichtspunkt aus die demokratischen Bestrebungen im Staate und im Wirtschaftsleben bekommen. Das Ziel der demokratischen Bestrebungen ist, dem einzelnen Anteil an der Leitung größerer Verwaltungskörper zu geben, ihn irgendwie in den Willensvorgang mit einzustellen, durch den die Geschichte gemacht wird. Welche ungeheuren Schwierigkeiten sich diesem demokratischen Streben gegenüber auftürmen, kann hier nicht dargelegt werden. Alles, was wir in Politik und Sozialpolitik arbeiten, ist im Grunde nur Teilarbeit an dieser Riesenaufgabe der Neuzeit, den Einzelnen irgendwie zum Subjekt des Gesamtwillens zu machen. In dem Maße als es gelingt, aus Untertanen Staatsbürger und aus Arbeitssklaven Mitarbeiter zu machen, wird es gelingen, die Welt des Charakters der Welt des Wissens anzupassen und auch in der weltwirtschaftlichen Zukunft einheitliche Menschen zu erzielen. Gelingt es nicht, die Demokratisierung zu fördern, dann ist der Durchschnittsmensch der Zukunft eine arme Seele, die von allem etwas weiß und dabei einen verkümmerten Willen in sich trägt, dessen Rotationsbezirk nicht größer ist als der Lohn und die Wohnung. Unter diesen Umständen verdirbt uns die Weltwirtschaft den Charakter, denn was dann herauskommt, ist der Mensch, der als Privatperson kleinlich bleiben muß und dessen Kopf dabei voll ist von Phantasien, ohne alles Maß der Wirklichkeiten, das aber ist der Mensch, der, wenn es gerade paßt, für sinnlose Revolutionen sich vergeblich opfert. Alle Unterdrückung demokratischer Betätigung im Zeitalter der demokratisierten Weltkenntnis erzieht auf diese Weise eine unübersehbare Gefahr für den

Bestand der Kultur überhaupt. Es ist kulturerhaltend, den Willenskreis der Menschen zu erweitern, deren Kenntnisse man nicht einzäunen kann. Vor den Gefahren der ziellosen Phantasie der Masse schützt nichts anderes als die Vergrößerung ihrer praktischen Verantwortlichkeit.

Man muß den Gedanken: „der Großbetrieb bedarf des Unterbaues einer Mittätigkeit aller Beteiligten", zunächst als prinzipiellen Gedanken fassen. Die prinzipiell weitgehendste Formulierung ist die im sozialdemokratischen Programm enthaltene: Vergesellschaftung der Produktionsmittel überhaupt. Die Geschichte pflegt in der Wirklichkeit aber nicht mit den radikalsten Formen anzufangen und pflegt sie auch niemals ganz zu erreichen; weil dann andere Gegenwirkungen wieder eintreten. Aber darin, daß Betriebe, die Tausende, unter Umständen Zehntausende von Menschen beschäftigen, nicht mehr behandelt werden sollen, wie einst Handwerksbetriebe behandelt wurden, wo einer unter dreien der König gewesen ist, liegt der Unterschied der alten von der neuen Auffassung. Wenn im alten väterlichen Kleinbetrieb eine Art monarchischen Prinzips vorhanden war, so bedeutete dieses Prinzip deshalb nicht so übermäßig viel, weil Seine Majestät die Schürze auch mit um hatte und selber mit zugriff. Wenn aber die Betriebe groß werden, rückt Leitung und Unterordnung himmelweit auseinander, und es ist reiner Schematismus, wenn man diese modernen großen Formen einfach nach dem herkömmlichen Schema vom alten Handwerk weiter beurteilt.

Es ist notwendig, den arbeitenden Massenmenschen ein Personalinteresse für den Großbetrieb, in dem sie stehen, zu geben. Ob das nun auf dem Wege der Arbeitervertretung im Einzelbetriebe und in der Branche geschehen und wie die dazu gehörige Beamtenvertretung geordnet sein soll, das sind technische Fragen.

Einst sagte man: der Liberalismus wird den Staat ruinieren. Liberalismus war gleichbedeutend mit Umsturz! Alles, was man heute den Sozialisten vorwirft, haben schon die Väter des Liberalismus in ihren Ohren gellen hören. Ist der Staat untergegangen? Ist er schwächer geworden? Würde er untergehen, wenn er noch liberaler wäre, als es bei uns der Fall ist? Die Staaten von Nordamerika und England geben die Antwort. Der Großbetrieb Staat hat sich mit Persönlichkeitsprinzip sättigen können, ohne dadurch schwindsüchtig zu werden. Im Gegenteil, je mehr er es tat, desto frischer wurde er. Das ist die große geschichtliche Erfahrung, die uns Mut und Lust gibt, das alte demokratische Persönlichkeitsideal auch in die neue großindustrielle Zeit hineinzutragen. Unsere Industrie wird sich in ihrer eigenen Kraft erhöhen, je mehr auch in ihr aus Sklaven und Untertanen Industriebürger werden.

Um die Arbeit in ihrer Qualität zu heben, muß man ihr den Sauerstoff des freien Willens zuführen.

Sozialismus ist Chorgesang, Individualismus ist Sologesang. Auch im Chorgesang muß jede einzelne Stimme singen, als ob es auf sie allein ankäme, dabei aber muß sie völlig getragen sein von dem gemeinsamen Rhythmus.

Im Chorgesang werden schwächere Kräfte von den übrigen mitfortgezogen, vor Fehlern bewahrt und auf Höhen gehoben; ein Chor darf aber niemals nur aus Schwachen bestehen. Er braucht Mitsänger, die ebensogut Solo singen können, wenn sie nur wollen. Diese zu erhalten, ist eine Lebensnotwendigkeit für den Chor.

Jeder Chor braucht einen Dirigenten. Es ist besser, wenn der Chor sich vor dem Dirigenten fürchtet als umgekehrt, aber

noch besser, wenn sie beide sich fürchten, in der Leistung zu sinken.

Ein Solist kann ein neues Lied aus sich heraus finden, wenn er noch etwas vom Urgeist des Sanges in sich hat; ein Chor aber kann immer nur singen, was einer ihm vorgesungen oder vorgeschrieben hat.

*

Die deutsche Zukunft ist ein großes Kunstwerk: das Nationalspiel unseres Volkes.

Erst haben die Orientalen ihr Spiel gespielt, nun liegen sie und träumen von ihren vergangenen herrlichen Zaubereien. Dann spielten die Griechen ein feines, unübertreffliches Spiel, und nach ihnen die Römer ein sehr anderes, mächtiges, starkes. Das waren nicht einzelne, die es machten, denn auch Perikles war nichts ohne Athen und Cäsar nichts ohne seine Legionen. Was aber war Athen ohne Sophokles, Phidias, Perikles; was Rom ohne Scipio, Marius, Cäsar, Augustus?

So haben die Päpste ihr Spiel gespielt mit einem gewaltigen Chor aus allen Zungen, so spielte das Frankreich Ludwigs XIV., das England des 19. Jahrhunderts. So soll jetzt Deutschland sein hohes Spiel wagen. Auf, rüstet euch mit Schwert und Harfe, mit Elektrizität und Chemie, nehmt alles Können zusammen, übt jeden Schritt und jede Hand und werdet ein Volk, wie vorher noch keins so tüchtig gewesen!

*

Wer vom Sozialismus nichts weiß als einige Formeln über Großbetrieb und demokratische Verfassung, der hat von ihm nur die Schalen in den Fingern. Ob er diesen Schematismus vorträgt oder einen anderen, ist praktisch ganz gleichgültig. Es gibt Sozialisten, die von allem lebendigen Sozialismus so verlassen sind, wie es Prediger gibt, die Gott nur aus dogmatischen Lehrbüchern kennen.

Lebendiger Sozialismus ist innerlich erlebte Gemeinschaft im Gestalten der Welt. Nur die Schaffenden wissen, wie eine

neue große Arbeit entsteht aus einer Organisation, die erst mit dem Werke selbst geboren wird, und die dann wieder mit ihm schlafen geht.

Eine Normalorganisation für alle Zeiten und Aufgaben zu suchen, ist Mangel an Lebenskenntnis.

*

Wenn Deutschland sein großes Spiel wagen will, so wird es dazu ein neus Kleid anziehen müssen. Das alte Preußenkleid ist dazu zu steif. Wir sollen uns leichter bewegen lernen, aber etwas Uniform und Gleichtritt muß doch dabei sein, denn das ist gerade die deutsche Leistung, daß wir gute Soldaten sind auf allen Gebieten des Lebens.

Nie werden wir ganz das sein was Franzosen, Spanier, Engländer vor uns gewesen sind. Aber wir werden eins vor ihnen voraus haben: wir sind das organisierbarste Volk der abendländischen Welt. Wir haben mehr Sozialismus im Blut, mehr Lust am Rhythmus des gemeinsamen Marsches.

*

Die deutsche Arbeiterbewegung ist der größte freiwillige Militarismus der Erde. An ihm kann man sehen, was das Volk von seinen Militärfürsten gelernt hat und nun für sich allein probiert. Aber auch in dieser Arbeiterbewegung hängt alles davon ab, daß es Führer gibt, und daß auch diese Ordnung halten. Die Masse allein vermag nichts ohne den einheitlichen Lebensstil ihrer gewerkschaftlichen und politischen Offiziere. An diesen Proletarierführern kann man die wunderbare Verflochtenheit von Individualismus und Sozialismus studieren. Bebel war beides, ein starker Sozialist und Individualist, und seine geschichtliche Größe liegt darin, daß bei ihm beides in Harmonie blieb. Diese Harmonie ist die Aufgabe der Zukunft: wir brauchen Führer, die über der Masse stehen, indem sie, von ihr getragen, ihr den Weg zeigen.

*

Eine Zeitlang schien es so, als seien nur die Arbeiter Sozialisten, und die übrige Bevölkerung wolle individualistisch bleiben. Das war schon damals, vor 30 Jahren, nicht ganz richtig, denn Adel und Geistlichkeit waren von altersher stark sozialisiert. Inzwischen aber ist die Sozialisierung der erwerbenden Schichten überhaupt eingetreten. Wo ist jetzt der wirtschaftliche Einzelmensch hingeraten? Überall Verband, Verein, Syndikat!

Der moderne Mensch ist der Verbandsmensch. Damit er aber vom Verband nicht erwürgt wird, behält er in seiner Seele ein Stück Sehnsucht nach Individualismus und freut sich, wenn er Leuten begegnet, die mehr sind als Verbandsmenschen. Wenn diese Sehnsucht einmal stirbt, dann werden wir Chinesen.

In unserer Periode kommt der Sozialismus von selber, der Individualismus aber muß gepflegt werden.

*

Der Sozialismus kommt organisch, das heißt, er beginnt bei den einzelnen Volksteilen und organisiert diese. Es werden Arbeiterverbände, Beamtenvereine, Bauernvereine, Handwerkerinnungen, Unternehmerverbände, Verkaufsgemeinschaften, Wohnungsgenossenschaften, Konsumvereine aufgestellt. Jeder dieser Verbände hat in sich seine führenden Individualisten. Ihr gegenseitiger Zustand ist der Kampf aller gegen alle. Aus dem Kampf aber erwächst der Friedensschluß, die Abmachung der gegenseitigen Leistungen. Jede solche Abmachung ist ihrer Natur nach nur auf Zeit geschlossen.

Der Inhalt aller Abmachungen ist die Regelung der Produktion und Konsumtion. Diese geschieht nicht von einer Zentralstelle aus, wie es zeitweise die Theoretiker dachten. Täglich werden irgendwo Tarife abgeschlossen, Normalpreise festgesetzt, Löhne vereinbart, Dividenden geregelt. Es wird heute viel mehr regiert als jemals früher, nur wechseln die Stellen,

von denen aus regiert wird. Die Ministerien und Volksvertretungen sind nur noch Teile des Regiments. Ihre Mitregenten heißen: Kohlenkontor, Stahlwerksverband, Spirituszentrale, Deutsche Bank, Gewerkschaftskommission, Bund der Landwirte, Hamburg-Amerika-Linie, Einkaufsgesellschaft, Warenhausverband und so weiter.

Das letzte Wort dieser Zeit ist der Verbandstarif. Es ist eine der höchsten individualistischen Leistungen, gute Tarife abzuschließen und sie durchzuführen.

*

Das Volk, welches zuerst den Mechanismus des Tarifes beherrscht, gibt der kommenden Weltwirtschaftsperiode den Charakter. Darum streiten sich die Deutschen und die Nordamerikaner, wer dieses technische Problem der Verfassung der Arbeit zuerst und am besten löst.

*

Die Arbeiter haben vielfach auch heute noch vom Sozialismus nur den letzten Teil begriffen, nämlich die gleichere Verteilung von Wohnung, Nahrung, Kleidung und Bildung. Sie wollen mehr haben. Daß man aber mehr gewinnen muß, wenn man mehr haben will, ist ihnen nicht aufgegangen, weil es noch nicht im Katechismus des Gewerkschaftsredners steht. Die Steigerung des Ertrages der Arbeit ist der Ausgang aller Fortschritte.

Die Arbeit wird ertragreich, wenn nichts Überflüssiges, Falsches, Halbes getan wird, wenn nicht mehr Material verbraucht wird, als nötig ist, und wenn zwischen den Arbeitenden alle gegenseitigen Hemmungen und Reibungen aufgehoben werden. Es muß in der Volkswirtschaft zugehen wie auf einem gutgeleiteten Rangierbahnhof. Das ist ein nüchternes Ideal, aber es ist nun einmal das Ideal der Weltwirtschaft im Zeitalter des Massengüterverkehrs. Und es ist für die Deutschen gut, daß ein so mathematisch-technisches Ideal in den Vorder-

grund tritt, denn das paßt gerade für uns. Das können wir. Wir systematisieren die Produktion.

Wer aber tut es? Herrschernaturen, die ihre Mitbewerber beugen. Diese sind die Bahnmacher des Sozialismus. Die großen Individualisten können nicht anders als Organisationen zu hinterlassen.

*

Was will Deutschland in der Welt?

Alle Rohstoffvölker sollen für uns arbeiten, damit wir ihnen Tische, Spiegel, Gewebe, Strümpfe, Uhren, Töpfe, Bücher, Maschinen oder Heizungskörper bringen. Wir wollen das erste Menschheitsgeschäft etablieren. Das können wir nur, wenn wir das beste Geschäft für jedermann sind.

Die Organisierung dieser Volkswirtschaft ist für uns der Inhalt des Wortes Sozialismus. Das ist der Kern der Reden über Regelung der Produktion. Das ganze Volk muß zusammenarbeiten lernen, wie wenn beim Turnfest tausend junge Männer zusammen ihre Übungen machen, wie wenn bei den Sängertagen zweitausend Stimmen dieselbe Melodie halten, wie wenn bei dem Kavallerieangriff dreitausend Reiter ihre Pferde in demselben Augenblick nach vorn werfen.

Diese Aufgabe ist Kunst im höchsten Sinne des Wortes. Das muß man können. Das erfindet kein Professor. Das wird in Übung gelernt: Deutschland in der Welt voran!

*

Ist es nicht etwas Kleines und Geringes, das Verkaufen hergestellter Waren als den Kernpunkt der Volkswirtschaft hinzustellen? Wo bleibt da die Kultur?

Alle Kultur lebt davon, daß man mehr hat, als man braucht. Also muß man erst so weit kommen, daß das Nötige keine Sorgen macht. Es war von Adam Smith nicht falsch, den Reichtum der Nationen mitten in die Erörterung der Neuzeit hineinzustellen. Erst laßt uns satt sein, dann wollen wir tanzen!

Sicherlich ist es wahr, daß das Persönliche am Menschen mehr in dem liegt, was er über das Nötige hinaus tut. Gelingt uns also der Sozialismus des markterobernden Tarifes, gelingt uns die beste Verfassung der Arbeit, dann sind wir in der Lage, Blumenbeete vor unsere Häuser zu pflanzen und kleine Tauben auf dem Ziegeldache fliegen zu lassen.

*

Kein Volk kommt vorwärts, wenn es nicht will. Wir müssen das organisierte Deutschtum wollen, müssen die ersten sein wollen, die sich ganz den Verkehrsmitteln der Neuzeit angepaßt haben. Wir alle müssen gemeinsam wollen. Dann machen wir Geschichte, statt von der Geschichte mitgeschleppt zu werden.

Die Zukunftsformen der organisierten Weltmarktsarbeit müssen wir nämlich unter allen Umständen über uns ergehen lassen, der Unterschied ist nur, ob wir dabei Schöpfer der Formen sind oder Knechte derer, die vor uns fertig waren. Arbeiten müssen wir, auch wenn wir schlechter organisiert sind, nur hilft es uns weniger.

Das Wollen aber ist im letzten Grunde Individualismus, denn wollen kann zunächst nur der einzelne. Er wird geschoben von anderen, bei ihm aber liegt es, ob er gehen will oder nicht. Der Chor singt, jeder einzelne aber muß singen wollen.

Es liegt, wie Marx unbestreitbar richtig gezeigt hat, im Wesen des Kapitalismus, seinen Gegensatz in sich selbst heranwachsen zu lassen. Ist es nämlich eine Eigentümlichkeit der kapitalistischen Methode, menschliche Leistungen als profitbringende Ware zu verwenden, so muß sich bei allen denen, die nicht an der Leitung des kapitalistischen Getriebes beteiligt sind, ein Streben entwickeln, nicht nur lebenslängliche Objekte geschäftlicher Spekulation zu sein. Dieses Streben der Objekte, Subjekt zu werden, ist Sozialismus.

Kapitalismus ist die aristokratische Auffassung desselben Wirtschaftslebens, dessen demokratische Auffassung Sozialismus heißt.

Es ist von allerhöchster Wichtigkeit, dieses gegenseitige Verhältnis von Kapitalismus und Sozialismus richtig zu erfassen, wenn man sich über die Aussichten des Sozialismus ein Urteil bilden will. Ist nämlich der Sozialismus eine grundsätzliche Verneinung der vorhandenen Entwicklungsrichtung unseres Wirtschaftslebens, dann ist er aussichtslos, denn keine Theorie, und sei sie noch so begeistert in den Willen vieler Menschen übergegangen, vermag etwas gegen die Wucht der unregierbaren Gewalten, die in der unbewußten Entwicklung liegen. Nur wenn, weil und soweit der Sozialismus nichts anderes ist als ein legitimes Kind der bisherigen Wirtschaftsgeschichte,

wird er lebensfähig sein. Alle bloße Utopie hat nur den Wert von schönen Träumen.

Der Sozialismus hat wegen dieser seiner Stellung im Kapitalismus zu diesem eine doppelte Haltung einzunehmen. Er muß ihm einerseits zur Vollendung helfen und ihn andererseits in seiner inneren Organisation umgestalten. Beides ist vom Marxismus richtig vorgezeichnet worden. Die marxistische Lehre hat das unzweifelhafte Verdienst, die deutschen Arbeiter von einer an sich naheliegenden rückständigen Beurteilungsweise der kapitalistischen Umwandlung des Wirtschaftslebens ferngehalten zu haben. Wie leicht konnte der Arbeiter gegen maschinelle Fortschritte, gegen Bankkonzentration oder Syndikatsbildung mißtrauisch und gegensätzlich gemacht werden, wenn ihm nicht feste Begriffe über die Gemeinsamkeit seiner Interessen mit denen des kapitalistischen Fortschrittes beigebracht worden wären! Hier zeigt es sich, welchen hohen Wert es gehabt hat, daß der deutschen Sozialdemokratie ein Mann von universalem Blick als geistiger Vater geschenkt wurde. Selbst die doktrinäre Verknöcherung der marxistischen Lehre hat darin einen Nutzen gehabt, daß sie alle Versuche, die deutschen Arbeiter als Hilfstruppen der wirtschaftlichen Reaktion zu brauchen, unmöglich gemacht hat. Noch heute stehen Kapitalisten und Sozialisten den beträchtlichen Resten vorkapitalistischer Zustände, Empfindungen und Absichten gegenüber als geistige Einheit da. Sie vertreten zusammen das Zeitalter des Verkehrs, der Technik, der praktischen Bildung, des Freihandels, der Goldwährung und der Syndikate, soweit sie sich auf Freihandel aufbauen. Sie sind zusammen eine gemeinsame Kulturbewegung, nur innerhalb dieser von ihnen beiden verteidigten und geförderten Kultur streiten sich die Materialbesitzer und die Arbeitleister um das Maß ihrer Rechte.

Die Sozialisten leugnen theoretisch, daß der private Besitz

an der Materie, die in den kapitalistischen Prozeß eingegangen ist, eine für diesen Prozeß notwendige Funktion erfüllt. Sie sagen, daß die ganze ungeheure Arbeit der modernen Welt auch ohne Aktionäre und Obligationenbesitzer getan werden könne. Man sehe ein Bergwerk an! Kann es nicht seinen Dienst gegenüber der Gesamtheit tun, auch wenn es keine besonderen Besitzer gibt, denen Dividende gezahlt werden muß? Kann es nicht auf irgendeine Weise diese Besitzer von sich abschieben, um nur sich selbst zu gehören? Oder kann es nicht unter Abfindung der Besitzer in die Hand der Allgemeinheit, der Gesellschaft, übergeführt werden? Und gilt das, was von dem einen Bergwerk gilt, nicht von allen großen unpersönlich gewordenen Unternehmungen? Soll die Arbeit bis in Ewigkeit mit Pflichten gegen eine Rentnerschicht belastet bleiben, die volkswirtschaftlich nicht mehr nötig ist?

Diese Grundfrage des Sozialismus ist so natürlich entstanden, drängt sich jedem Beobachter der heutigen Wirtschaftsverfassung so unmittelbar auf, daß selbst die Kapitalisten, sobald sie ihre persönlichen und egoistischen Gefühle zum Schweigen bringen, sich der Wucht der Frage an sich nicht entziehen können. Es gibt schon heute viele Kapitalisten, die den Ernst der Frage ebensogut verstehen, wie viele Sozialisten. Diese gleichen jenen Aristokraten der alten Zeit, die das Recht der Demokratie zu leugnen nicht für nötig hielten. Nur sagen sie ihrerseits, daß die geschichtliche Rolle des privaten Wirtschaftskapitals noch lange nicht ausgespielt ist. Noch gibt es endlos große Gebiete des inländischen und vor allem des internationalen Wirtschaftslebens, die längst nicht durchkapitalisiert sind. Der Privatkapitalismus ist erst noch mitten in seiner Arbeit. Jeder privatwirtschaftliche Kapitalzuwachs dient der weiteren Durchkapitalisierung der Erdoberfläche. Was ist es, das die notwendigen Betriebsmittel in alle Ecken der Erde wirft, wenn

nicht der Trieb des Besitzes, sich zu vermehren? Glaubt man, daß ein Staatssozialismus oder eine Genossenschaftsindustrie dasselbe leisten werde? Wenn der Privatkapitalismus wirklich schon am Ende seiner Aufgabe wäre, so müßte er die Züge eines alt und müde gewordenen Systems an sich tragen, Züge der Hilflosigkeit, Unsicherheit, der inneren Gebrochenheit. Das ist aber in unseren Tagen trotz aller sozialdemokratischen Leitartikel noch nicht der Zustand des Kapitalismus. Er ist voll und übervoll von Plänen und gewinnt noch immer steigende Mittel und Regierungskraft, während der Sozialismus Mühe hat, sich ihm gegenüber zu behaupten. Nach aller menschlichen Voraussicht ist die Uhr des Kapitalismus noch nicht abgelaufen. Man kann ihn in Resolutionen totschlagen, aber was hilft das?

Eine Wirtschaftsverfassung, die aus so vielen Voraussetzungen heraus entstanden ist, und die sich mit alten und neuen Rechten so ummauert hat wie der Kapitalismus, ist langlebig auch in einer schnell vorwärtsschreitenden Zeit. Sie verändert sich in sich selbst nach ihren eigenen Gesetzen und wird sich schließlich einmal so verändert haben, daß sie etwas völlig anderes geworden ist, aber sie ist in jedem Einzelkampf, den man ihr aufzwingt, von enormer Zähigkeit. Man sehe doch, wie zäh noch immer das prinzipiell überwundene Adels- und Feudalsystem sich am Leben erhält! Und wie sollte das viel jüngere und vollsaftigere neue System schon wieder seinen Platz räumen wollen? Der Sozialismus wird sich darauf einrichten müssen, daß es noch lange Zeiten hindurch den Kapitalismus gibt, und wird sich darauf beschränken müssen, ihm im einzelnen Terrain abzugewinnen und die Demokratisierung der Wirtschaftsleitung zu fördern.

Das alles bedeutet in keiner Weise eine Unterschätzung des Sozialismus. Er ist eine wirtschaftsgeschichtliche Bewegung allerersten Grades, eine Erscheinung, wie sie in keiner

früheren Zeit vorhanden war. Die Masse will wirtschaftlich Subjekt werden. Nur wird sie nicht darauf rechnen können, daß ihr alle Fülle alter Macht sozusagen von selbst in den Schoß fällt. Sie muß sich im Kapitalismus in die Höhe arbeiten und hat dazu wesentlich drei Wege: erstens die möglichste Steigerung der technischen, geistigen und moralischen Leistung ihrer einzelnen Mitglieder, zweitens die Vervollkommnung der Organisationen der Arbeitsverkäufer und der Einkäufer von Massenwaren, drittens die Ausnutzung der staatsbürgerlichen Rechte zur Erzielung einer staatlichen Wirtschaftspolitik, die den Interessen der besitzlosen Menge entgegenkommt und sie fördert. Diese drei Richtungen der Tätigkeit des Sozialismus sind unter sich eng verbunden, denn die Qualitätserhöhung der Arbeiter ist ohne Erhöhung der Staatsleistungen für Bildung und ohne Organisierung der Arbeiterschaft nicht denkbar, die Organisierung ist ohne politische Freiheit und Qualitätsverbesserung nicht allgemein durchführbar, die politische Macht setzt wirtschaftliche Leistungen voraus. Es muß ein großer allgemeiner Wille in der Masse lebendig sein, aufwärtszusteigen. Dieser Wille ist die seelische Grundlage des Sozialismus. Daß dieser Wille von der Sozialdemokratie geweckt und gefördert worden ist, und sei es auch zeitweise in agitatorischer Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit, ist ihr bester Beitrag zur nationalen Gesamtwirtschaft.

Die arbeitende Klasse ist in Deutschland im Aufsteigen. Die Statistik des wachsenden Volksbedarfs beweist es, daß wir eine Erweiterung des Lebensspielraums der Menge vor uns haben. Aber der Augenschein jedes Menschen, der das Arbeiterleben in seiner Alltäglichkeit kennt, bezeugt trotzdem, daß noch unendlich große Aufgaben vor uns liegen. Was könnte aus dem deutschen Volke gemacht werden, wenn es in allen seinen Teilen gut erzogen, gut ernährt und sittlich

geachtet würde! Das würde ein Volk von wunderbarer Tüchtigkeit sein! An dieses Volk, das im ganzen kein Volk von Knechten mehr ist, glaubt der Sozialismus. Um dieses Glaubens willen werden von zahllosen kleinen Leuten Opfer gebracht, die in Erstaunen setzen. Mag für viele dieser kleinen Leute der Sozialismus eine Art Religion sein, ein Glaube, der sich mehr mit dem Endziel beschäftigt als mit den Zwischenstufen seiner Verwirklichung, so ist ein gewisses Maß von Illusion bei allen bedeutenden Geschichtsbewegungen notwendig, und auch der ältere Liberalismus ist seinerzeit nicht ohne populäre Illusionen ausgekommen. Wer viel erreichen will, muß noch mehr hoffen können. Der Verlauf der Geschichte zeigt schon von selbst, wo die Elastizität des Wünschens größer war als die Möglichkeit der Verwirklichung. Es zeigt sich, daß der Kapitalismus nicht im Sturm erobert werden kann. Er ist noch fest, aber er bietet der Arbeiterklasse die Möglichkeit, sich immer mehr zu recken und zu strecken, hilft ihre Zahl vermehren und ihre Unentbehrlichkeit empfinden.

Sind wir der Überzeugung, daß der Industrialismus und Kapitalismus noch im Aufsteigen ist, daß er die nächste und vielleicht auch die übernächste Periode noch beherrschen wird, dann ist die Frage des Sozialismus nicht die: Wie wird es einmal aussehen, wenn wir den Charakter der Periode beherrschen, sondern: Welches sind unsere Möglichkeiten und Aufgaben in dieser Periode, die sich noch kapitalistisch aufwärts entwickelt? Und da ergibt sich das Doppelverhältnis, daß der Sozialismus dem Kapitalismus Fortschritte wünschen muß und ihm doch beständig in den Arm fallen muß, dieses Doppelverhältnis, welches viel komplizierter ist als die einfache Idee von der alten vergehenden und der neuen kommenden Gesellschaft. Der Sozialismus muß auf der einen Seite sagen: Wir brauchen es, daß die Kapitalmacht wächst, denn

wir brauchen Modernisierung des ganzen Betriebes, Vermehrung der Betriebsmöglichkeit, Vermehrung der Güter; wir brauchen es, daß die Leitung der Technik so exakt ist und so hoch steht, wie sie nur irgend sein kann, und wir müssen wünschen, daß in dieser Hinsicht unsere jetzige geschäftsführende Schicht noch viel mehr leistet, soviel überhaupt denkbar ist. Der Sozialismus muß zur jetzigen kapitalistischen Gesellschaft sagen: Ihr müßt technisch noch viel durchgearbeiteter, kapitalistisch noch viel durchorganisierter werden, und in dieser Hinsicht muß er dem aufsteigenden Kapitalismus helfen gegenüber der schweren rückwärts ziehenden Bewegung, muß ihm helfen in bezug auf Verkehrspolitik und muß ihm helfen in bezug auf Handelspolitik; ja selbst in einem Punkt, der für diejenigen, die selber kein Kapital haben, ungeheuer schwer ist, hat der Sozialismus die Rolle begriffen, daß er den Kapitalismus fördern muß, nämlich in bezug auf die Gesetzgebung über die Börse.

Indem er dies alles tut, muß er doch zugleich auf der andern Seite sagen: Alles das, was nun gewonnen wird durch die größere Technik, durch größeren Verkehr, durch die Freiheit des Handels, durch größere Beweglichkeit der Börse, kurz durch die ganze neue Volkswirtschaft, ist ein Erbe, auf das wir unsere Hand mit legen wollen, wovon wir unsern Anteil haben wollen. Und während er gemeinsam mit dem Kapitalismus vorwärts rennt, muß er ihm doch immer wieder ein Stück des Ertrages aus den Händen zu ziehen suchen und muß sagen: Gewiß, wir gewinnen zusammen, aber wir — denn in diesem Falle ist der Sozialismus die Gegenstellung gegen die, welche die Leitung im kapitalistischen Prozeß haben — kämpfen um Lohn, um Arbeitszeit, kurz, um den Anteil an alledem, was dieses moderne Leben uns in Volk und Land hineinwirft. Mit andern Worten, das Systembildende der kommenden Periode ist immer noch nicht der Sozialismus, sondern der in-

duſtrielle Kapitalismus, und der Sozialismus wächſt mit dieſem als ſeine notwendige Begleiterſcheinung, wächſt mit ihm als ſein Gegenbild, wächſt mit ihm als Bruder und Feind zugleich in die nächſte kapitaliſtiſche Epoche hinein.

Aus bloßen kaufmänniſchen und techniſchen Beſtrebungen heraus kann man es nicht verſtehen, wenn der Erwerbstrieb und der Organiſationsgeiſt einen früher nie geahnten Umfang annehmen. Die Menſchen bleiben nämlich unter Umſtänden jahrhunderte- und jahrtauſendelang in mittelalterlicher Wirtſchaft, wenn ihre Seelen ſo lange mittelalterlich gebunden bleiben. Man ſehe ſich die Chineſen an! Auch dort gab es ökonomiſche Gründe genug, die Wirtſchaftsweiſe ertragreicher zu geſtalten, als ſie bis heute iſt. Die Not der Übervölkerung hätte dort viel eher zu neuen Entwicklungen führen müſſen, wenn es nicht am weſentlichſten gefehlt hätte, an der neuen Seelenrichtung. Dieſe entſtand nicht im Kulturlande des Oſtens, ſondern bei uns im Abendlande auf einem Boden, der zunächſt viel weniger nach ihr ſchrie, als etwa der Boden Chinas und Indiens. Bei uns entſtand in einer eigentümlichen Weltgeſchichtstemperatur die kapitaliſtiſche Seele und wurde Maſſenerſcheinung. Vorher und anderswo kam ſie vereinzelt vor, ſozuſagen verſuchsweiſe, in Weſteuropa aber wurde ſie Normaltypus.

Wer heute Orient und Okzident vergleicht, der kann ſich am beſten eine innere Vorſtellung vom Weſen des Kapitalismus machen. Im Orient gibt es Reichtümer, Schacherer, Geſchäfte, aber noch immer keinen eigentlichen modernen Kapitalismus. Es fehlt etwas Schwer-zu-ſagendes: die Unperſön-

lichkeit des Erwerbstriebes, sozusagen die Mathematik des Mammonismus. Diese ist unser Schicksal, die Ursache unserer Größe und unserer Leiden.

Weil der Kapitalismus moralisch und unmoralisch zugleich entstanden ist, trägt er auch bei seinem Größerwerden eine doppelte Seele, eine herzlose und eine menschenfreundliche; er kommt als Ausbeutung und Befreiung, als Materialismus und Idealismus, als ein Instrument für Übermenschen und eine Lebensvermehrung für Massen.

Der einzelne Kapitalist arbeitet natürlich nur für seinen Profit, aber mit oder ohne Willen ist er ein Organ der ganzen Volkswirtschaft. Er sitzt an der Quelle und trinkt zuerst, aber er kann es nicht hindern, daß Ströme wirtschaftlichen Wassers durch seine Hände weiterfließen.

„Wir leben im Zeitalter des Verkehrs", ist nur ein anderer Ausdruck der Tatsache: wir leben im Zeitalter der gewaltigen Kapitalvermehrung. Wo gibt es noch Wälder, wo gibt es Felder, wo sind Erze, wo sind Steine, wo sind Tiere, wo sind Berge, wo sind Dünen, die nicht anfangen, Kapital zu werden? Man fühlt es, wie das Zeitalter des Verkehrs an jeden alten Felsen klopft, um ihn zu fragen: sage, Alter, kannst du nicht irgendwie Kapital werden? Die Eisenbahn und das Dampfschiff werden es fertigbringen, daß in einigen Menschenaltern die ganze Erdoberfläche durchkapitalisiert sein wird, einbezogen in das Doppelsystem der Material- und Finanzgemeinschaft. Das ist das geschichtliche Erlebnis des Geschlechtes, zu dem wir gehören.

Wie wenig Dinge waren im Mittelalter Kapital, und wie unendlich viele sind es jetzt!

Noch sind wir mitten drin im Prozeß der Durchkapitalisierung der Erdoberfläche, aber wir sind doch schon so weit, daß die Phantasie versuchen kann, den Zustand zu ergründen, der eintreten muß, wenn selbst China, diese letzte Riesenburg der mittelalterlichen Wirtschaft, in Goldwerte umgedacht sein wird. Dann besteht das Wachsen des Kapitals nicht mehr im Erschließen alter Herrschaftskulturen der vorkaufmännischen Zeit, sondern nur noch in der Steigerung der inneren Intensität des Arbeitsvorganges. Dann erst tritt eine Wirkung der Goldvermehrung rein zutage, die jetzt zwar als Tendenz vorhanden ist, sich aber wegen der großen Ausdehnungsarbeiten nicht merkbar betätigen kann. Goldvermehrung bei sonst gleichbleibenden Verhältnissen, bei geschlossenem Handelsgebiet, bedeutet, daß für mehr Gold weniger Ware gegeben wird, daß also die Warenpreise und Löhne steigen, oder daß die Schuldner weniger Arbeit und Materie abgeben müssen, um ihren Verpflichtungen nachzukommen. Goldvermehrung hebt also von einem gewissen Zeitpunkte an die verschuldeten Nationen gegenüber den Gläubigerstaaten in die Höhe. Das wird der kritische Zeitpunkt für die Weltherrschaft der weißen Rasse und insbesondere der angelsächsischen Nationen sein, und erst in dieser späten Situation kann man sich vorstellen, daß der Besitz der Goldfelder als politisches Kampfobjekt der ganzen Menschheit in Betracht kommt, und zwar sind es dann voraussichtlich die besitzenden Völker, die das Gold zurückhalten werden, um ihre Renten hochzuhalten.

Es würde vielleicht nicht nötig sein, der Phantasie zu gestatten, in so weite Fernen vorauszueilen, wenn wir nicht genötigt wären, der marxistischen Lehre von der Endkatastrophe des Kapitalismus eine bestimmte Ansicht gegenüberzustellen.

Die Marxisten sagen ihren Anhängern, daß die kapitalistische Gesellschaft an ihrer eigenen Konstruktion zugrunde gehen muß. Bis jetzt ist dieser Untergang aber weder eingetreten noch in Aussicht. Der Kapitalismus entwickelt sich, verändert sich, organisiert sich in immer größeren Verbänden, aber er hat keineswegs hippokratische Züge im goldglänzenden Angesicht. Das macht, weil er noch im Zeitalter der Ausdehnung nach außen ist. Solange er sich noch immer neue Gebiete erobern kann, bleibt er noch gesund in sich selber und erstickt nicht an der Fülle seiner eigenen Produkte, weil er noch immer Neuland für neue Arbeitsprozesse findet. Erst dann, wenn die Ausdehnung zu Ende sein wird, entsteht die Frage, ob der innere Kreislauf des Kapitals an sich zu Stockungen und Zerstörungen führen muß, dann entsteht die Frage, ob die Kapitalvermehrung den Kapitalismus tötet.

Der Einfluß der großen Banken ist gleichzeitig extensiv und intensiv, jenes, indem er die Sphäre der kapitalistischen Geschäfte nach außen hin erweitert, dieses, indem er die Entpersönlichung des Arbeitskapitals fördert. Beides ist nicht immer auseinanderzuhalten, da oft die Produktionserweiterung mit der Entpersönlichung zusammenhängt. Man muß dabei festhalten, daß es den Banken meist weniger darauf ankommt, regelmäßige Verwaltungen zu übernehmen, als Neugründungen, Neuanlagen, Umwandlungen, denn erst in der Vermittelung neuer Kombinationen erhöht sich der kaufmännische Verdienst. Die Bank hat das Bestreben, ihre eigenen Mittel möglichst wenig dauernd festzulegen, um für neue Unternehmungen die Hände wieder frei zu bekommen. Sie gründet, um die Aktien, wenn sie in die Höhe gestiegen sind, wieder zu verkaufen. Dasselbe gilt von den Staatsanleihen. Auf diese Weise sind die Bankkapitalien die Kavallerie des

kapitalistischen Aufmarsches. Sie sind beständig von inländischen und ausländischen Projekten umlagert. Was könnte noch alles gemacht werden! Alle Erdteile sind voll von Arbeiten, die geschehen könnten! Es fragt sich aber, welche davon am ehesten in das bisherige System der Märkte, Transporte und Bedürfnisse sich einordnen, denn nur bei ihnen ist zu gewinnen. Dieses zu untersuchen und danach zu handeln, ist Bankangelegenheit. Ein berühmtes Beispiel solchen Handelns mit großen fernen Möglichkeiten war der Suezkanal und ist die Bagdadbahn, ein unglückliches Beispiel der frühere französische Versuch eines Panamakanals. Die Zukunft ganzer Länder hängt von den Entscheidungen einiger europäischer Bankdirektoren ab. Beispielsweise werden Palästina und Mesopotamien sich nie aus eigner Kraft heben können. Sie warten, bis Londoner, Newyorker, Pariser, Brüsseler oder Berliner Kapital durch direktorialen Entschluß auf ihre kahle Oberfläche geworfen wird. Ähnlich ist es aber auch mit der Entwicklung einzelner Landesteile bei uns. Es gibt kleinere Industrien, die deshalb nicht gedeihen, weil sie für die Bankleitungen zu unübersichtlich sind und deshalb liegen gelassen werden. Da nämlich die großen Banken allein imstande sind, große Umwandlungen anzubahnen, da aber diese Banken an glatten, großzügigen Verkehr gewöhnt sind, so sind sie, wenn man so sagen darf, ungerecht gegen alle Produktionsformen, die einen verworrenen äußeren Anblick und größere Verwaltungsschwierigkeiten darbieten. Die Banken arbeiten trotz ihrer Größe nicht nach allgemeinen volkswirtschaftlichen Kulturgesichtspunkten, sondern als Erwerbsgeschäfte, die das unbequeme Geschäft, auch wenn es an sich lohnend sein könnte, möglichst von sich abschieben. Daher kommt beispielsweise die relativ geringe Geldausstattung der deutschen Viehzucht, des deutschen Baugeschäfts und der feineren Textilbranche. Mitten im Zustrom anlagebedürftiger Gelder bleiben durstige

Arbeitsgebiete ungetränkt, während andere Arten von Anlagen mit finanziellem Wasser geradezu übergossen werden. Das große Kapital verlangt von seinen Schützlingen, daß sie sich auf die normale Gesellschaftsform der kapitalistischen Produktion einlassen, es verlangt im allgemeinen die Aktiengesellschaft. Erst in neuerer Zeit treten ihr verschiedene Genossenschaftsformen erfolgreich zur Seite. Jedenfalls aber bei Aktiengesellschaft wie Genossenschaft verlangt das Großkapital die Verminderung des rein persönlichen Betriebes.

Die Konkurrenz schafft bei ihrer ungehinderten Verschärfung im Laufe verhältnismäßig kurzer Zeiten Zustände, bei denen teils die Höhe des kapitalistischen Verdienstes, teils auch die Reellität der Produktion in Frage gestellt wird. Der erste Grundsatz der freien Konkurrenz ist die gegenseitige Unterbietung. Diese kann erreicht werden entweder durch Verschlechterung der Ware oder durch besondere Erleichterungen, die man dem Käufer in Hinsicht auf seine Zahlungen und Leistungen gewährt, oder durch Herabsetzung der Preise bis nahe an die niedrigsten Selbstkosten oder durch eine Vermehrung der Quantität des Angebotes, die den Markt überschwemmt und zu einer Herabdrückung aller Preise führen muß. Mit Recht hat einer der älteren französischen Sozialisten gesagt, daß die Konkurrenz die Konkurrenz tötet, und Karl Marx sah mit der Schärfe seines Verstandes die Wirkungen der Konkurrenz in der Aufzehrung der kleineren durch die größere und der größeren durch die größte. Sobald man sich die freie Konkurrenz bis an das Ende hindurchdenkt, wird sie zu einem angstvollen Kampf ums Dasein für alle Beteiligten und wird gleichzeitig in allen einfachen Massenartikeln zu einer Gefahr der Verschlechterung der Qualitäten. Diese Form der Konkurrenz konnte von der ersten Generation liberaler Volkswirtschaftler noch nicht in ihrem ganzen Umfange übersehen werden, denn diese erste Generation hatte noch

gar nicht die wirklich ausgewachsene und ausgereifte Konkurrenz vor sich, sondern öffnete ihr nur die Türe. Was den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutschland als Konkurrenz erschien, war ein harmloser Wettkampf gegenüber der Unerbittlichkeit des Rechnens und der Reklame, mit der ein Menschenalter später die verschiedenen Unternehmungen sich gegenseitig vom Markt zu stoßen suchten. Sobald aber einmal die Konkurrenz in Wirklichkeit entfesselt worden ist, so bildet sich aus Furcht und Grauen aller gegen alle die umgekehrte Gesinnung, nämlich der Drang, einen contrat social herzustellen, eine Lebensmöglichkeit durch Ausschaltung gegenseitiger Übergriffe.

Diese Grundstimmung tritt am stärksten in die Erscheinung, wenn Perioden matteren Geschäftsganges über die Industrie hingegangen sind. In den guten Zeiten glaubt jeder Unternehmer sich selbst halten und emporkämpfen zu können. In den schlechten Zeiten aber sieht er sich und seine Konkurrenten leiden, und beide geben sich, sobald die Lage sich bessert, die Hand: Laßt uns Brüder sein! Sie wissen, daß sie damit einen Teil ihrer Freiheit und Selbständigkeit dahingeben, aber die Verhältnisse sind stärker als ihr Wollen, und bald macht man aus der Not eine Tugend und erwärmt sich für die Gemeinschaft, in die man sich einzuordnen gezwungen wurde. Es geht dies aber um so leichter, je mehr bei wiederkehrender guter Geschäftszeit das Kartell sich als finanziell förderliche Macht erweist, je mehr durch das Zusammenwirken von Unternehmerverband und Kartell einerseits die Herstellungskosten niedrig gehalten, andererseits die Verkaufspreise erhöht werden. Ist das Kartell in seinem ersten Jahre eine Hilfsveranstaltung gegen Not gewesen, so wird es sehr leicht im dritten und vierten Jahre eine Gewinnveranstaltung zur Ausnutzung guter Geschäftslage. Die Gewinne werden durch das Kartell teils größer, teils regelmäßiger, und um dieses

unleugbaren Vorteils willen lassen es die Mitglieder des Kartells sich willig gefallen, daß ihre Geschäftsführung einer immer genaueren Kontrolle unterworfen wird, so daß schließlich über der Leitung der Einzelunternehmungen eine Oberleitung entsteht, ein Direktorium, eine selbstgewählte Regierung der verschiedenen industriellen Arbeitszweige. Diese Oberregierung kann sich juristisch in den verschiedensten Formen darstellen, als neue Aktiengesellschaft oder als Handelsgesellschaft oder auch nur als nichterwerbender Verband. Volkswirtschaftlich aber ist die Regellosigkeit der Feststellung der Produktions- und Verkaufsbedingungen überwunden, und das Einzelgeschäft ist im Grunde zu einer Art Filiale eines kaufmännischen Unternehmens geworden, welches den Konsum eines ganzen Gebietes zu leiten unternimmt.

Es entsteht eine alleroberste Schicht von kaufmännischen und geschäftlichen Leitern des Produktionsprozesses, welche die Verwalter des industriellen Kapitals sind. Ihre Tätigkeit spielt sich zur einen Hälfte in den Banken ab und zur anderen Hälfte in der Führung von Kartellen und kartellierten Riesenunternehmungen. Unterhalb dieser obersten Schicht steht eine zweite Klasse von Unternehmern, die an sich noch groß und bedeutend erscheinen, die sich aber den eigentlichen Leitungen gegenüber als Regierungskräfte zweiten Grades darstellen. Hinter ihnen kommt die Menge der kartellierten Verbandsunternehmer, die je länger, desto mehr Beamte in einem Betriebe sind, dessen Führung über ihre Kräfte hinausgeht, und erst hinter diesen Verbandsunternehmern bleibt eine der Zahl nach nicht geringe Menge von kleinen selbständigen Unternehmern übrig, welche, formell angesehen, unabhängig sind, in Wirklichkeit aber an das Schicksal der großen Industrien gebunden, und ebenso in dem,

was sie herstellen, als in der Bildung ihrer Preise eingefügt sind in feste Normen, denen sie nur mit Gefahr ihrer Existenz Widerstand leisten können. Es bildet sich also eine industrielle Hierarchie aus, bei der die letzten von den ersten himmelweit entfernt sind, und bei der die letzten sich fragen, ob sie denn noch gemeinsame Unternehmerinteressen mit denen haben, die wie Herzöge hoch über ihnen auf der Oberstufe des wirtschaftlichen Lebens thronen.

Der hiermit dargestellte Vorgang vollzieht sich in den verschiedenen Gewerbszweigen sehr verschieden. Im allgemeinen ist festzuhalten, daß die Verarbeitung von Rohstoffen zu Halbfabrikaten der Konzentration des Betriebes größere Möglichkeiten öffnet, als die Herstellung fertiger Gebrauchswaren. Die Fertigfabrikation ist in vielen ihrer Teile fast gar nicht kartelliert. Sie leidet unter dem Druck der Preise, die von den Kartellen gemacht werden, und sucht diesen Druck an die Käufer der Waren weiterzugeben. Wie weit ihr das gelingt, hängt von der Konsumkräftigkeit der kaufenden Menge, von der Organisation des Kleinhandels und von der Möglichkeit, trotz der Kartellpreise auf dem Auslandmarkt zu konkurrieren, ab. Wird diese Möglichkeit durch allzu große Verteuerung abgeschnitten, dann bedeutet des System der Kartelle geradezu eine Verengung des Luftraumes für diejenigen Industrien, in denen sich das persönliche Element am meisten ausleben kann.

Es werden darum die Kreise der Fertigfabrikation je länger desto mehr darauf bedacht sein müssen, daß die wirtschaftliche Macht der in ihrem Rücken stehenden Kartelle keine allzu große wird, und wir erwarten, daß aus diesen Kreisen eine Bewegung entsteht, die sich zwar nicht gegen das Kartell an sich richtet, aber alle besonderen Staatsbevorzugungen der Kartelle bekämpft. Mit anderen Worten: Wir erwarten, daß die von

den Kartellen bedrängten Fertigfabrikanten sich einer mehr freihändlerischen Bewegung anschließen, damit durch den freieren Handel die Kartelle ihrer künstlichen Stütze beraubt werden und sich nur soweit entwickeln können, als sie bei freiem Handel sich als wirtschaftlich fest und vorteilhaft erweisen.

Dadurch, daß der einzelne Markt vom großen gemeinsamen Markte verschlungen wird, wird alle Arbeit untereinander immer ähnlicher. Das gilt auf ästhetischem Gebiet, davon aber ist hier nicht zu reden. Das gilt in Hinsicht der Rohstoffe und der Preise. Früher gab es provinzielle Stoffe und Preise. Jetzt aber tauschen alle Provinzen und Länder ihre Arbeitsmethoden und Preise miteinander aus. Vor allem die Massenartikel des Volksbedarfes werden schematisiert, das will sagen: sie bekommen ihre Normalnummern, denen sich kein Produzent mehr entziehen kann. Beispiele sind die Bezeichnungen der Garnsorten, Getreidesorten, Weinsorten, Bierarten, Zuckersorten, Glasarten. Der einzelne kann versuchen, seine Spezialsorten an den Mann zu bringen, hat unter Umständen damit Glück, aber im ganzen wird ein Kampf ums Dasein zwischen den marktgängigen Sorten gekämpft, in dem nur eine gewisse Anzahl normaler Durchschnittsformen das Feld behauptet. Schon die Wucht der großen Reklame entscheidet für einzelne Artikel. Ob Odol oder Kosmin besser oder schlechter sind als hundert andere Zahnwasser, kommt nicht mehr in Frage, sie haben das Ohr der Menge erreicht. Es ist möglich, daß sie verdrängt werden, aber nur wieder von einer neuen Normalform, nicht von verschiedenen Individualprodukten. Ob man von Herrn X oder von Herrn Y Papier oder Kohlen kauft, macht wenig mehr aus, da sie zu denselben Preisen fast genau oder ganz genau dasselbe liefern müssen. Von welchem Eisenwerk der Maschinenfabrikant be-

zieht, verliert an Bedeutung, da er weiß, daß sie alle unter gleichen Bedingungen produzieren. Der Spielraum der selbständigen Gestaltung wird in allen kontrollierbaren Artikeln fabelhaft eng. Ob die Hausfrau beim Kaufmann Müller oder beim Kaufmann Schulze kauft, macht heute viel weniger aus als früher, da beide in derselben Straße wohnen und sich ruinieren würden, wenn sie nicht gleich schlecht oder gleich gut wären. Zu beiden kommen dieselben Geschäftsreisenden und machen ihnen dieselben Offerten, beide bezahlen relativ die gleiche Miete, beide zahlen die gleichen Löhne und Gehälter, beide kämpfen um dasselbe Publikum. Sind sie nicht im Grunde wie zwei Angestellte einer einzigen unsichtbaren Firma? Und wenn die Bauern in Eichsdorf oder in Müllerwinkel eine gemeinsame Molkerei machen, einen Einkaufsverein für Düngemittel haben, eine Dreschmaschine von Gehöft zu Gehöft wandern lassen und an denselben Getreide- oder Viehhändler verkaufen, sind sie da noch frei in der Herstellung? Am gleichförmigsten gestaltet sich natürlich die Arbeitslage der abhängigen Lohnarbeiter. Sie sind wie Ameisen in einem großen Haufen. Wer sie nicht ganz mikroskopisch betrachtet, kann sie nicht unterscheiden. Aber auch der ganze kleine und mittlere Betrieb reguliert sich. *Wir bekommen wieder gebundene Zeit im Wirtschaftsleben, wo der einzelne untertaucht.* Die Arbeit als gemeinsame Leistung zwingt die Individualitäten in ihren Bann. Das Wirtschaftsleben bekommt wieder Stil, Tradition, Zwangsformen. Das ist das große und schwere Thema, das die Gegenwart beschäftigt, das ist die soziale Frage in der Organisation der Arbeit. Mit einer sehr gemischten Empfindung von Bewunderung und Grauen begrüßen wir dieses über uns kommende Schicksal. Unsere Gefühle sind noch in der alten Welt, die im wirtschaftlichen Liberalismus ihren Ausdruck fand, aber um uns herum türmen sich unliberale Gestaltungen:

Syndikate, Preiskartelle, Riesenbetriebe, Arbeiterverbände, Verkaufsgemeinschaften aller Art. Ihnen offen ins Auge zu schauen, ist unsere Pflicht.

Der Gedanke einer Organisation der Industrie im ganzen war noch vor 15 Jahren in Deutschland wenig verbreitet. Natürlich war er den Führern der entstehenden industriellen Verbände nicht fremd, aber die Mehrzahl der Unternehmer verhielt sich ablehnend, und die übrige Bevölkerung sah das neue Problem überhaupt noch nicht, nur die sozialdemokratische Presse behauptete beständig, die Kapitalistenklasse sei eine organisierte Einheit. Indem die Sozialdemokraten dieses sagten, griffen sie der Entwicklung der Dinge vor, aber sie beurteilten im Grunde die Sache richtig, richtiger als die Mehrzahl der direkt beteiligten Unternehmer. Die Unternehmerklasse war bei Beginn des großen Wirtschaftsaufschwunges in der Mitte der neunziger Jahre einem See vergleichbar, der noch nicht gefroren ist, dessen Oberfläche aber voll kleiner Eiskristalle schwimmt. Es gehört wenig dazu, und der flüssige Aggregatzustand wird an der Außenfläche in eine feste Organisation übergehen. Das ist es, was wir eben jetzt erleben: die Industrie macht sich selber Gesetze und zwingt den Einzelunternehmer in Verbände. Diesen Vorgang statistisch genau darzustellen, ist heute noch niemand imstande, denn noch ist er zu jung, um in seinem ganzen Verlauf wissenschaftlich erfaßbar zu sein, auch vollzieht er sich vielfach im Halbdunkel streng vertraulicher Privatabmachungen. Aber das Wesen der neuen Gestaltung können wir schon jetzt aufzuzeigen versuchen, denn so unklar der Einzelverlauf bis heute erscheinen mag, so deutlich ist die an allen Ecken gleichzeitig hervortretende Gesamtrichtung der Bewegung. Es handelt sich dabei um einen wirtschaftsgeschichtlichen Vorgang allerersten Ranges, um die Entstehung von Formen für unabsehbare Zeiten,

um das, was in der Sprache der Sozialdemokratie die „neue Gesellschaftsordnung" heißt.

Das Wesen der alten Innungen bestand darin, daß die Herstellung von Waren geregelt wurde einesteils in Hinsicht auf eine gewisse durchschnittliche Güte, anderenteils in Hinsicht auf den Preis, und daß gleichzeitig die Zahl der Arbeitskräfte (Gesellen und Lehrlinge) und die Grenzen des Absatzgebietes bestimmt wurden. Diese Bestimmungen waren ein Doppelergebnis teils der freiwilligen Organisationen und teils der gesetzlichen Bestimmungen, sei es der Stadtmagistrate, sei es der staatlichen Aufsichtsbehörden. Der Geist der alten Innungen bestand darin, daß niemand zu schlecht, zu billig, zu viel oder außerhalb seines Bezirks herstellen und verkaufen sollte. Genau diesem selben Geiste begegnen wir heute in der Industrie von neuem, und das, was anders geworden ist, ist erstens der Umfang des Gebietes, über das sich die Organisationen erstrecken, und zweitens bis jetzt das geringere Eingreifen der Staatsbehörden in die freiwillig entstandenen Verbände. Man sieht aber schon, daß auch dieser letztere Unterschied der neuen von den alten Innungen kaum von ewiger Dauer sein wird, denn in der verschiedensten Weise wenden sich die neuen Innungen selber an den Staat, damit er ihnen ihre Gebietsabgrenzungen sichere (Zölle), und andererseits versucht der Staat, sich eine Art von Aufsicht und Oberverwaltung über die neuen Gebilde zu schaffen.

Die volkswirtschaftliche Parole des älteren Liberalismus hieß: Jedermann ist Kaufmann! Der Bauer, der Handwerker, der Künstler ist Kaufmann! Sie alle tragen ihre Getreidesäcke, Stiefel oder Bilder zu Markte. Wer am besten verkaufen kann, der soll der Herr sein! Das war der Sieg

des Kaufmannsgedankens an sich. Inzwischen aber vollziehen sich Abwendungen von dieser wirtschaftlichen Weltanschauung, die wir verstehen lernen müssen, um zu wissen, was um uns herum vorgeht. Es vollzieht sich die Zurückdrängung der Kaufmannsgesinnung durch eine andere wirtschaftliche Grundidee, für die es ein ganz zutreffendes Wort noch nicht gibt. Es meldet sich „das Prinzip einer neuen wirtschaftlichen Periode".

Das Subjekt des Handels in Ware oder Arbeit ist innerhalb des neuen Systems der Verband. Das aber ändert auch das Wesen des Handels selber. Überall dort, wo von Verband zu Verband gehandelt wird, hat man das Bestreben, sich für längere Fristen alles einzelne Feilschen zu ersparen. Tausend verschiedene kleine Akte des Handelns rücken zu einem einzigen Akte zusammen. Beispielsweise wird der Kohlenpreis schon heute behandelt wie eine Gesetzesvorlage. Der Arbeitspreis der gut organisierten Buchdrucker läßt sich an einem fertigen Tarife ablesen. Es entstehen feste Verhältnisse. Noch ist die Entwicklung zu neu, als daß die Festigkeit bis jetzt eine große sein könnte. Noch wechseln alle Preise und Abmachungen, aber man denke sich nur um 10 Jahre in das jetzige System weiter hinein, so wird man von selbst fühlen, daß dann manche jetzige Kurzfristigkeit sich in Langfristigkeit verwandelt haben muß, weil die miteinander handelnden Körper stabil werden und gegenüber ihren Aktionären und Mitgliedern allzu lebhafte Schwankungen gern vermeiden werden. Es scheint, als ob die abendländische Welt, nachdem sie eine Zeitlang alles als Handelsware betrachtet hat, nun dessen müde sei, und daß sie das Handeln im kleinen und einzelnen noch viel mehr ausschalten wird, als wir es heute ahnen.

Der einzelne will aufhören, Kaufmann zu sein, weil er es nicht mehr sein kann! Auch der Arbeiter will aufhören, seine

Arbeitskraft selber auf eigne Rechnung und Gefahr zu verkaufen. Deshalb hält er sich einen Verbandssekretär, der die Verkaufsbedingungen für ihn feststellt. Seine Verbände sind im Kern ebenso Verkaufsverbände wie die ländlichen Genossenschaften und die Kartelle der industriellen Unternehmer.

Der Stahlwerksbesitzer, der Bauer und der Arbeiter halten sich in gleicher Weise ihre Verkaufssekretäre und ordnen sich einer Verfassung unter, bei der sie Stahl, Milch oder Arbeit nur zu den gemeinsam festgesetzten Bedingungen abgeben. In allen diesen Fällen zeigt sich erst im Laufe der Zeit, wieviel mit dem Eintritt in den Verband aufgegeben wurde. Ist der Verband einmal in Gang und hat seine ersten Kinderkrankheiten überwunden, so ist er eine Größe, der sich die einzelnen gar nicht mehr entziehen können. Der Bauer kann gar nicht mehr ohne den Verband Milch in die Großstadt schicken, sobald einmal der ganze Handel auf Verband eingerichtet ist. Der einzelne Industrielle wird geschäftlich zerdrückt, wenn er sich dem System der Gemeinsamkeit entwinden will, und der Arbeiter der gut organisierten Berufe muß Gewerkschaftler sein, wenn er nicht als Paria behandelt werden will. In fabelhaft kurzer Zeit haben sie aufgehört, überhaupt noch Privatverkäufer sein zu können. Gleichzeitig aber gewöhnen sich dieselben Leute, auch als Einkäufer von Kohlen, Düngemitteln, Kolonialwaren gemeinsam vorzugehen. Und das Ende von dem allem? Das menschliche Einzelwesen hört auf, von sich zu sagen, daß es Kaufmann ist! Es ist Produzent, Konsument und Mitglied eines Produzenten- und eines Konsumentenverbandes. Darin besteht das kommende neue Wirtschaftssystem, von dem wir nicht behaupten, daß es schon fertig ist und daß es je ganz fertig werden wird, aber dessen Charakter sich schon heute sehr deutlich vom Charakter der vorhergehenden Periode abhebt.

Das, was früher vollständig unmöglich schien, die ganze Produktion eines Erzeugungsgebietes von einer Stelle aus zu übersehen und ebenso zu behandeln wie etwa in den Landtagen die Steuer- und Wegebauangelegenheiten eines Landes behandelt werden, ist in einigen Produktionen verwirklicht. Die Herstellung geschieht bei diesem System nicht mehr in das Blinde und Unberechenbare hinein, sondern sie geschieht nach vorher geschehener methodischer Überlegung. Es wird kalkuliert, wieviel Spiritus, wieviel Kohle im Laufe des nächsten Jahres im ganzen auf den Markt kommen soll, und auf Grund dieser Kalkulation bekommt der einzelne Unternehmer seinen Jahresauftrag.

Ist einmal die Entwicklung bis auf diese Stufe gekommen, dann verliert es seinen Zweck, daß der einzelne Unternehmer überhaupt noch Kaufmann ist. Er kann nichts anderes mehr sein als *Lieferant der Zentralstelle, die den Haushaltplan aufstellt*. Das führt zum Verkaufskartell, dessen reine Form wir in der Spiritusverwertungsgesellschaft vor uns sehen, die über 90 % des in Deutschland in den Handel gebrachten Spiritus von ihrer Zentralstelle aus dirigiert. Die Absonderung des Verkaufes von der Herstellung ist somit reinlich vollzogen, und der Hersteller lebt nicht mehr von dem Handelsgewinn, sondern er bezieht von der Verkaufsstelle ein Entgelt, welches zwar formell noch als Anteil eines großen kaufmännischen Handels erscheint, das sich aber in Wirklichkeit einer Art von Gehalt sehr nähert und bei längerer Dauer dieser Kartelle immer mehr nähern wird.

Der alte Handwerker arbeitete auf Bestellung. Dieser Zustand wurde überwunden durch die Parole: Jeder Produzent ist Kaufmann und arbeitet für den Markt! Inzwischen arbeitet der Produzent wieder auf Bestellung, nur ist es diesmal seine eigene Organisation, die die Bestellung an ihn richtet. Es ist möglich, daß in noch viel späterer Zeit die Bestellung

wieder von Konsumenten ausgeht, dann nämlich, wenn einmal die Organisation der Konsumenten stark genug sein sollte, um als Bestellerin aufzutreten.

Die Herstellung von Eisen ist in der Weltwirtschaft von den germanisch-angelsächsischen Nationen in die Hand genommen worden und wird voraussichtlich auf Jahrhunderte hinaus von ihnen festgehalten werden können. Wenn also der Weltbedarf an Eisen steigt, und das wird er durch den Eisenbahnbau in allen Teilen der bewohnten Erde tun, so werden sich die Amerikaner, Deutschen und Engländer anbieten: wir sind bereit, euch Schienen, Räder, Wagen, Schiffe, Schrauben, Dampfkessel, Werkzeugmaschinen, Draht, Blech, Röhren, Öfen und wer weiß was noch alles zu liefern. Diese Konkurrenz wird um so gewaltigere Formen annehmen, je mehr die Eisenindustrien der drei Hauptländer unter sich organisiert sind, bis eines Tages der Gedanke des internationalen Eisensyndikates Wirklichkeit werden wird. Er ist sicherlich keine Unmöglichkeit, wenn man bedenkt, daß es sich im ganzen um nicht ganz 2000 Hochöfen handelt und daß viele von diesen schon heute unter sich verbunden sind. Es würde dieses Syndikat, wenn es einmal zustande kommen sollte, das erste und schwerste von allen werden. Es entsteht eine Stelle, von der aus alle Menschen bestreuert werden sollen, weil alle Eisen brauchen. Diese Stelle bereitet sich heute innerhalb der Einzelstaaten vor und — unsre Staatsregierung hilft dabei. Sie stützt die Syndikatsbildung durch Zölle und läßt sich nicht einmal etwas dafür geben. Man sehe die Kurse der verschiedenen Hüttenwerke und dann die Kurse der deutschen Reichsanleihen! Unter Staatsschutz entsteht hier die neue Herrschaft in der Welt. Wer weiß, ob nicht einmal ein deutscher Kaiser im Schloßhofe der Eisenindustrie stehen wird wie einst Heinrich IV. in Canossa? Er wird sagen: ich bitte euch, edle

Herren, bringt mir die Reichsfinanzen in Ordnung, denn ihr seid reich und ich bin arm, ihr habt das Monopol und ich habe nur Steuern, die erst hinter Kohlen und Eisen kommen, helft mir, ihr Herren! Dann wird oben am Fenster ein Gesicht erscheinen: wir sind bereit, wenn wir ewiges Recht gewinnen, den Markt deines Reiches zu beherrschen! Was wird ihm dann übrig bleiben? Er wird sich oben zu den eisernen Herren setzen, — drunten aber wird gemurmelt werden: „Der Hochofen ist das Zepter der Neuzeit, ein verwundbares Zepter, denn alle Hochöfen sind sehr empfindlich gegen Störungen!" Es sitzen dann oben die Herren und fragen: ist es auch alles sicher?

Das etwa wird die Herrschaft sein, die sich jetzt vorbereitet durch immer neue Millionen Tonnen von Eisen und immer größere Hochöfen.

Die wirtschaftliche Großmacht kommt. Seht, wie sie sich daherwälzt! Es kommt das Kartell der Kartelle, die schwere Industrie als fabelhafte schwarze Einheit. Da geht es wie Zittern durch den Wald des kleinen Lebens. Die Fabrikanten, die Handwerker, die Kaufleute, die Staatsbeamten stehen hilflos, bewundernd und erschrocken vor dem neuen Gebilde. Man macht eine Kartellenquete, bloß um festzustellen, daß das neue Wesen nicht gestört sein will, wenn es sich weiter wälzen will. Der Handelsminister versucht, ein Bergwerk zu sich hinzuziehen. Da schüttelt das neue Wesen seine Pranken und die Helfer des Ministers werden ganz blaß. Man hält einen internationalen Sozialistentag und beschließt, daß das Wesen bis auf weiteres nicht gestört werden dürfe, teils weil es unnütz, teils weil es gefährlich sei. Das ist die neue Unfreiheit, die sich im freien Spiel der Kräfte erhebt. Ihr dient alles, ihr dienen die Freiheiten, die der wirtschaftliche Liberalismus gebracht hat, und die Zölle, die aus der Angst vor dem

Liberalismus herausgepreßt wurden. Bei gutem und schlechtem Wetter wächst die neue Macht, denn während der Krise zerdrückt sie die Kleinen und bei gutem Geschäftsgang weitet sie selber sich aus. Dieser Macht gehören schon ganze Städte, und die Könige sind froh, wenn sie ihr Vermögen in den Schutz der neuen Größe stellen können. Das ist die Gefahr, die der Freiheit droht, denn was nützen die gleichen Bürgerrechte, wenn die Menschen sich freiwillig verkaufen müssen, falls sie leben wollen?

Marx zwar hat uns eine hellere Zukunft verheißen. Er sieht aus der Konzentration der kapitalistischen Mächte das Morgenrot der letzten und größten Freiheit hervorleuchten. Möge er recht haben, möge es wahr sein, daß die Gegenkräfte, die die neue Macht heranzieht, stark genug werden, sich an ihre Stelle zu setzen, und mögen sie dann wissen, wie man es macht, den Großbetrieb mit Freiheit arbeiten zu lassen! Der Sieg der Freiheit hängt davon ab, daß diese Zukunftswünsche sich irgendwie einmal verwirklichen. Nur soll man nicht glauben, daß der Sieg bald und von selber kommt. Es gibt ernste Männer genug, die Jahrhunderte neuer feudaler Bindung heranziehen sehen wie Armeekorps einer feindlichen Macht. Sie sagen zu uns: wie wollt ihr den geeinigten Großproduzentenring jemals brechen? Ist nicht dieser neue Ring eiserner als der Bund des einstigen Landadels? Wann und wo gab es Mächte, die sich alle Arten von Helfern kaufen konnten wie diese? Und wann entstand eine neue Macht so sehr im Dunkeln, unbegriffen von der Masse, verborgen in stillen Sitzungen und Hauptbüchern, telephonisch unter sich verbunden und schweigend nach außen? So fragen die Angstvollen, und es würde Leichtsinn sein, ihre Fragen nicht zu überlegen.

Vertieft man sich in diesen Entwicklungsgang, so fühlt man den Geist der kommenden Periode an dieser Stelle deutlicher als an irgendeiner anderen. Der persönliche Charakter des Gewerbes wird vollständig abgestreift, selbst die einzelne Aktiengesellschaft ist noch immer viel zu individuell, und, wenn man so sagen darf, viel zu persönlich für die Zeit, der wir entgegengehen. Die rein geschäftlichen Erwägungen haben einen Sieg über Geist und Stimmung des alten Unternehmertums davongetragen, den noch vor 20 Jahren in Deutschland kaum jemand für möglich gehalten hätte. Daß Besitz und Leitung sich voneinander trennen, liegt hier in ausgebildetster Form vor unseren Augen. Die Leitungen dieser großen Körper sind natürlich ihrerseits keine besitzlosen Arbeitskräfte, aber das, was sie an persönlichem Besitz haben, ist gering gegenüber der Fülle von Besitzrechten, über die sie als Beamte die Verfügung haben. Sie sind Minister neuer gewerblicher Regierungen geworden, deren Auftraggeber hinter ihnen irgendwo in der Dunkelheit der kapitalistischen Gesellschaft sitzen, denn keiner von den Führern dieser Verbände kann eine Auskunft darüber geben, wer eigentlich diejenigen sind, die die Menge der Aktien besitzen, deren Auf- und Niedersteigen von der Tätigkeit dieser wirtschaftlichen Organismen abhängt.

Rein geschäftstechnisch angesehen, sind die Kartelle der Sieg des Kaufmannsgeistes über den einzelnen Kaufmann. Mit ihrer Entstehung beginnt eine Belebung der kaufmännischen Phantasie in einer früher nicht vorhandenen Richtung. Früher war der Inhalt dieser Phantasie: Was läßt sich aus diesen oder jenen Einzelunternehmen machen? Heute ist der Inhalt dieser Phantasie ein anderer: Was läßt sich aus diesen oder jenen Gewerbszweigen im ganzen machen? Ist aber die Phantasie einmal darauf eingerichtet, sich derartige Fragen zu stellen, so erscheint ihr im Grunde aller Einzelbetrieb als

eine Art Rückständigkeit und Kleinstaaterei. Wir brauchen mit Absicht das Wort Kleinstaaterei, denn der Vorgang, um den es sich hier handelt, ist der Überwindung der Kleinstaaterei im politischen Leben durchaus verwandt und läßt sich als Wiederholung dieses politischen Vorganges auf wirtschaftlichem Gebiete bezeichnen. Im 17. und 18. Jahrhundert hielt es in Deutschland kaum jemand für unnatürlich, daß es eine Unmenge politischer Zwergbetriebe gab. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt die Überzeugung allgemein zu werden, daß die Kleinstaaterei ein Übel ist. Sie wird als politisch unproduktiv empfunden, und es dauert nicht lange, so werden zahllose politische Einzelbetriebe ausgeschaltet, und diejenigen, welche übrig bleiben, werden durch das politische Kartell, das wir Deutsches Reich nennen, unter die Führung der Vormacht Preußen gebracht. Der Eintritt in das politische Kartell Deutsches Reich bedeutete für die eintretenden Kleinstaaten gleichzeitig eine Verminderung ihrer Souveränität und eine Garantie ihrer weiteren Existenz. Ihnen wird der Tod durch direkte Konkurrenz erspart, indem sie sich der stärkeren Macht freiwillig angliedern. So etwa ist die Lage eines großen Teils der mittleren industriellen Unternehmungen, die sich jetzt einem Verbande anvertrauen, dessen Führung notwendigerweise in den Händen seiner stärksten Teilnehmer ruht.

Eigentum hieß in alter Art ein bestimmtes Verhältnis eines Menschen zu einer bestimmten Einzelmaterie. Dieses Verhältnis war „heilig". Inzwischen aber wird aus dem einen Menschen eine Reihe sich folgender oder gemeinsam vorgehender Menschen, und aus der bestimmten Einzelmaterie wird die Materialsorte, das Materialanrecht, das theoretisch konstruierte Etwas innerhalb eines ganz unpersönlich gewordenen Materialgetriebes. Heute kann man etwas besitzen, was man nicht im entferntesten kennt, ja, was man

auch bei Mühe und Studium gar nicht in seiner Einzelwirklichkeit kennen kann. Wenn jemand am Aktienkapital der Deutschen Bank oder am Geschäftskapital der Siemens-Schuckert-Werke oder einer internationalen Schlafwagengesellschaft beteiligt ist, so ist es keiner Phantasie mehr möglich, die Realität zu bezeichnen, die sein eigen ist. Es gehört in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens zu den wunderbarsten Vorkommnissen, diese Entmaterialisierung des Einzeleigentums zu erleben, und es ist ein formeller Triumph der kaufmännisch-juristischen Technik, diese Entmaterialisierung durchgeführt zu haben. Es ist aber auch leicht begreiflich, daß diese Heraushebung des Eigentumsbegriffes aus der Welt der unmittelbar verständlichen Dinge diesem Begriffe selbst einen Teil seiner alten Festigkeit nimmt und zu sozialer Kritik an dieser Art von Eigentumsrecht überhaupt hinüberführt. Das alte konkrete, materiell faßbare Eigentum wird unmittelbar in seiner Notwendigkeit verstanden. Es erscheint als nötig für den Arbeitsvorgang. Je mehr aber der Arbeitsvorgang sein eigenes Wesen erhält und von der konstruierten Rechtsbeteiligung unabhängig wird, desto mehr fragt die Kritik, ob hier nicht ein alter praktischer Grundbegriff der menschlichen Wirtschaft, das Einzeleigentum an der Materie, sich überlegt, ob es nicht an der Zeit ist, luftförmig zu werden.

Das, was heute den älteren kaufmännischen Eigentumsbegriff noch stark und wirksam erhält, ist der Umstand, daß die Entmaterialisierung nur teilweise vollzogen ist. Es gibt noch ungeheuer viel wirkliches Einzeleigentum. Die überwiegende Menge der im Arbeits- und Austauschvorgang befindlichen Materie ist noch in festen Händen, sie ist mobilisierbar, aber noch nicht frei von bestimmter Personalverbindung. Um die Hauptsachen zu nennen: der Acker und das tote und lebende Inventar der Landwirte, die Fabriken

und Lagerbestände der Fertigfabrikationen, die Warenbestände der meisten Großhändler und vieler Kleinhändler sind noch persönliches Eigentum, sei es auch mit Anteil fremden Geldes und unter starker Einschränkung ihrer persönlichen Bewegungsfreiheit durch die allgemeine Preisbildung und durch die Produktionsverbände. Es existiert in diesen Gebieten sozusagen kontrolliertes Personaleigentum an der Materie. Das ist die Grundform der heutigen Gesellschaft, und deshalb ist heute die sozialistische Idee von der geschichtlichen Verflüchtigung des kaufmännisch gedachten Eigentums mindestens verfrüht. Sie eilt der wirklichen Entwicklung weit voraus, ist deshalb kein Programm, aber jedes offene Auge bemerkt, daß nicht die persönlichen, sondern die unpersönlichen Formen des Eigentums stärker werden. Die Zahl der Menschen, die einen Teil des Arbeitsvorganges individuell beherrschen, nimmt ab. Es wächst die Zahl der Menschen, die kein Interesse mehr daran haben, wem das Kapital gehört, in dessen Bereich sie arbeiten. Man denke an das Heer von Arbeitern und Angestellten, das im Umkreis des Stahlwerksverbandes tätig ist, oder an die Menge Menschen, die der Hamburg-Amerika-Linie dienen, oder an die Angestellten der Deutschen Bank! Wer ist der Eigentümer, in dessen Dienst ihr alle steht? Ihr kennt eure Direktoren, aber die Eigentümer sind für euch ein dunkler Hintergrund geworden! Wo sie sitzen, wie sie leben, was sie tun, das ist alles im Nebel! Der Arbeiter und Angestellte weiß von seinem Eigentümer soviel wie der Mensch, der auf Java für holländische Herren Kaffee erntet. Das einzige, was er weiß, ist, daß diese Eigentümer das Recht haben, sich mit ihrer Einlage von dem Geschäft zu entfernen, wenn sie nicht genügenden Ertrag zugeschrieben bekommen. Die Welt der Arbeit und die Welt des Eigentums hängen zusammen durch die Bilanz.

Wir sahen die alte Zeit des gebundenen Gewerbes sich auflösen und dann aus individueller Freiheit wieder neue Bindung werden, und wir sahen das Herrschaftseigentum zum Verkaufseigentum werden und dieses immer mehr seinen konkreten Zusammenhang mit den einzelnen Dingen verlieren, bis in neuer Form Eigentum nichts anderes ist als ein sehr beweglicher Anteil an der Herrschaft über den kapitalistischen Gesamtprozeß. Das Ergebnis aller dieser Entwicklungen ist nun ein Zustand, da Systeme von Wirtschaftsverbänden an die Stelle der einzelnen Privatkapitalisten zu treten begonnen haben. Der Kapitalist wird vom Kapitalismus verschlungen, er wird in ihm teils Organ, teils Ernährungsobjekt, als einzelner aber ist er nicht mehr Herr eines bestimmt abgegrenzten Gebietes weder der Arbeit noch des Besitzes. Diese Veränderung ist das merkwürdigste und folgenschwerste Ereignis unserer Epoche, und wir alle stehen in stiller, mit einer gewissen Angst durchzogener Bewunderung vor der unheimlichen Gewalt und Schnelligkeit, mit der sich die Leitung der Produktion und die Verwaltung der materiellen Lebensgüter der Menschheit zentralisiert.

Das Eigentumsproblem der unpersönlichen Großbetriebe ist noch kein Problem von heute, aber eine Frage von morgen. Es wird nicht eines Tages in seiner ganzen Vielseitigkeit auftreten, sondern langsam sich Raum schaffen. Es handelt sich nicht um einen Bruch mit der seitherigen Entwicklung, sondern um ihre normale Weiterführung in das formale Recht hinein. Es handelt sich um neue Rechtsformen für das Verhältnis der großen zentralisierten Unternehmungen (kombinierte Eisenwerke, Schächte, Schiffahrtsgesellschaften, Banken, Syndikate, Trusts usw.) zu den Aktionären und um Rechtsformen für das Verhältnis der Angestellten und Ar-

beiter zu den Betrieben, in denen sie tätig sind. Die Frage: wer ist Subjekt der Riesenbetriebe? drängt nach neuer Beantwortung. Die juristische Antwort von heute lautet: Subjekt der Unternehmungen sind die zeitweiligen Eigentümer der verkäuflichen Aktien. Diese Antwort ist schon heute sachlich falsch, denn die Aktionäre sind gar nicht das wirkliche Subjekt. Sie sind gar nicht imstande, einen einheitlichen Willen zu bilden, und müssen es sich gefallen lassen, daß ihnen ein Wille zugeschoben wird, der in ihnen selbst nicht entstehen kann. Die wirkliche Leitung aller großen Unternehmungen liegt in den Händen weniger Männer, die sich in den Direktorien der Großbetriebe und in den beteiligten Banken befinden. Die Aktionäre spielen diesen realen Leitungen gegenüber höchstens die Rolle der ehemaligen „edlen und getreuen Stände" gegenüber den Territorialfürsten, das heißt, man braucht sie wegen des Geldes und muß sie im allgemeinen bei guter Laune erhalten, aber Regierung sind sie nicht. Regierung der Industrie und des Handels sind die wenigen, die im Kern des kapitalistischen Getriebes sitzen und dessen Fäden in der Hand haben. Diese zum juristischen Subjekt der Betriebsleitung zu machen, erscheint als der erste Schritt aller weiteren Rechtsentwicklung. Es soll nur in Rechtsform ausgesprochen werden, was schon in Wirklichkeit da ist. Die Aktionäre werden möglicherweise ihrerseits diesen Schritt der Rechtsbildung verlangen, wenn sie in mehreren schweren Fällen erleben, daß ihnen ihre heutigen Rechte praktisch wenig nützen. Sie werden mit der Leitung der Unternehmungen wie mit einer rechtlichen Größe verhandeln wollen und gegen sie unter Umständen klagbar werden können. Es handelt sich um etwas Ähnliches wie um die Ministerverantwortlichkeit im Staat. Aber auch wenn der Wunsch nach rechtlicher Verselbständigung der Betriebsleitungen nicht in dieser Weise kommt, so wird er sich doch irgendwie einstellen, sobald die Kämpfe der Arbeiter

mit den Betriebsleitungen an Heftigkeit zunehmen. Der Aktionär ist gar nicht mehr das Subjekt dieser Kämpfe, die für ihn geführt werden, er steht ihnen oft innerlich ganz fern und beklagt unter Umständen die Methode seiner Beauftragten, an der er nichts ändern kann. Man stelle sich Haftbarkeitsklagen zwischen großen Unternehmungen und Arbeiterverbänden vor. Wer ist hier haftbar? Der Aktionär? Er ist hilflos. Die sachliche Haftbarkeit liegt bei der Leitung. Erst wenn die Loslösung der Leitung von der Generalversammlung der Aktionäre auch juristisch vollzogen ist und wenn damit der wirkliche Zustand in Paragraphen gebracht ist, *wenn das Unternehmen an sich juristische Person geworden ist*, ist es möglich, daß über den Anspruch der Angestellten und Arbeiter auf Teilnahme an Eigentum und Herrschaft am Unternehmen rechtskräftig etwas festgesetzt werden kann. Heute ist die ganze juristische Konstruktion des Großunternehmens exzentrisch, das heißt die Zentralstelle des Willens liegt formell außerhalb der Unternehmung. Gibt man den Aktionären das, worauf sie einen Anspruch haben, und was sie im Grunde allein interessiert, eine Rechtsvertretung ihrer Gläubigerrechte gegenüber dem Betriebe, und entlastet sie von dem, was sie doch nicht ausüben können, nämlich von der Beschlußfassung über die innere und äußere Einrichtung, so macht man das Unternehmen frei, sich selbst seine ihm sachlich angemessene Verfassung zu geben. Damit erst werden die Voraussetzungen geschaffen, unter denen ein konstitutionelles Fabriksystem entstehen kann, bei dem der Arbeiterausschuß und die Beamtenvertretung mehr als ein bloß beratendes Hilfsinstitut werden. Ein organisches Zusammenwirken von Generalversammlung der Aktionäre und Fabrikparlament ist ausgeschlossen, weil beide Versammlungen direkt fast gar nichts miteinander zu verhandeln haben. Jede von ihnen aber hat für sich dann

mit der juristisch selbständig gewordenen Leitung zu verhandeln.

Der Vorgang, den wir hier in seinen allgemeinsten Zügen dargestellt haben, ist nicht eine Enteignung, sondern nur eine Ablösung der mit dem Eigentum bisher verbundenen Herrschaftsrechte. Er gleicht in gewissem Sinne dem Verfahren, das bei der Bauernbefreiung eingeschlagen wurde, wenn dabei der „schlechte Besitz" der Bauern in guten Besitz verwandelt wurde, das heißt in rechtskräftiges Eigentum, für welches den bisherigen Oberbesitzern eine Ablösungsabgabe gezahlt werden mußte. Das, was bisher alle am Betrieb aktiv Beteiligten haben, ist schlechter Besitz. Sie schaffen alle am Betriebe, werden in ihm alt, geben ihre Kräfte für ihn hin, aber rechtlich ist er nicht ihr Betrieb. Dieser schlechte Besitz soll in guten Besitz umgewandelt werden, in Rechtseigentum. Erworbene Rechte sollen dabei selbstverständlich geachtet, aber, soweit nötig, in reine Rentenrechte umgewandelt werden. Die Aufgabe, die damit vor dem Staat als Rechtsinstitut steht, ist schwer und langwierig, und ihrer Lösung werden sich mindestens so viele Hemmnisse entgegenstellen wie seinerzeit der Bauernbefreiung, und es ist leider auch wahrscheinlich, daß diese Lösung ebensogut ihre Unvollkommenheiten haben wird, wie die Bauernbefreiung sie in reichlichem Maße hatte, aber man denke nicht, daß unsere Kinder um dieses Problem herumkommen werden!

Die erste Tatsache der neueren Menschheitsgeschichte ist die Vollendung der Entdeckung der Erdoberfläche. Als wir Kinder waren, war Afrika noch in der Hauptsache ein unbekanntes Land und Mittelasien ein weißer Fleck auf der Karte. Noch etwas früher war auch das nord- und südamerikanische Hinterland noch unbeschriebene Weide für Büffel und Lamas. Das bedeutete zwar nicht, daß überhaupt niemand diese Landgebiete kannte. Abgesehen von den Schneeregionen an den beiden Polen und von den vereisten Hochgebirgswildnissen sind alle Teile der Erde längst den Menschen bekannt, nur hatten diese Menschen früher keine Verbindung untereinander. Auch Afrika war vor Livingstone, Stanley und Emin Pascha schon bekannt, nur kannten wir diejenigen nicht, die es kannten. Der Vorgang der Erdentdeckung ist also in erster Linie eine Aufnahme des Teilbewußtseins einzelner Menschheitsgebiete in das sich bildende Zentralbewußtsein der kapitalistischen Periode. Daran schließt sich dann sofort die Darstellung und Vertiefung der neu aufgenommenen Kenntnisse in der Methode der sieghaften Zivilisation: es entsteht Landesbeschreibung und Landkarte, das will sagen: eine Anweisung zur Erreichung jedes gewünschten Platzes auf der Erdkugel. Mit ganz geringen Ausnahmen darf der Boden, auf dem Menschen wohnen, als bekannt bezeichnet werden. Es sind auf der Erdoberfläche keine großen

neuen Überraschungen mehr zu erwarten. Die Romantik des Menschheitshintergrundes ist zu Ende, die Menschheit ist eine übersehbare und fast schon kontrollierbare Größe geworden. Das ist der erste gewaltige Unterschied von allen früheren Zeiten. Wir reden von der Menschheit als von einer benannten Größe. Das X = Menschheit ist beinahe in Ziffern ausdrückbar. Die meisten Gebiete haben Ziffern, die auf Zählungen beruhen. Natürlich sind auch diese Zählungen noch von verschiedenem Werte und entstammen verschiedenen Jahren. Wir sind noch nicht bis zur gleichzeitigen Menschheitszählung vorgedrungen. Aber es ist doch schon etwas Ungeheures, wenn von Indiens 315 Millionen Menschen Zahlen vorliegen, die den Anspruch erheben, auf Grund von Einzelforschung entstanden zu sein.

Professor Hickmann rechnet in seinem internationalen Atlas vom Jahre 1911 in runder Ziffer 1600 Millionen Menschen. Das sind unsere Zeitgenossen, unsere Mitmenschen.

Wir nähern uns einer Menschheitsübersicht. Was ist damit gewonnen? Zunächst etwas Theoretisches: man übersieht die Summe der menschlichen Aufgaben. Es kann keinen unerwarteten Zuwachs mehr geben. Bei jedem Volke wird Abgang und Zugang registriert und Phantasie ist nicht mehr zugelassen. Man kennt die Größe der Menschheit und damit zugleich die etwaige Möglichkeit, einige Einrichtungen für sie alle gemeinsam zu machen. Man kann in Gedanken eine Art Haushaltplan der Menschheit sich vorstellen, und es hat diese Vorstellung auf manchen Gebieten schon gewisse Grundlagen.

Für die einzelnen Nationen bedeutet die Menschheitsübersicht, daß sie ihren Bestand in Prozenten der Gesamtmenge ausdrücken können. Rechnet man die Deutschen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen zu 80 Millionen, so sind

wir genau 5 % der Menschheit; die Engländer sind mit Einrechnung der englischsprechenden Nordamerikaner 7,5 %; Skandinavier, Holländer und Vlamen etwa 1,3 %; also Germanen zusammen 13,8 %. Solange also in der Weltgeschichte Ziffern allein entscheiden, wird das Germanentum von anderen Rassen weit überwältigt. Die Slaven sind freilich nur 8,7 %, die Romanen 10 %, aber Hindus und verwandte Stämme stehen mit fast 15 % und die Mongolen mit über 27 % zu Buche. Diese Hauptgruppen streiten um den Vorrang und um die Beherrschung der Nebengruppen. Ihr Streit vollzieht sich teils auf dem Gebiete des Bevölkerungswachstums und teils auf dem der militärisch-technischen Beeinflussung. Unsere westeuropäischen Völker müssen gewaltig gesund bleiben, wenn sie bei diesen Ziffernverhältnissen die Menschheitsführung in die Hand nehmen wollen.

Während nämlich früher die Mitwirkung des Einzelvolkes an der Menschheit nur in seinen geistigen Errungenschaften gesucht wurde, so tritt jetzt als etwas Neues in das Bewußtsein der führenden Völker, daß es sich um Verwaltungsaufgaben von unerhörtem Umfang handelt. Am meisten und frühesten haben das die Engländer begriffen, aber wir lernen sozusagen stündlich von ihnen. Was wir Weltpolitik nennen, ist das Aufdämmern der Menschheitsorganisation. Alle Menschheitsteile sollen einer kapitalistischen Einheitskultur erschlossen werden, bei der sich die stärksten kapitalistischen Nationen um ihren Anteil streiten. Das, was die Abendlandsvölker kolonisatorisch tun, ist gar nicht sehr verschieden, denn Engländer, Franzosen, Deutsche, Russen bringen überall dieselben modernen Normaleinrichtungen mit: Die Eisenbahn, den Telegraphen, die Post, die Goldwährung, die Eigentumssicherung, das Lesen, Rechnen, die Eisentechnik, den Baumwollverbrauch, Tabak und Spiritus. Sie streiten sich nur um die Kontingente vom Herrschaftsgewinn. Darum können Kolo-

nien als vertauschbare Güter angesehen werden, weil es im Grunde schon heute nur eine Methode ihrer Bearbeitung gibt, die zwar von jeder Nation etwas anders gehandhabt, aber doch von ihnen allen gemeinsam weitergebildet wird. Die Menschheit wird einheitlich gemacht, das heißt: sie fängt an, die gleiche Lebenstechnik zu bekommen. Das tritt viel früher ein als die gleiche Lebensgesinnung. Man hat überall dieselben Schreibmaschinen, Gaskocher, Uhrketten, Tintenfässer, Teetassen, Panamahüte und Strohmatten.

Die größte und auffälligste Leistung der letzten zwanzig Jahre ist der Ausbau des Eisenbahnnetzes in den außereuropäischen Ländern.

Zur Eisenbahn gehören Post und Telegraph. Das Menschheitssystem erfordert die beständige Verkehrsmöglichkeit von jedem zu jedem. Noch ist sie längst nicht hergestellt, aber sie kommt. Die Austauschleichtigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika findet ihre Fortsetzung in Westeuropa, erfaßt den europäischen Süden und Osten und bespült alle Küsten und fast schon alle Völker. Überall, überall wird telephoniert, telegraphiert, geschrieben.

Der innere Sinn des Menschheitsverkehrs ist die Vertauschbarkeit aller Werte. Wie man Worte übersetzt, so bringt man Gewichte auf den gleichen Nenner und findet Einheitsmaße für die Qualitäten aller großen Handelsartikel. Es entstehen auf diese Weise zwingende Begriffe für alle Herstellenden. Sie müssen Normalware liefern, das will sagen: vertauschbare Ware. Wer das nicht tut, an dem geht der große Verkehr vorüber, denn der große Verkehr hat keine

Zeit für Winkelkram. Er macht die Menschen „großzügig" in dem Sinne, daß sie Mustervorstellungen bekommen, wie etwas eingerichtet sein muß, um in Bombay, Valparaiso und Kopenhagen verwendet werden zu können. Wir freuen uns, wenn deutsche Architekten das Parlamentshaus von Japan oder den Königspalast in Siam bauen. Was aber bedeutet das anders als die Vertauschbarkeit solcher Gebäude? Man sucht einen Menschheitstypus. Wir Deutschen hoffen, dabei viel Eigenes geben zu können, aber indem wir das hoffen, beabsichtigen wir, anderen ihre eigenen Formen abzugewöhnen, denn wir können erst dann erfolgreich für diese anderen arbeiten, wenn sie so weit internationalisiert sind, um unsere Arbeit vertragen zu können.

Der Menschheitsverkehr schleift Unterschiede ab, und zwar wird weicheres Gestein schneller zerrieben als harte Masse. Die Geröllkulturen der Ureinwohner Amerikas sind fast restlos zerstört. Wer merkt noch etwas von ihnen? Und wird es nicht mit allen afrikanischen Negerkulturen ebenso gehen? Wir erleben Massenbekehrungen wie in den Tagen Karls des Großen, genau so roh wie damals, keine Einzelerneuerungen, sondern eine Zwangseingliederung in eine Gesellschaft, von der die Vorfahren nichts wußten. Die Menschheitsidee kommt zunächst als Zerstörerin, als Zerbrecherin alter Sitten, Religionen, Künste, Sprachen. Sie kommt mit einer Rücksichtslosigkeit ohnegleichen: seid verschlungen, Millionen!

Was sich neben der abendländischen Normalzivilisation einigermaßen halten kann, sind nur die alten gefestigten Bestände von China, Indien und der mohammedanischen Kulturgemeinschaft. Über die Nachhaltigkeit ihrer Eigenart kann man bis heute kaum auch nur Vermutungen äußern, und selbst vielerfahrene Weltreisende wissen darüber im Grunde kaum mehr als wir anderen. Am ehesten lassen sich von Japan aus Rückschlüsse ziehen, aber auch dort scheint der Prozeß

noch längst nicht so weit vorgeschritten, um beurteilen zu können, wieviel dauernde und innerliche Veränderung durch das Verkehrs- und Austauschsystem der Menschheit hervorgerufen wird. Erst wenn neue Generationen von vornherein unter den Eindrücken der Maschine und Zeitung stehen, wird sich beurteilen lassen, welche Kraft eigener Neugestaltung übrig bleibt.

Heute entstehen keine neuen Sprachen mehr, aber alte verschwinden. Die starken Sprachen und die starken Völker werden stärker und überwältigen und verschlingen die übrigen. Vieles, was wir als Nationalitätenkampf bezeichnen, ist nur ein letztes Ringen alten Gemeinschaftslebens gegen den Tod. Und in diesem Ringen entschleiern sich zuckend und vor Kälte weinend neue Erkenntnisse. Die Menschheit fühlt ihr Gehirn zuerst als Schmerz ihrer alten Gedankenzentren. Es will nichts mehr recht passen. Das alte Bewußtsein wird ein Teilbewußtsein, ein Partikularismus. Unsere Konfessionen werden — Dogmatik und Ritualismus, unsere Einzelstaaten werden — Bundesstaaten einer noch unerschienenen Einheit, unsere Sprachen werden — Dialekte eines vielsprachlichen Menschheitsdenkens, und neue Entdeckungen werden herausgehoben aus dem Chaos, dünn, blaß, erst nach dem Sauerstoff des Lebens dürstend: der Einheitspreis, das Einheitsporto, die Einheitsmethode, die eine Sitte, der eine Wille, der große Friede... o wie seid ihr so schwach, so zerbrechlich, ihr Anfänge der neuen Gestaltung! Alles Alte hat Blut getrunken und ist damit fest geworden — auch ihr werdet erst noch Blut trinken müssen, Blut derer, die für euch und die gegen euch kämpfen!

— — Das alles ist Phantasie! Zugegeben! Alles, was im Geistesleben erst kommt, ist Phantasie. Alles, was gekommen ist, war früher einmal Phantasie. Phantasie ist der Übergang vom Chaos zur Bewußtheit, von Verworrenheit

zur Regelung. Noch liegt die Menschheitsseele wie Morgennebel um die Völker der Menschen herum. Ob wir sie hoffen sollen? Ob nicht? Ob sie uns erhöht oder verkleinert? Sie wird beides machen, wie jeder bisherige Fortschritt in der allgemeinen Geistes- und Lebensgeschichte der Menschen ein Zerbrechen und Aufrichten zugleich war. Zerbrochen aber werden am meisten die, deren Sinn am wenigsten der Zukunft entgegenging, denn diese hatten immer die größten Opfer zu bringen.

Fast hält es keine Insel mehr ohne Kabel aus; denn mehrere Tage auf die Menschheitsnachrichten warten zu müssen, ist allzu peinlich. Wer weiß, was inzwischen passiert sein kann? Selbst der Schiffahrer will durch Telegraphie ohne Draht immer etwas aus aller Welt hören.

Wir brauchten soeben absichtlich den Ausdruck: Menschheitsnachrichten. Das nämlich ist die Folge des internationalen Nachrichtensystems, daß eine Gleichzeitigkeit des Erlebens eintritt, die für alle früheren Geschlechter unglaubhaft sein mußte. Man erinnere sich an den schauerlichen Untergang des Schiffes „Titanic"! Das ist ein richtiges Musterbeispiel für die Gemeinschaft des Interesses. Ehe die Geretteten an Land waren, kannten alle fünf Erdteile überall dort, wohin das Verkehrssystem reicht, den Vorgang. Binnen höchstens zwei Tagen erfuhren alle lesenden Menschen in allen Sprachen, daß das größte Fahrzeug der Zivilisation elend versinken mußte. Überall wird dasselbe gesprochen.

Sicherlich ist der Umstand, daß ein Schiffsunglück an allen Telegraphenstationen der Menschheit gleichzeitig bekannt wird, mehr technisch interessant als kulturell bedeutsam. Wichtiger schon ist es, daß heute jeder Kanonenschuß, der irgendwo abgefeuert wird, sofort von allen Nationen gehört wird. Das Wichtigste aber daran ist, daß der Weg zum Einheitsdenken grundsätzlich gefunden wurde. Die Menschheit hat

die Möglichkeit, gemeinsam etwas durchzuarbeiten. Welchen Gebrauch sie davon machen wird, ist Zukunftsangelegenheit; heute stehen wir erst in der Zeitspanne der Aufrichtung des Verkehrs an sich. Und in der Tat, das jetzige Geschlecht verändert unglaublich viel am seelischen Wesen der Menschen!

Die Weltgeschichte steht an der Töpferbank und fertigt allerlei kleines Gemächte von merkwürdigem Allerweltsstil: Weltpost, Weltkredit, Schiedsgericht, Auslieferungsvertrag, Weltpreis, Weltmarkt. Alle diese einzelnen Stücke legt sie neben sich auf den Tisch, als seien es Dinge für sich. Der Körper, an den die Einzelstücke angesetzt werden sollen, fehlt noch. Er existiert nur im Gehirn der Weltgeschichte; wer aber einige Erfahrung darin hat, wie die Geschichte sonst zu arbeiten pflegt, der weiß sicher, daß sie nicht Organe schafft, die ewig körperlos bleiben sollen. Nicht das ist sicher, daß ihr der neue Körper gelingt, aber daß sie ihn will.

Es ist falsch, die Menschheitsidee so vorzubringen, als ob alle übrigen Menschengemeinschaften durch sie entwertet seien. Nein, die Frage ist nur, ob sich oberhalb der Nationen und Staaten noch eine Obergemeinschaft bildet und welchen Charakter sie hat.

Das ist der Unterschied zwischen der Zeit Herders und unseren Tagen, daß damals die Frage hieß, welchen Charakter die Menschheitsgemeinschaft haben *soll*, und daß von uns gefragt wird, welche Anzeichen eines werdenden Charakters bereits sichtbar geworden sind. An dieser veränderten Fragestellung kann man am besten ermessen, welchen gewaltigen Fortschritt für die Menschheitsidee das verflossene

Jahrhundert bedeutet. Sie hat begonnen sich zu verwirklichen; sie hat begonnen! Das ist viel oder das ist wenig, je nachdem man es nimmt.

Übrigens haben die begeistertsten und lautesten Vertreter der internationalen Menschheitsidee bei weitem nicht das meiste zu ihrer bisherigen Verwirklichung beigetragen. Weder die Propheten noch die Agitatoren schaffen den Menschheitsverband, sondern er entsteht ohne sie und wird vielfach gerade von denen am meisten befördert, die sich theoretisch am lebhaftesten dagegen wehren. Das gehört eben zur alten unübertrefflichen Ironie der göttlichen Vorsehung, daß die Menschen ihre Werke schaffen ohne zu wissen, was sie im letzten Grunde tun. Ebenso wie die sozialistische Regelung der Produktion in der Hauptsache von antisozialistischen Kreisen herbeigeführt wird, so wird Internationalismus unter nationaler Flagge gefördert. Dabei geht alles ganz natürlich zu: um groß zu werden, geht eine Nation ins Ausland, treibt Weltpolitik, internationalisiert sich. Nicht die paar Kongresse machen den Menschheitsverband; sie sind nur Meßapparate für den vorhandenen Gehalt an Internationalismus. Gemacht wird der Verband von Kaufleuten, Bankdirektoren, Eisenbahngründern, Regierungsgouverneuren, Bergtechnikern und ähnlichen Leuten, das heißt von den Geschäftsführern des Kapitalismus. Sie überwinden alle Grenzen, durchbohren alle Berge, durchfahren alle Fluten, erzwingen sich überall Zutritt, nicht weil Rousseau, Herder und Marx es so gewollt haben, sondern weil für sie dort Gold, Getreide, Eisenerz, Kohle, Wolle, Tabak oder sonst etwas Greifbares zu holen ist. Erst neben ihnen schreiten als Begleiter die Geographen, Missionare, Sprachlehrer, Telegraphisten, Postbeamten, Gastwirte, Kellner, Musikanten und Touristen. Hinter dem allen aber lagern Fabriken, Walzwerke, Unternehmer und Arbeiter, ein wachsendes industrielles

Volk, das mit bloßer Heimatpolitik nicht mehr auskommt. Kinderzahl und Maschine sind die schiebenden Mächte für das Kommen der Menschheit. Nicht China verwirklicht die Menschheitsidee, nicht Indien, aber im kapitalistischen Westeuropa erhob sich der neue Zustand und ging von dort in alle Welt.

Die stärksten Anregungen für internationale Verbindungen sind immer dort vorhanden, wo der finanzielle Gewinn durch Internationalisierung gesteigert wird. Nehmen wir als großes Hauptbeispiel das Getreide. Seit 1901 besteht mit dem Sitz in Berlin die internationale Union für die Festsetzung der Getreidepreise. Die Aufgabe der Union ist die „Übermittelung statistischer, legaler, administrativer und kommerzieller Nachrichten, die geeignet sind, den Getreidepreis zu beeinflussen". Natürlich kann eine derartige Stelle keine Preise vorschreiben, denn wie sollte sie den einzelnen Verkäufer zwingen, wieviel er zu fordern hat? Aber indem sie Nachrichten aus aller Welt zusammenträgt, schafft sie tatsächlich mit am Weltgetreidepreis.

Der Kaufmann arbeitet an einer Menschheitsorganisation, die in ihrer Art ganz neu ist, an dem freiwilligen Menschheitsparlament der Preisnormierung. Diese Organisation unterscheidet sich von allen staatlichen Organisationen durch ihre Ungezwungenheit; aber diese Ungezwungenheit ist doch nur organisatorisch zu verstehen, sachlich gibt es keinen stärkeren Zwang als den des allgemeinen Preises. Der einzelne darf seine eigenen Wege gehen wollen, aber er vermehrt dabei sein Risiko. Wer die Macht des Preises nicht anerkennt, wird von ihr erdrückt. Bei aller ihrer Macht aber ist

die Preisbildung etwas beständig Werdendes. Stets gibt es, wie im kleinen Einzelhandel so auch im Welthandel, eine preiserhöhende und eine preiserniedrigende Strömung. Aus dem Zusammenstoßen dieser zwei Strömungen entstehen fast alle großen Streite des Wirtschaftslebens.

Wie entsteht der Preis? Alle Welt sagt, daß er durch Angebot und Nachfrage entsteht, und diese Wahrheit ist so offenbar, daß man ein Narr sein müßte, sie leugnen zu wollen, nur hat man mit der bloßen Verbeugung vor dieser volkswirtschaftlichen Katechismuswahrheit die Sache selbst noch wenig gefördert. Man muß nämlich von vornherein wissen, daß es nicht einen Preis gibt, sondern in jeder Ware ein ganzes System von in sich zusammenhängenden Preisabstufungen. Dieses System ist es, das nach Angebot und Nachfrage schwankt, und zwar vergleichbar einem locker zusammengebundenen Floß, welches von kleinen Wellen stückweise, von großen Wellen aber im ganzen gehoben oder gesenkt wird. Beispielsweise sind die Roggenpreise von München, Mannheim, Hamburg, Danzig und Berlin selbständige Preise, aber doch untereinander so verbunden, daß die Linien ihrer Bewegungen eine gewisse Verwandtschaft behalten müssen. Danzig wird infolge seiner Lage stets niedriger sein als die anderen Orte, München wird fast stets höher sein, weil es schwierige Frachtverhältnisse hat, Berlin ist nicht niedriger als Mannheim usw. Diese Gegenseitigkeitsverhältnisse können durch lokale Vorgänge jeden Tag sich ändern. Herr X. in Danzig faßt den Markt anders auf als Herr Y. in Mannheim. Das ändert je nach dem wirtschaftlichen Gewicht dieser Herren den Abstand der Preise beider Orte. Jeder dieser Orte ist nun aber selbst erst wieder als Zentralstelle eines sehr verzweigten Preisbildungsverfahrens anzusehen, indem die Roggenproduzenten einerseits, die

Mühlen und kleinstädtischen Getreidehändler andererseits ein Wort durch Kauf und Verkauf sprechen. Was aber alle diese Preise in einem gewissen gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis hält, ist das kleine Wort: ich kann auch in Berlin kaufen! Nun ist jedoch dieses deutsche Roggenpreissystem immer nur erst ein Teil dessen, was man mit dem Worte „der Roggenpreis" bezeichnet. Die andere Seite des Roggenpreises liegt in Rußland und teilweise auch in Österreich-Ungarn; ja irgendwie sind fast alle Länder selbst am Roggen beteiligt. Der Roggenpreis der kleinen Landorte im Innern Rußlands zittert mit, wenn die Berliner Roggenbörse sich bewegt, Berlin aber bewegt sich, weil es die Ernteschätzungen eben dieser russischen Nester bekam. Man kann den einen Preis in seiner hundertfachen Verästelung einer Idee vergleichen, die in hundert Köpfen auf eigene Weise aufgenommen worden ist. Er wirkt vom letzten verkaufenden Produzenten bis zum letzten kaufenden Konsumenten, beide meist dann erreichend, wenn die Zentralstellen schon wieder in neuer Welle schwimmen. Diese nämlich weben den Preis der Zukunft, indem sie die vorhandenen Vorräte, die Erntehoffnungen und die Konsumkraft der Roggenesser kombinieren.

Was aber folgt für den einzelnen Roggenhändler aus diesem Vorgang? Daß er nur einen sehr geringen Spielraum hat, sich selber Preise zu machen! Er ist Beamter eines Vorganges, der viel größer ist, als er auch nur übersehen kann. Der Roggenhandel als Ganzes hat sich seine internationale Regierung gegeben. Und ebenso liegt es bei allen Weltmarktwaren, also insbesondere bei allen Getreidearten, Zucker, Kaffee, Petroleum, Baumwolle, Wolle, Kammgarn, Eisen, Kupfer, Kohle, Edelsteinen. Viele andere Waren aber sind auf dem Wege, welthandelsreif zu werden. Der Entwicklungsgang ist dieser: zuerst wird das einzelne Stück verhandelt,

dann wird nach Muster bestellt, dann wird das Muster zur festen Qualitätsklasse erhoben, dann wird die Klassifizierung vom Zentrum des betreffenden Handels aus anerkannt und aufrechterhalten. Natürlich ist das im allgemeinen bei Rohprodukten leichter als bei Halbfabrikaten, bei diesen wieder leichter als bei fertigen Gebrauchsgegenständen. Man denke an Getreide, Mehl und Brot, an Wolle, Garn und Strumpf, an Eisenerz, Stabeisen und Eisenwerkzeug. Dieser Unterschied ist für den ganzen Aufbau des kapitalistischen Systems sehr wesentlich. Er ist einer der Gründe für das gesellschaftliche und politische Überwiegen teils der Rohstoffproduzenten, teils der Rohstoffhändler. Sie haben das Geschäft mit den einfachsten und größten Linien, wo mit wenigen Strichen über gewaltige Quantitäten und Umsätze entschieden wird; gleichzeitig pflegt ihre Preisbildung für die von ihnen abhängigen Verarbeitungsgebiete maßgebend zu werden. Das nämlich, was wir vorhin vom Roggen zu beschreiben versucht haben, ist nichts als eine Teilerscheinung der Entstehung des Weltpreises an sich. Unter Weltpreis verstehen wir ein Staffelsystem unzähliger voneinander abhängiger Preisgebiete, die in sich wieder in zahllosen Gliederungen organisiert sind. Der Weltpreis ist nicht der Preis irgendeiner Ware, weder der des Eisens, noch der des Weizens, selbst nicht der des Goldes; man kann auch von ihm nie sagen: hier wird er notiert und da wird er telegraphiert, er entzieht sich jeder Einzelbeobachtung; und doch ist er vorhanden und man merkt seinen Atem in allen Einzelprovinzen der Preisbildung. Es ist dieser Weltpreis das „Ding an sich" zu allen Börsenpreisen, diese aber wieder sind wie Gattungsbezeichnungen gegenüber allen wirklichen Kassapreisen.

Wenn die Engländer von Weltpolitik oder Menschheitsorganisation reden, so versteht es sich bei ihnen ganz von selber, daß sie dabei die Führung haben: sie sind das zur Menschheitsherrschaft auserwählte Volk. Ob dieser ungeheure Anspruch von ihnen wird aufrecht erhalten werden können, muß abgewartet werden, jedenfalls wird er jetzt erhoben. England verwaltet die Seeherrschaft und damit die Menschheitsidee und nimmt es übel, wenn andere Nationen diesen geschichtlichen Vorrang nicht ohne weiteres anerkennen. Sie dürfen innerhalb der Englandswelt gern ihre Kräfte üben; die Engländer sind nicht kleinlich! Nur Subjekt der Menschheitsgeschichte ist das Auswärtige Amt in London! Dieser Anspruch ist es, wogegen wir uns wehren, und zwar können wir der englischen Selbstsicherheit nicht eine ebenso große deutsche Sicherheit gegenüberstellen: wir sind das endgültige Menschheitsvolk! Dazu reichen Kräfte und Vorgeschichte nicht aus, und wir sind uns selbst gegenüber kritischer erzogen als die Engländer. So kommt es, daß deutsche Nationalidee und Menschheitsidee nicht ebenso glatt ineinander überfließen wie bei den Engländern.

Andererseits können wir aber auch nicht eine Nationalidee im Sinne der Kleinvölker pflegen, so wie es etwa Dänen oder Magyaren tun. Diese wissen von vornherein, daß sie die Menschheitsgeschichte doch nicht machen, und darum beschränken sie sich lediglich auf eigene Interessenvertretung innerhalb einer von anderer Seite geleiteten Geschichte. Sie gehen mit dem Größten, oder sie gehen mit der Opposition, oder sie erklären sich, wie es in Budapest wohl vorkommen kann, eines Tages für die Blüte der Menschheit, aber nie haben sie Menschheitsverantwortung in sich. Von ihnen ist das auch gar nicht zu verlangen, von uns aber muß es verlangt werden. Wir sind nicht stark genug für englische Harmonie von Menschheits- und Nationalgedanken, wir sind zu

stark für kleinvölkische Unverantwortlichkeit, so müssen wir auch diesen Übergang der Weltgeschichte stärker empfinden und in uns verarbeiten als irgendein anderes Volk.

Es wird von Weltpolitik geredet. Schon das Wort „Welt"-politik ist nicht ohne Illusion. Damit aber ist die Sache selbst in keiner Weise verurteilt. Es ist nötig, zu sehen, welche positiven Kräfte hinter diesem Worte stehen. Man sieht unseren Handel, unsere Fabrikation, begleitet im Geist unsere Waren über die Erdkugel, sieht deutsche Ansiedlungen in allen Zonen, fühlt den Pulsschlag, der durch Hamburg geht, fängt an, Kiel und Wilhelmshaven als Ergänzungsbestandteile von Hamburg und Bremen zu erfassen, vergleicht den Expansionstrieb anderer Völker und gewinnt dem vorher kritisch verdächtigten Worte großen Inhalt ab. Das Wort ist eine flatternde Fahne, ein Symbol, ein Willensbekenntnis, ein Gelöbnis von Unermüdlichkeit und Opferbereitschaft. Es mag Übertreibungen in sich bergen, ja es muß sie in sich enthalten, denn es ist Pflicht, neue Gedanken größer zu denken, als die Geschichte sie später herausarbeiten wird.

Dort steht der Künstler vor dem Rohstoff. Er weiß, daß zwischen ihm und seinem Stoff viel verloren geht. Weil er das weiß, muß er seine Idee so scharf, hell, farbig im Gehirn konzentrieren, wie nur immer möglich. Er darf nicht bloß das denken, was dann wirklich fertig wird, er muß mehr tun. Tut er es nicht, so leistet er weniger. In diesem Sinne gönnen wir der Weltpolitik ihren Schimmer. Es muß Musik dabei sein, wenn in den Kampf marschiert wird, helle todesfrohe, lebenslustige Musik!

Wir hören öfter aus wohlgesinntem nationalen Munde die Weltlage Deutschlands so darstellen, als seien wir allein die friedlichen Lämmer, alle anderen Nationen aber seien

reißende Wölfe mit fletschenden Zähnen und blutgierigen Augen. Eine solche Darstellung ist einfach dumm. Man braucht nur einmal längere Zeit Deutschland durch die Brille ausländischer Blätter zu betrachten, um zu wissen, daß wir draußen keineswegs als schneeweißes Weltgeschichtsschäfchen gelten. Die Wahrheit ist doch vielmehr folgende: durch die preußisch-deutschen Siege von 1866 und 1870 ist eine völlige Verschiebung im „Gleichgewicht" von Europa eingetreten, unser neues Kaisertum hat das habsburgische Kaisertum in den Schatten gestellt und das napoleonische Kaisertum gestürzt, Berlin hat sich zur Hauptstadt des westlichen Kontinents gemacht, das früher gespaltene, gedrückte, verlachte Deutschtum ist zur maßgebenden Potenz zwischen Rußland und England geworden, aus Machtlosigkeit wurde Macht, und neue Macht ist für andere stets drückend. Wir Deutschen sind die neuesten Revolutionäre in der europäischen Familie, die Leute, die den Schlaf des Erdteils zum letztenmal in entscheidender Weise gestört haben. Daß unser Volk das tat, war sein gutes Recht vor Gott und Menschen, es wollte nach langen Jahrhunderten des Elends auch einmal den Platz an der Sonne haben. Wir sind froh und glücklich, daß es gelungen ist, die Reichseinheit und Macht zu gründen, aber wir halten es für einfältige Sentimentalität, wenn wir nun nach dem allen tun wollten, als hätten wir kein Wässerchen getrübt. Weil wir Nation sein wollten, müssen wir auch offen und gern die Folgen tragen, die sich aus der Erfüllung dieses Wollens ergeben.

Sehr vorsichtig muß man sein mit der moralischen Behandlung der Weltfriedensfrage. Wenn da ein Friedensprediger, sei er Amerikaner, Schweizer oder Deutscher, vor uns hintritt: es ist von euch eine Unsittlichkeit, zu rüsten!, so ist das

eine so unerhörte Vergewaltigung aller geschichtlichen Begriffe, daß wir einfach einen schlechten Geschmack von aller Moral bekommen und den Mann reden lassen, was er will. Er selbst freilich weiß gar nicht, was für Unfug er anrichtet, denn er ist eben geschichtslos. Für ihn sind tausend Jahre als wie ein Tag, und er nimmt die erst werdende Menschheit als schon vorhanden. Ja, in der Tat, wenn einmal die Menschheitsorganisation erreicht ist, wenn einmal —, dann ist es unsittlich, gegen den gewordenen neuen Körper die Waffen zu erheben. Selbst das freilich ist nicht für alle Fälle sicher, aber es kann wenigstens vertreten werden. Jetzt jedoch, wo die Menschheit erst als Organisationsproblem auftaucht, wo sie aber noch keineswegs ein moralisch-politischer Körper ist, jetzt ist es absolut verfrüht, wenn einer im Namen dieses übermenschlichen Zukunftsstaates vor uns tritt und von uns verlangt, daß wir um dieser Idee willen alle Gegenwartsmoral über Bord werfen sollen. Gegenwartsmoral ist es, diejenigen Gemeinschaftsformen zu pflegen und zu erhalten, die wir als Ertrag einer langen Geschichte aus den Händen unserer Väter und Mütter empfangen haben. Das aber geht nach bisheriger Menschheitserfahrung nicht ohne Waffen.

Wodurch ist denn bisher in der Menschheit der Krieg weniger geworden? Einfach dadurch, weil er ein immer teureres und schwereres Gewerbe geworden ist. Es kann eben nicht mehr jeder Burgherr oder Stadtmagistrat Krieg führen. Und wenn er es könnte, so würden ihn alle Nachbarn beträuen, daß er sie nicht störe: zertritt unsere Saaten nicht, verdirb unsere Weinberge nicht, schieße unsere Bürger nicht, schließe keinen Hafen! Das Allgemeininteresse legt sich als zwingende Macht um den einzelnen Kleinkörper herum und hindert ihn, seine Arme zu schleudern, wie er gern möchte. . . .

Je mehr also die Weltverbundenheit wächst, desto mehr

erscheint jeder Krieg als Eingriff in notwendige Lebensvorgänge. Wenn große Nationen ihre Kanonen auffahren lassen, so setzen sie heute viel mehr aufs Spiel als früher, weil sie international verwundbar geworden sind. Diese Logik der Interessen soll man sprechen lassen! Das ist die beste Friedenspropaganda. Dabei spricht das, was vorhanden ist, nicht das, was erst werden soll.

Man kann dem Kriege sozusagen nur indirekt zu Leibe gehen. Das geschieht auf allerlei Wegen. Dahin sind zu rechnen die Abmachung fast aller europäischen Staaten über die Vermeidung giftiger oder sonst besonders abscheulicher Sprengstoffe und über die notwendigen Sicherungen gegen unbeabsichtigte Nebenwirkungen von Seeminen. So gering derartige Abmachungen erscheinen, so ist in ihnen zweifellos ein über das Kriegsinteresse hinausgehendes Menschheitsinteresse anerkannt. Dazu kommen die Abmachungen über die Behandlung von Spionen, Parlamentären, Waffenstillständen, Kapitulationen. Der Krieg erhält gewisse Minimalvorschriften. Noch weitergehend sind die Sicherungen der Nichtkämpfer und die Schonung der Verwundeten und ihrer Pfleger. Dem Kriege wird ein begrenztes Ziel gegeben: der Soldat, solange er streitbar ist. Interessant ist die Vereinbarung zur Wahrung des Postbetriebes und des Briefgeheimnisses im Kriege. Dazu das verwickelte Kriegsseerecht. Ob alle diese Bestimmungen immer innegehalten werden, muß abgewartet werden, tritt aber Verletzung ein, so ist das die Stelle, wo das obenbeschriebene Menschheitsgewissen sich am ersten regt, denn hier handelt es sich dann um Überschreitung eingegangener Verträge.

Der Untergrund unsres Staatenwesens sind die Kriege vieler Jahrhunderte und die aus ihnen hervorgegangenen Verträge. Der Fortschritt besteht nicht darin, daß man eine nicht vorhandene Gutwilligkeit heuchelte, sondern darin, daß

immer stärkere Interessenverbände entstanden. Diese Interessenverbände traten zunächst als Verschärfung der Gegensätze auf, hinderten aber tatsächlich den Ausbruch von Kriegen, weil mit der Größe des Zweckverbandes die Größe der Gefahr und der Aufwendungen steigt. In diesem völlig unsentimentalen Sinne sind seit zwanzig Jahren der Zweibund und Dreibund die Grundlagen des „bewaffneten Friedens" gewesen. Nicht dadurch sind sie friedlich geblieben, weil sie formell nur zum gegenseitigen Schutz gegen Angriffe geschlossen waren, sondern dadurch, daß sie nie fertig waren, sich anzugreifen. Den kleinen Staaten wird möglichst verboten, sich unruhig zu benehmen, und die Zweckverbände der Großstaaten führen den „berechneten Krieg", das will sagen: sie geben sich gegenseitig so viel nach, als sie Kanonen und Truppen der Gegenseite einschätzen. Der Zweck der Rüstung ist, diplomatisch verechnet zu werden. Verrechnet aber kann sie nur werden, wenn sie mobilmachungsreif ist.

Der durchschnittliche Krieg der Neuzeit ist eine kapitalistische Aktion. Dieses muß nicht verschleiert, sondern im Gegenteil in aller Nacktheit herausgehoben werden, wenn wir den Krieg und die Kriegsrüstung volkswirtschaftlich würdigen wollen. Die Grundform aller neueren Kriege sind die Erbfolgekriege der monarchischen Zeit. In ihnen ist das Objekt des Krieges ganz klar. Zwei Fürsten streiten sich um die Vergrößerung ihres Betriebes durch Eingliederung eines steuerzahlenden Gebietes. Aber auch die Kriege Friedrichs II. von Preußen sind Erwerbskriege im reinen Sinne des Wortes. Es ist ein Kampf der Berliner und der Wiener Kasse um die staatlich erreichbaren Mehrwerte Schlesiens, ein Kampf, der sich dem Geschäftskampf deutscher und amerikanischer Schiffahrtsgesellschaften vergleichen läßt, nur daß diese durch die über ihnen stehenden Staatsgewalten verhindert werden, sich

nach Art der Hansa oder der ostindischen Kompagnie selber mit Militär zu versehen. Diese rein privatwirtschaftliche Art des Krieges verändert sich durch die bereits mehrfach hervorgehobene Änderung im Wesen des Staates und des Heeres. Mit Ausscheiden der fürstlichen Privatwirtschaftsinteressen und mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verliert der Krieg sein fiskalisches Gepräge. Er wird nicht mehr zugunsten der Staatskasse geführt, aber er wird zugunsten der im Staat vertretenen Volkswirtschaft geführt. Sein Objekt ist der Anteil am kapitalistischen Prozeß im allgemeinen. Dieses Objekt ist weniger klar erkennbar als die Steuerkraft Schlesiens, kann aber stets gefunden werden, wenn man die Friedensschlüsse beachtet, in denen die Resultate der Kriege formuliert werden. Man muß Kriege nicht nach den Reden beurteilen, mit denen sie eröffnet, sondern nach den Paragraphen, mit denen sie geschlossen werden.

Den Ernst dieser Tatsachen muß man sich eindringlich vergegenwärtigen, wenn man die schwere Militärbelastung Deutschlands volkswirtschaftlich überlegt. Wir müssen wissen, daß für uns eine militärische Niederlage Verarmung bedeuten wird, denn sie bedeutet unter allen Umständen eine Versetzung in die Reihe der Schuldnerstaaten und den Übergang unseres überseeischen Großhandels in fremde (amerikanische?) Hände. Der kapitalistische Weltprozeß selbst wird durch unsere Niederlage nicht aufgehalten, aber wir werden in ihm bedeutungsloser. Dieses zu verhindern, bringen wir, auch abgesehen von allen nichtwirtschaftlichen Gründen die kolossalen Opfer unseres Militärhaushaltes mit der Überzeugung, daß sie sich rentieren, wissen aber dabei, daß es die Schwierigkeit gerade unserer geographischen Lage ist, die uns zu Ausgaben zwingt, wie sie eine glücklichere Konkurrenz jenseits des Ozeans nicht zu leisten braucht.

Sollen wir schließlich unsere Meinung darüber sagen, ob wir glauben, daß die Menschheit schon am Ende der Kriegsperiode angelangt ist, so müssen wir gestehen, daß keinerlei Sicherheit für einen ungestörten Verlauf der Menschheitsorganisierung vorhanden zu sein scheint. So große Entwicklungen verlaufen nicht ohne Kraftproben. Schließlich kommt es ja doch für alle Hauptnationen darauf an, welchen Anteil an der Leitung der Obergemeinschaft sie einmal haben werden. Das geht nicht einfach nach Kopfzahl. So formell demokratisch ist die Weltgeschichte nicht, daß sie etwa die 850 Millionen Asiaten genau doppelt so hoch einsetzt wie die 420 Millionen Europäer. Man denke, wie viel die wenigen Engländer in Indien bedeuten! Auch sind die 64 Millionen eigentliche Neger sicherlich nicht dasselbe wie 64 Millionen deutsche Reichsangehörige. Man mag innerhalb der religiösen Verkündigung den Satz vertreten, daß jede Menschenseele vor Gott den gleichen Wert habe, in der Politik gilt dieser Satz für absehbare Zeiten nicht. Hier entscheidet neben der Quantität die Qualität, die Organisation, Bildung, Moral, Technik und Leistung. Welches Volk viel leistet, wird viel bedeuten in der Menschheit. Dafür aber kann es keinen anderen Gerichtshof geben als den Kampf der Waffen, bei dem alle Kräfte aller Staatsbürger angespannt werden. Es ist ja theoretisch möglich, daß einmal die Kräfte endgültig gemessen und die Regierungsanteile endgültig bestimmt sind, aber das liegt so weit draußen, ist so fabelhaft fern, daß es geringen Zweck hat, davon schon heute zu phantasieren.

Als einst Deutschlands Einheit entstand, gelang sie nicht ohne letzten schweren Waffengang. Ebenso war es bei allen anderen zur Einheit gekommenen Nationen. Das aber ist das einzige Vorbild, an dem wir ahnend das vorerkennen mögen, was noch sich ereignen mag auf dem Wege zur Menschheit

Es gibt ein neudeutsches Volk, das seine Zukunft erst noch vor sich sieht. In allerlei Schichten und Berufen leben Männer und Frauen, die sich dem neuen Zeitalter nicht im Trauergewand nahen, sondern einen Glauben haben an die Vernunft, die auch in den wirtschaftlichen Dingen ist, sobald nur die Menschen vernünftig sein und handeln wollen. Diese Menschen, die sich nicht bangemachen lassen, weder vor ausländischer Konkurrenz noch vor neuen Arbeitsmethoden, weder vor Kartellen noch vor Gewerkschaften, diese sind es, die den besten Bestandteil der Nation ausmachen, weil sie nichts anderes wollen als der immer vorwärtsschreitenden Geschichte selber mit ihrem kleinen Können zu dienen.

Es sind die Menschen, deren Seelen leuchten, weil sie die Welt um sich herum neu werden sehen. Zwischen ihnen allen besteht eine Harmonie des Wollens an sich, selbst wenn sie sich um ihrer Programme willen zeitweilig zu zerreißen drohen.... Was der eine oder der andere leistet von den vielen, die namenlos dahingehen, die ihren stillen Dienst tun, niemand sieht es und niemand hört es! Sie gehören aber alle dazu, und sie dienen nicht sich allein, sondern einem Größeren, einem Geschichtsvorgang, von dem wir glauben, daß wir ihn der göttlichen Vorsehung verdanken! Sie dienen der deutschen Geschichte und einem Volke, das um seiner Leiden und um seiner Taten willen wert ist, ihm mit Herz und Sinn und Seele ergeben zu sein.

Kleine Schriften von Friedrich Naumann

aus dem Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 10

Deutschland und Österreich. Erweiterter Vortrag. Geh. 50 Pf.

Der Geist im Hausgestühl. Ausstattungsbriefe. Kart. 50 Pf.

Deutsche Gewerbekunst. Eine Arbeit über die Organisation des deutschen Werkbundes. Kartoniert 50 Pf., gebunden 80 Pf.

Das Ideal der Freiheit. Kartoniert 50 Pf.

Kunst und Industrie. Vortrag. Geheftet 25 Pf.

Kunst und Volkswirtschaft. Vortrag. Kartoniert 50 Pf.

Die Kunst im Zeitalter der Maschine. Kart. 30 Pf.

Die politischen Parteien. Kartoniert M. 1.20, in Leinen M. 1.65.

Die Reichsmarinefahrt. Geheftet 30 Pf.

Die Stellung der Beamten im Haushalte des Staates. Geheftet 40 Pf.

Die Stellung der Gebildeten im politischen Leben. Geheftet 30 Pf.

Das Volk der Denker. Eine Ansprache auf dem evangelisch-sozialen Kongreß zu Heilbronn. Geheftet 25 Pf.

Die Wohnungsnot unserer Zeit. Vortrag. Geheftet 25 Pf.

Die Freunde Naumanns sehen in ihm den Führer, der in einer weitgedehnten Wirkung und immer frischer schöpferischer Geisteskraft dem deutschen Kulturleben die entscheidenden Anregungen gibt, aus einer festen Durchdringung und Verbindung des Politischen, Wirtschaftlichen, Religiösen und Künstlerischen zu neuer Gestaltung des deutschen Wesens zu kommen. — Seine Gegner erkennen an, über Parteigrenzen weg, daß Naumann einer der selbständigsten Denker und sprachgewaltigsten Schriftsteller unserer Tage ist. Mit seinen Schriften muß sich auseinandersetzen, wer die treibenden Kräfte unserer Gegenwart spüren und begreifen will.

Die Bücher können durch jede Buchhandlung bezogen werden

Friedrich Naumann's Schriften

aus dem Verlage von Georg Reimer, Berlin W. 10

Form und Farbe. Ein Hausbuch der Kunst. Kartoniert 3 M., in Leinen 4 M., in Leder 6 M. Ein Führer zur Kunst wie wenige Bücher! Auf alle Gebiete der Kunst führt uns der gedankentiefe Meister des Stils; überall hat er uns Eigenes zu sagen. Das neue Jahrhundert

Im Reiche der Arbeit. Neue unveränderte Auflage der „Ausstellungsbriefe". Kartoniert 3 M., in Leinen 4 M., in Leder 6 M. Allen, die sich für die Zusammenhänge des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens interessieren, bringt dieses Buch nach Inhalt und Form genußreiche Belehrung Mitteilungen für den Gewerbeverein für Nassau

Sonnenfahrten. Ein Band Reisebriefe. Kart. 3 M., in Leinen 4 M., in Leder 6 M. Es gibt kaum ein Reisebuch von so farbiger Darstellung und in so beweglicher Sprache, mit so starken Anregungen, wie dieses. Wer viel gereist ist, wer seine Gedanken gern in die fernen Länder der südlichen Sonne gehen läßt, beide haben von diesem Buche schöne und reiche Stunden. Pädagogische Rundschau

Geist u. Glaube. Religiöse Beiträge. Kart. 3 M., in Leinen 4 M., in Leder 6 M. Das Buch ist in dem starken Rhythmus einer bewegten Seele voll Anschauung, voll Bildkraft geschrieben, dabei scharf, klar, durchleuchtend in der Formulierung der gewonnenen Erkenntnisse. Protestantenblatt

Freiheitskämpfe. Politische Kämpfe. Kart. 3 M., in Lein. 4 M., in Leder 6 M. Es will uns scheinen, als wenn dieses Buch des wackeren Fortschrittskämpfers eine große Aufgabe allgemeiner Natur besäße, nämlich die, im deutschen Volke den Sinn zu wecken, daß hinter den politischen Tageskämpfen große geschichtliche Notwendigkeit u. philosophische Gedanken stehen. Wiesbadener Tageblatt

Asia. Eine Orientreise. Mit Federzeichnungen von Julius Hartmann und Friedrich Naumann. Geheftet 3 Mark, in Leinen 4 Mark. Das ist Geographie in einer ganz neuen Gestalt. Eine großzügige Weltanschauung spricht uns aus dieser Reisebeschreibung entgegen. Ein Meister der Schilderung, ein feinfühlender Ästhet, ein scharfer Denker, dabei von seltener Tiefe des Gemüts: so ist Naumann, der Nichtgeograph, der besten Führer einer. Neue Bahnen

Briefe über Religion. Kartoniert M. 1.50, in Leinen M. 2.25. Wenn Freude Schaffensmut ist, dann ist alles in und an dem Buche freudig. Hier fügt sich das treffende Wort zum tapferen und befreienden Gedanken. Nach diesem sucht man in den Briefen nicht vergebens. Überall sind die Fragen so sicher vorgestellt und so mutig beschaut, daß die Nebel schwinden und das Licht durchbricht. Jeder der 27 Briefe hat seinen eigenen Sonnenstrahl, ein aufleuchtendes Bild, gesättigt mit Wahrheit und mit Kraft. Preußische Lehrerzeitung

Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Dritte veränderte Auflage. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark. Was Fichte einst durch seine Reden an die deutsche Nation zur Erweckung des patriotischen Denkens geleistet hat, das tut Naumann in ehrlicher, viel verkannter, unverdrossener Arbeit; sein Ziel ist die Erziehung des deutschen Volkes zur wirtschaftlichen Selbstbesinnung, damit das deutsche Volk groß im Innern und mächtig nach außen dastehe. Die Christliche Welt

Die Bücher können durch jede Buchhandlung bezogen werden

Arbeiten und nicht verzweifeln!

Thomas Carlyle

Jeder der arbeitet, sei es mit dem Kopfe, sei es mit der Hand, sollte diesen geistesgewaltigen Carlyle-Band lesen. Er erschien vor 12 Jahren als erstes der „Blauen Bücher". Damals sagte von ihm einer der führenden deutschen Männer öffentlich: „Dies Buch soll immer auf meinem Schreibtisch liegen, daß ich immer wieder in ihm lesen kann," und die „Münchner Allgemeine Zeitung" — damals das führende Blatt des deutschen Südens — schrieb u. a. von ihm folgende Sätze: „Schön gewählt wie der Titel des Buches sind die Auszüge aus Carlyles Werken und weislich beschränkt. Sie versuchen weniger, dem Historiker, Politiker oder National-Ökonomen Carlyle gerecht zu werden, als dem Menschen, wie er zum Menschen spricht und von jeder Seite und jeder Nation verstanden werden kann. Wem Carlyle in dieser Sammlung zum erstenmal entgegentritt, dem wird hier ein, wenn auch durchaus nicht vollständiges, so doch in seinen Umrissen richtiges Bild gegeben von dem schrullenhaften, hochgesinnten,

zornmütigen und warmherzigen Carlyle. – Weitaus die meisten Stellen sind aus „Einst und Jetzt", jenem 1843 erschienenen Buche, das ein einziger gewaltiger Aufschrei ist gegen Grausamkeit, Unwahrheit und Scheinwesen. Durch dieses, wie durch fast alle Carlyle'schen Werke zieht als fester Grundton das gebieterische „Arbeite!" — „Gedenke zu leben! Dein Dasein ist kein eitler Traum, sondern eine erhabene Tatsache. Es ist alles, was du hast, um damit der Ewigkeit gegenüberzutreten. Eine Probezeit ist dir gegeben; nie wird dir eine zweite vergönnt sein. Verliere keine Zeit damit, ‚dich selbst zu erkennen'; wisse vielmehr, woran du zu arbeiten hast, und arbeite daran wie ein Herkules ..." Von Carlyle gilt, was er von einem seiner Helden sagte „In diesem wilden Seher schäumt eine trotzige Energie, eine aus schweigender Tiefe hervorquellende Kraft, die man nur bei den erhabensten Geistern suchen darf; er hat die wunderbarsten Einblicke in das Mysterium der Natur und das noch größere des Menschenlebens getan." Von dieser Flamme geht ein Funke auf den Leser über. Er kehrt weiser, besser und, wie der Verleger in seinem kurzen Begleitwort sagt, „vertrauensvoller und arbeitsfreudiger von Carlyle zurück ..."

Aus den „Blauen Büchern" * 175. Tausend

Vornehm kartoniert: Eine Mark 80 Pfg.

Paul Rohrbach
Der deutsche Gedanke
in der Welt

Paul Rohrbach zu verlegen, wird an sich stets eine Freude sein. Sein Buch vom „Deutschen Gedanken" aber verbreiten zu dürfen, ist wohl mehr als das: Scheint es doch, daß dies Buch eines der wenigen werden wird, die die Gesamthaltung eines Volkes, einer Generation wesentlich mit beeinflussen. Man hat diese Schrift „ein großes Kulturbekenntnis des Deutschtums" genannt, oder auch das Buch, „das den Deutschen lehren kann, weltpolitisch zu denken". Und wenn ein Hamburger Theologe, der mit seinen Worten vorsichtig zu sein pflegt, von diesem Buche schrieb: „Jeder Deutsche muß es gelesen haben", so wertet sich dieser Satz anders als die übliche Phrase vom Buche, „das jeder gelesen haben sollte".

Fesselnd und überzeugend für den, der vor allem an Voraussetzung und Wirkung einer deutschen Kultur Anteil nimmt, ist das Buch nicht minder wertvoll für den, der — politisch oder wirtschaftspolitisch — zunächst an den äußeren Grundlagen des deutschen Gedankens interessiert ist.

Mit jenen politischen Flugschriften, die heute beachtet und morgen vergessen sind, hat das Werk nichts gemein. Ein herber Tatsachensinn geht hindurch: Ist doch Rohrbach einer der wenigen Deutschen, die sich draußen wirklich umgesehen und eine intime Weltkenntnis erworben haben. „Jedesmal" – schreibt der ‚Ostasiatische Lloyd'

— „jedesmal packt Rohrbach, das wissen seine Zuhörer in Ostasien aus verflossenen Jahren, aber noch nie hat er so mit seinem Herzblut geschrieben." Daß auch gebildete Frauen das Buch zu lesen hätten, soll nicht unerwähnt bleiben.

Schließlich sei **aus allen fünf Erdteilen** je ein kurzes Urteil über das Buch hier angefügt:

Europa: „Rohrbachs neues Buch, das eine Fülle von Stoff und anregenden Gedanken auf einen engen Raum zusammenpreßt, ruht auf einer gesunden Mischung von nationalem, gerechtem und freiheitlichem Geiste, von starkem Idealismus und realpolitischer Einsicht." (Nationalzeitung in Berlin)

Asien: „Die Perspektive, die Rohrbach eröffnet, ist darum so überwältigend, weil es hier ein einzelner Mensch verstanden hat, die tausendfachen und so unendlich verschiedenen Stimmen seines Volkes zu vernehmen, ihr Wichtigstes herauszuhören und zu gewaltiger Sprache zu vereinen." (Yokohama: Deutsche Japanzeitung)

Afrika: „Weil er die Geschichte der Völker kennt, weil er die Fülle des gegenwärtigen Lebens mit scharf blickenden Augen überschaut, weil er den Reichtum deutscher Geisteskultur in seiner eigenen Seele hat, darum ist Rohrbach ein Führer. Wenn unter den „Blauen Büchern" die Carlyle-Auswahl „Arbeiten und nicht verzweifeln" hundertfünfzigtausend Leser gefunden hat, so verdient dies deutsche Buch, das die Losung „Arbeiten und nicht verzweifeln" für die Weltaufgabe der deutschen Kultur in unser Herz rufen will, wahrlich nicht weniger Leser." (Swakopmund: Gemeindeblatt für S. W.)

Amerika: „Meisterhaft beherrscht der Verfasser seinen Stoff: geschichtlich, kulturwissenschaftlich, politisch. Eine Menge Wissens ist in dem Buch zusammengefaßt und scharf sind die Schlüsse gezogen." (Baltimore: Deutscher Korrespondent)

Australien: Ein Werk, welches durch seinen von weitgehender Kenntnis getragenen Inhalt und die klare Behandlung einer der brennendsten Fragen der Gegenwart Anspruch auf weiteste Verbreitung hat. Eine reiche Quelle weltpolitischer Belehrung. (Queensländer Herold)

Aus den „Blauen Büchern" * Mai 1914: 75. Tausend

Vornehm kartoniert: Eine Mark 80 Pfg.

Paul Rohrbach
Die Geschichte der Menschheit

Niemand hat je kondensierter Geschichte geschrieben als Rohrbach auf diesen dreihundert Seiten. Diese äußerste Kondensierung — ein harter Selbstzwang für den Autor — ist die Stärke des Buches. Durch sie werden die großen Zusammenhänge alles Geschehens merkwürdig deutlich: Das Steigen und Sinken der Völker wird nicht gelesen sondern erlebt. Ein ganz neues Geschichtsgefühl ist das Ergebnis, mag man vorher viel oder wenig historische Einzelkenntnis besessen haben.

Das Buch beginnt in prähistorischer Zeit und endet in der Gegenwart. Ein unabsehbarer Stoff ist streng bemeistert, fesselnd dargestellt. Manch neuer Gedanke ist ausgesprochen, und viele Ergebnisse der jüngsten Forschung sind hier erstmalig für eine breitere Öffentlichkeit verwertet. Beispielsweise die überraschenden Resultate hinsichtlich der weltgeschichtlichen Wirkungen des jemaligen Goldquantums und der jemaligen Veränderung der Kriegstechnik, zu denen Delbrück in seiner „Geschichte der Kriegskunst" kommt. Oder der Gedanke v. Richthofens: Iran als Wiege — wenn auch nicht der Menschheit,

so doch der historischen Völker — anzusprechen. Ein Gedanke, den der verstorbene große Geograph wohl nur im privaten Gespräch, nicht aber öffentlich aussprach, dessen Wahrscheinlichkeitsnachweis aber von klarer Einfachheit ist.

Rohrbach selbst — ausgerüstet mit dem ganzen Gewinn historischen Fachstudiums — konnte trotzdem auch dieses Buch nur so schreiben, wie er es geschrieben hat, weil er — hierin dem Nur-Historiker überlegen — zugleich eine eingehende, eigene und lebendige Anschauung derjenigen vier Weltteile, ihrer Länder und gegenwärtigen Völker, besitzt, die bisher den Boden der Weltgeschichte bilden.

Wenn gesagt werden darf, daß die universalhistorischen Vorstellungen der meisten von uns selbst dann noch ein halbdunkles Chaos zu bilden pflegen, wenn viel Einzelnes mit Ernst und Interesse gelesen ist, so wird man dieser kurzen, klaren, tiefen Universalgeschichte ihre Bedeutung freudig zuerkennen.

Und das wenigstens scheint sicher zu sein: dies Buch wird nicht — wie es andern „Weltgeschichten" wohl zu geschehen pflegt — ein stilles dekorativ-nutzloses Leben in den Bücherschränken führen, sondern es wird gelesen und wieder gelesen und verliehen und besprochen und so in das Leben selbst hineingestellt werden.

Neuigkeit der „Blauen Bücher": 1.—40. Tauf.
Vornehm kartoniert: Eine Mark 80 Pfg.

Deutsche Burgen und feste Schlösser

112 große Bildseiten

Von den schweren Ziegelbauten des Niederrheins bis zu den äußersten Vorposten deutscher Kämpfe im heutigen Rußland und in Siebenbürgen — vom stillen Glücksburg im Norden bis zur trotzigen Trostburg im südlichsten Tirol sind die deutschen Länder mit den wehrhaften Bauten der vergangenen Geschlechter in immer neuer Eigenart übersät.

Diese Überfülle verdichtet sich, auf den engen Raum eines einzigen Buches zusammengepreßt, zu einem überwältigenden Eindruck im Sinne jenes Satzes, daß „ein Volk wie das deutsche, das vielleicht einer großen, gewiß aber einer schweren Zukunft entgegengehe, allen Anlaß habe, sich mit seiner Vergangenheit zu verbünden"...

Aus einer Besprechung: „Wer das Buch in einer stillen Abendstunde vornimmt, wenn Tageslicht und Lärm erloschen, der wird von dem Eindruck gebannt sein. Ein von Heimatliebe beseeltes Begleitwort führt über zu der Fülle künstlerischer Photographien, die wie eine köstliche Bernsteinkette gereiht, das ganze deutsche Land von den hochragenden Ordensschlössern der Meeresgestade bis zu den trutzig-verwegenen Wehrbauten der Alpenkette um-

fassen. Welche überwältigende Sprache reden da deutsche Baukunst und deutsche Geschichte! Sinnend gleiten unsere Augen von der Meersburg, deren Türme schwermütig aus den Schatten tiefer Gassen an die Sonne steigen, über die wie auf der Lauer liegenden Felsensitze der Schweizer Landvögte zu dem Berge, der wie einen Psalm die Feste Hohensalzburg in die Abendglut hält. Unser inneres Ohr erlauscht aus dem Wehen des Wartburgwaldes Tannhäusers irrende Klage und das Hornecho prunkender Kaiserfahrten, das verloren um die Burgen des Lahngaues klingt. Das sind unvergängliche Werte jener Zeit, daß sie alle diese stolzen Bauten bodenständig schuf, und doch mit starkem künstlerischem Willen, daß sie für den Zweck geadelt als etwas ganz Selbstverständliches in die deutsche Landschaft wuchsen. Darum wird sich die lebendige Kraft, die aus ihnen strömt, unzertrennlich mit dem immergrünen Kranz der Vorstellungen und Erinnerungen schmücken, und alle Sinne des Schauenden fesseln. Ergriffen und dankbar schließen wir das Buch, das in seinem engen Rahmen einen kostbaren Schatz umfaßt, der das deutsche Volk, dem er anvertraut, reich macht vor allen Völkern der Erde."

Aschaffenburger Zeitung.

Das Buch enthält 112 große Bildseiten nach heutigen photographischen Aufnahmen, außerdem eine Reihe kleinerer und größerer Reproduktionen nach alten Kupferstichen nebst kurzer Einleitung von Professor Wilhelm Pinder.

Neuigkeit der „Blauen Bücher": 1.—60. Tauf.
Vornehm kartoniert: Eine Mark 80 Pfg.

Deutsche Burgen

und feste Schlösser:

Eine Freude für jeden Deutschen,

Mann und Frau
Arm und Reich
Alt und Jung

BIND...
OCT 22 1970

DD
117
N2
Naumann, Friedrich
Friedrich Naumann

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 03 05 15 010 2